This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

# Vom Jura zum Schwarzwald

Geschichte, Sage, Land und Leute.

Herausgegeben von

F. A. Stocker.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

# Vom Jura zum Schwarzwald.

## Geschichte, Sage, Land und Leute.

Herausgegeben

unter Mitwirkung einer Anzahl Schriftsteller und Volksfreunde,

von

**F. A. Stocker,**
Redaktor der „Basler Nachrichten".

Fünfter Band.

Aarau,
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.
1888.

# Aus Alt-Rauracien.

Von **Dr. Otto Schenker** in Pruntrut.

## I.

Sitzt man an einem schönen Sommerabend unter einer der Linden der prachtvollen Allee, welche sich an der rechten Seite des Schlosses von Pruntrut hinstreckt, unter dem altersgrauen Thurm, dem sog. Römerthurm oder der „refouse“, der in den letzten Zeiten des sinkenden Römerthums, in der Sturmfluth der Völkerwanderung gebaut worden und von dessen Zinnen oft das „feindio, feindio“ erklungen haben mag, und wirft einen Blick hinunter auf die kleine, aber altehrwürdige Bischofsstadt, auf die Dörfer nah und fern und auf die gesammte gesegnete, ährendurchwogte Landschaft, so umfaßt das Auge einen Gebietstheil, der des Erinnerungsreichen Vieles in sich birgt. Drüben begrenzt den Horizont der Mont-terrible (Mons terribilis), jene düstere Kette, welche die römischen Legionen so oft überschritten, die sie zum Schutz gegen die andringenden Germanen Jahrhundertelang besetzt und durch feste Lager, Kastelle ꝛc. gesichert hatten und trotzdem warfen Vandalen, Franken, Allemannen, Burgunder und Hunnen jene scheinbar für die Ewigkeit errichteten Werke in den Staub und wenige Ueberbleibsel geben Kunde von diesen längst vergangenen Zeiten. Ja, der Blick schweift über längstvergessene Gräber, über die große Ebene zwischen dem Mont-terrible und Courgenay, wo Cäsar mit seinen Legionen den Germanenfürsten Ariovist geschlagen haben soll; er bleibt haften auf dem Mont César, wo der römische Feldherr sein befestigtes Lager geschlagen und sieht sinnend, diesem Berg gegenüber, nur durch die erinnerungsreiche Ebene von ihm getrennt, den Pierre percée von Courgenay, den uralten Druidenstein. Ein bedeutungsvolles Stück uralter Geschichte in einen Blick zu-

sammengedrängt! Es ist für die Phantasie nicht schwer, sich in jene Zeiten zu versetzen, da noch nicht die schön bebauten Felder das Plateau der Ajoie schmückten, da ausgedehnte, herrliche Eichenwälder einen großen Theil des Raumes einnahmen, der Ur, das Wildschwein, der Bär die Forsten theilten und die Druiden im heiligen Hain am Pierre percée den Göttern opferten, Recht sprachen, über Krieg und Frieden entschieden, kurz, ihre ganze allmächtige Gewalt ausübten, bis die Römerherrschaft sie weiter und weiter verdrängte bis zum ultima Thule!

Werfen wir einen kurzen, geschichtlichen Blick auf diese uralten Zeiten, von denen keine Schrift, kein Buch Kunde giebt, und auf dieses Stück Land, das sich vor unsern Augen ausbreitet, auf diesen uralten Keltenboden: Rauracien war mit den Helvetiern, Sequanern, den Galliern überhaupt, keltisch, so daß Kelten und Gallier vor dem Eindringen der Römerherrschaft synonyme Begriffe bildeten. Wurstisen in seiner Basler Chronik spricht sich über die Grenzen Rauracien's folgendermaßen aus:

„Wiewohl nun dieses Lands Marchen und Begriff bei den alten Geographen, welche mehr auf Beschreibung ganzer Völker dann derselbigen sonderbare Landschaften und Abtheilungen gesehen, sogar eigentlich mit verzeichnet worden, so hat doch Plinius auf sie genugsam gedeutet, als er sagt, sie seien zwischen den Helvetiern und Sequanern gelegen.

„Welchem denn auch Cäsar zustimmt, sprechend, sie grentzend mit den Helvetiern. Wenn nun der Helvetier Land einseits, als gedachter Julius Cäsar austrucklich meldet, den Rhein und Jurtenberg endet, anderseits aber die Sequani exteriores oder heutigen Suntgaüwer gleicherweiß an das Gebirg Juram, so an selbigem Gestrich der Blaue heißt, stoßen, so ist der Rauracer Begriff sammt seinem Anwenden leichtlich zu erkennen, ja er kann aus gedachter Skribenten Vermeldung also geschlossen werden:

„Zwischen Helvetern und Sequanern liegt das Gebirg Jura, sagt Caesar de bello gallico. Nun aber liegen die Rauracer nach Plinius (lib. 4, Cap. 17) zwischen den Helvetiern und Sequanern. Deswegen muß folgen, daß die Rauracier des Berges Jura Einwohner und Beiwohner seien. Hierum besetz ich zum Theil aus der Alten Gezeugnuß, zum Theil aus gegenwärtiger Zeiten Gelegenheit diesem Land folgende Marchen:

Gegen Mittag den Berg Juram, wie sich derselbige von Niedergang gegen Aufgang zeucht, von der Kluse Pierreport (pierre pertuis) bis zum Anfang des Buchsgaus, da sich die Aar dem Gebirg zuneigt und soviel als unden an seinen Wurtzeln hinfleußt, allda ist der Aarenstrom

durchnieder bis in Rhein eigentlicher die Mittagwand dann der Jurassus. Gegen Aufgang beschließt es der Rhein, gegen Mittnacht das Leimthal und Ende des Jurtegebirgs, welches gemeldtem Thal nach der Blaue heißet. Gegen Niedergang abermals das Gebirg von Pierre pertuis über den Freyenberg herab."

Nach den neusten Forschungen können wir über die Grenzen Rauraciens Folgendes mit Sicherheit behaupten: Von den Helvetiern durch einen Jurazug getrennt, gegen die Einfälle der Germanen durch den Rhein geschützt, besaß Rauracien zur Zeit Cäsar's nur 23,000 Einwohner, während Helvetien zur nämlichen Zeit deren 160,000 ernährte. Die Rauraker bewohnten das Dreieck zwischen dem Nordabhang des Jura und dem linken Rheinufer, von dem Zusammenfluß der Aare und des Rheins an — als Spitze des Dreiecks — bis zu der Stelle, wo der Rhein plötzlich seinen Lauf nach Norden nimmt. Dieses Dreieck wird geschlossen einerseits durch den Lauf der Birs, die sich bei Basel in den Rhein ergießt, bleibt aber auf der entgegengesetzten Seite offen, verlängert sich in unregelmäßiger Weise, indem es dem Lauf der Birs bis Pierre pertuis folgt und sich links und rechts in den pittoresken Thälern, durch welche die zahlreichen Zuflüßchen der Birs kommen, ausbreitet. Das keltische Rauracien umfaßt also den gegenwärtigen Theil des Kantons Aargau zwischen dem linken Rheinufer und dem Nordabhang des Bötzberg, ferner die Theile der Kantone Solothurn und Baselland, welche im Westen von der Birs begrenzt und durch die Jurahöhen Schafmatt, Hauenstein, Paßwang, wo die Flüßchen Ergolz und Violenbach, Zuflüsse des Rheins, ihren Ursprung haben, bezeichnet werden, dann die Thäler, welche zum Flußgebiet der Birs gehören, wie die Thäler von Laufen, Lützel, Delsberg, Münster, Dachsfelden bis Pierre Pertuis. Die Rauraker hatten zur Zeit Cäsar's als Nachbaren: im Norden die Germanen, durch den Rhein getrennt, im Osten und Süden die Helvetier, im Westen die Sequaner, welche auch die Thäler des Doubs und der Allaine bewohnten (Gegend von Pruntrut und St. Ursanne) und die Latobriger, welche die Abhänge des letzten Jurazuges einnahmen und den Landestheil um die Larg und Ill im Oberelsaß, welchen man später Sundgau nannte. (Trouillat). Später, unter der Römerherrschaft, haben sich die Grenzen allerdings verrückt und im Norden, dem linken Rheinufer nach, weiter ausgedehnt.

Die Rauracher oder Rauracier — Bergbewohner —, welche um und in dem Jura, Jou-Rag, Berg des Jupiter, ihre Wohnsitze hatten, ge-

hörten also dem großen Stamm der Kelten oder Gallier an, die sich zwischen dem Rhein, den Alpen und Pyrenäen und dem Ocean ausdehnten, wahrscheinlich die ersten Bewohner dieser Gegenden. Ihre Hauptstadt war Raurac, welche sich später unter römischer Herrschaft zu Augusta Rauracorum umgestaltete und vergrößerte, von welch einstiger Herrlichkeit — Augusta Rauracorum rivalisirte mit Besontio, Besançon, der Hauptstadt der Sequaner — nur das kleine Basel-Augst geblieben, und die aufgefundenen Reste der Aquäducte, Bäder, des Amphitheaters, der Tempel, geben noch Zeugniß von vergangener Größe. — Trotzdem das Land zu Cäsar's Zeit nur etwa 23,000 Bewohner zählte, war es doch keine Einöde, wie die Heiligenlegenden glauben machen wollen; die archäologischen Funde beweisen vielmehr, daß Höhen und Tiefen, Thäler und Berge bewohnt waren, und uralte große Schlackenhaufen da und dort zeigen die Existenz des Bergbaues auf Eisen, wenn auch dasselbe nur auf der Oberfläche des Bodens zu Tage trat und in primitivster Weise geschmolzen wurde.

Ausgedehnte Eichenwälder, Sümpfe in den Tiefen, bedeckten das Land, welches zur Keltenzeit wenig angebaut war und die Ureinwohner mögen sich neben dem Wild von den Eicheln ernährt haben; von diesen Eichenwäldern ist wenig übrig geblieben und nur einige verkrüppelte Exemplare, welche dennoch die frühere Existenz eines Waldes erkennen lassen, beweisen da und dort im Jura das Vorhandensein dieser edlen, bald ausgestorbenen Baumart.

Wir sind, nach den neuern archäologischen Funden zu urtheilen, gewohnt, die vorhistorische Zeit in die Stein-, Bronze- und Eisenzeit zu theilen; wie lange jede Periode bei uns gedauert hat, ob die Kelten bei ihrer Einwanderung aus Asien den Gebrauch der Bronze schon kannten, können wir nicht mehr mit Sicherheit beurtheilen. Sicher ist nur das, daß wie in den Pfahlbauten der Seen, auf den Höhen und in den Tiefen des Jura Instrumente aus Stein (silex), Bronze und Eisen durcheinander in den nämlichen Lokalitäten gefunden worden. Es widerlegen diese Funde auch die Ansicht verschiedener Archäologen, als ob jede dieser Perioden die Ankunft eines neuen Volkes bezeichne, daß die frühern Einwohner vollständig von neuen Ankömmlingen ausgerottet worden, welche letzteren sich an deren Stelle gesetzt hätten und viel glaubwürdiger klingt die Ansicht Ferd. Keller's, daß bei den nämlichen Völkern ein steter, wenn auch langsamer Fortschritt vorhanden gewesen, dessen Dauer sich allerdings nur nach Jahrhunderten,

vielleicht Jahrtausenden berechnen läßt. Ferner ist ebenso sicher, daß zur Zeit der Pfahlbauer der feste Boden bewohnt gewesen, daß von den Seen aus in's Innere des Landes ein lebhafter Verkehr stattgefunden — die Identität der Funde im Wasser und auf festem Boden beweisen diese Ansicht; allein während die hölzernen Hütten der Landbewohner der sichern Zerstörung anheimfielen, überdauerten die im Wasser sich befindlichen Pfähle die Jahrtausende und gaben Zeugniß von jenen Epochen, die ohne dies der vollständigen Vergessenheit und Unkenntniß anheimgefallen wären.

Wie sich die Seebewohner durch Isolirung ihrer Pfahlbauten vor ihren Feinden und den wilden Thieren der ungeheuren Forste schützen wollten, so besaßen auch die Landbewohner ihre Verstecke und Zufluchtsstätten; die zahlreichen Höhlen mit ihren Thier- und Menschenüberresten lassen darüber keinen Zweifel und zeigen zugleich, daß unsere Altvordern mit Thierarten zusammengelebt haben, die nun ausgestorben sind.

Vor der Ankunft der Römer stand Gallien auf einer sehr niedern Kulturstufe; der Ackerbau war wenig geachtet, es galt dem freien Kelten unwürdig, den Pflug zu führen und im Norden des Landes überwog die Viehzucht. Erst die Römer führten Schafzucht und Ackerwirthschaft ein. Es entstanden Dörfer und Städte, und ein reger Verkehr, durch Straßen, Brücken, Schifffahrt auf den Flüssen und Seen unterstützt, herrschte einerseits bis Massilia (Marseille), der römischen Kolonie am mittelländischen Meere, anderseits bis nach England, wo Erz (Zinn) ausgeführt wurde. Die Kelten verstanden die Metallbereitung — auch die Ausbeutung des Eisens —, allein die aufgefundenen rohen Münzen beweisen den niedrigsten Grad von Empfänglichkeit für das Schöne und auch hierin waren später die Römer ihre Lehrmeister. Ganz Gallien bestand aus Gauen, die von einander unabhängig waren, jedoch in loserem Bündniß standen, in der Art, daß die schwächern den stärkeren folgten. Oft herrschte unter ihnen Krieg, wie die Feindseligkeiten zwischen den Aeduern und Sequanern beweisen, welche für ganz Gallien so verhängnißvoll waren und zuerst die Germanen, dann die Römer unter Cäsar in's Land riefen. Jedes Volk, jeder Gau der Kelten theilt sich in drei Klassen: die Druiden, den Adel (die Geschlechter) und das Volk. Nur die ersten zwei Klassen theilten sich in die Gewalt, das Volk als solches war ohne Einfluß; auch die Mitglieder des Senats, welchem die Administration oblag, wurden aus den Druiden und den Geschlechtern genommen. Ein Vergobret stand an der Spitze des Senats, war also die erste Magistratsperson des Gaues mit Rechtsprechung über Leben

und Tod der Untergebenen. In der Versammlung aller Freien wurden die allgemeinen Interessen des Volkes entschieden, es bildeten also diese Versammlungen ein Korrelativ gegenüber der Gewalt des Vergobreten, damit er nicht zur Tyrannis greife, wie Beispiele bei den keltischen Helvetiern (Orgetorix) und bei den Aeduern (Dumnorix) lehren. In unserer Gegend bestanden 3 Hauptgaue, von den Römern civitas Rauracorum mit Raurac als Hauptstadt, civitas Sequanorum (Vesontio, Besançon, Hauptstadt), und civitas Mediomatricorum (im untern Elsaß) genannt. Obwohl nun die Angelegenheiten des Gaues von der Versammlung aller Freien, dann von einem Vergobreten und dem Senat geleitet wurden, besaßen doch die Druiden den größten Einfluß, dem sich Alles beugte, selbst der Vergobret und die Geschlechter. Sie wurden in allen wichtigen Fragen vor Allem berathen, sie entschieden über Krieg und Frieden, der Vergobret war so zu sagen nur ihr erster Minister und wehe ihm, wenn er den Orakeln, die aus ihrem heiligen Munde kamen, zu widersprechen sich erkühnte! An ihrer Spitze stand ihr Oberpriester, und diese Persönlichkeit übte die faktische Macht aus und zwar mit dem nämlichen Recht, das später die Päpste in Anspruch nahmen, indem sie behaupten, der Papst stehe über dem Kaiser wie die himmlische Macht über der irdischen, wie der Statthalter Gottes über dem menschlichen Herrscher. Stets die alte Leier! So war es von Anfang an, so wird es bis zum Ende sein, d. h. so lange es auf Erden Priester und Gläubige geben, so lange der Mensch an eine direkte oder indirekte Beziehung mit der Gottheit glauben und die Anmaßung einzelner sogenannter Mittelspersonen oder Priester dulden wird.

Die Druiden waren die einzigen Träger der Wissenschaft, wenn man von diesem Embryo so reden darf, d. h. sie besaßen eine geringe Kenntniß der Botanik und Astronomie, deren Ausübung unter kabbalistischen Zeichen und Ceremonien stattfand. Die Hauptceremonie aber, die unter den größten Feierlichkeiten unter Zudrang des ganzen Volkes vor sich ging, war die Gewinnung der heiligen Mispel, welche auf den Eichen der heiligen Haine wuchs. Diese Pflanze, welche auch auf andern Bäumen als Parasit vorkömmt, ist auf der Eiche selten; allein der Glaube, daß die Gottheit gerade der Mispel auf den Eichbäumen übernatürliche Kräfte verliehen, machte ihre Aufsuchung und Gewinnung zu einem Akte höchsten Interesses und vor allem zu einem höchst religiösen Akt. Die Druiden durcheilten die weiten, großen Eichenwälder, um die seltene Pflanze zu suchen, aber erst im Monat Dezember und dann am 6. Tag des aufgehenden Mondes

(der Dezember war der heilige Monat, sechs die geheiligte Zahl) fand deren Gewinnung statt. Am bezeichneten Tage versammelte sich das Volk im höchsten Staat; zwei Herolde an der Spitze, dann drei Druiden mit Instrumenten, Psalmen singend, die Geschlechter in vornehmstem Waffenschmuck, hinter denselben das Volk in feierlichster Stimmung, so wallte der Gau zu den heiligen Bäumen; der Oberdruide, in lange, weiße Gewänder gehüllt, bestieg die Eiche und hieb die Mispel, welche von den Druiden in Empfang genommen wurde, mit goldener Sichel ab. Nach diesem feierlichen Akte wurden zwei weiße Stiere getödtet, Gebete an die Gottheit gerichtet, damit sie der Mispel, die erst am 1. Tag des Jahres in kleinen Partikeln vertheilt wurde, die heilsamen Eigenschaften, welche man ihr zuschrieb, in vollstem Maße zuwende.

Die Religion der Kelten war ein Naturdienst, ohne Tempel, ohne öffentliche Gebäude. Ihre Eichenhaine waren die Tempel, in welchen sie die rein vergeistigten Gottheiten — ein höchster Gott mit vielen untergeordneten Göttern, also eine Art Polytheismus — anbeteten; sie glaubten an die Unsterblichkeit der Seele. Diesen Göttern wurden von den Druiden auf den Höhen, in der Tiefe der Wälder, an Quellen und Flüssen geopfert, selbst die Menschenopfer waren gewöhnlich, seien es in den Kämpfen bezwungene Feinde, seien es Verbrecher aus dem eigenen Volk oder durch das Loos bestimmt, ja bisweilen blutete derjenige, der als der Letzte in die Versammlung kam, auf dem Opferaltar.

Aus den Eingeweiden der geopferten Menschen und Thiere, aus dem Fließen des Blutes, aus dem Rauschen der Eichen, aus dem Fluß der Bäche, stellten die Druiden ihre Fragen an das Schicksal, empfingen sie von der Gottheit die Orakel und diese Gebräuche erhielten sich lange in die Römerzeit, ja in die christliche Zeit hinein. Diese nächtlichen Versammlungen in den Wäldern, an Quellen, Flüssen, Seen, gaben auch den Ursprung dem Hexenglauben und Hexensabbath, der in der Folge so verhängnißvoll werden sollte.

Neben den Druiden, als den eigentlichen Priestern, finden wir noch einen untergeordneten Priesterorden, die Barden, welche an den Festen die Thaten der Voreltern und der Helden besangen und mit der Harfe begleiteten. Auch sie übten einen großen Einfluß aus und stellten oft durch ihre Gesänge vor dem Zusammentreffen zweier Heere im Krieg den Frieden wieder her oder bewirkten im Kampf durch ihr Dazwischentreten eine Pause.

Endlich gab es bei den Kelten noch Prieſterinnen oder Druidinnen, barfuß einhergehend, in weiße, wallende Gewänder gehüllt, die eigentlichen Wahrſagerinnen des Volkes. Ihre Orakel geſchahen aus dem Rauſchen der Quellen und Bäche und gerade dieſen Frauen ſchrieb man die größte prophetiſche Gabe zu.

Ihr Anſehen und der Eindruck ihrer Wahrſagungen war bei Kelten und Germanen ſo groß, daß der Beginn der Schlachten von ihrem Urtheil abhing, daß z. B. der Germane Arioviſt beim entſcheidenden Kampfe mit Cäſar nicht ſchlagen wollte, da die Druidinnen verboten, vor dem Neumond den Kampf zu beginnen, und dann, vom Römerfeldherrn zu ſchlagen gezwungen, die Schlacht verlor.

Von der Weisheit der Druiden und Barden iſt Nichts aufgezeichnet worden; ja es war ihnen bei Todesſtrafe verboten, etwas aufzuſchreiben und die Druidenſchulen beſtanden im Recitiren langer Verſe und Sprüche, die ſich von Mund zu Mund fortpflanzten. Cäſar, Plinius, Tacitus ſind die einzigen Quellen, woraus wir dieſe Kenntniſſe ſchöpfen und ohne die römiſchen Schriftſteller wüßten wir Nichts von Sitten und Gebräuchen der Ureinwohner unſeres Landes.

Was nun die Sprache betrifft, ſo wurde durch ganz Gallien keltiſch geſprochen, wie es uns noch in uralten Orts-, Fluß- und Bergnamen vorliegt, und wie ſich noch Ueberreſte in England (im Gäliſchen) und in der Bretagne erhalten haben. Es ſcheint eine ſchwierige Sprache geweſen zu ſein; wiſſen wir doch durch Cäſar, daß ſein berühmter Gegner, der Germanenfürſt Arioviſt, ihrer nach 14jährigem Aufenthalt in Gallien kaum Meiſter geworden, und die er, der römiſche Feldherr ſelbſt, nur durch viele Uebung erlernen konnte. Als dann die Römer in Gallien die Herren geworden und Religion, Sitten, Staatsverfaſſung umänderten, kam auch das Lateiniſche hinzu, ſpäter unter der Herrſchaft der Burgunder und anderer deutſcher Stämme das Deutſche, ſo daß die Sprache ein Miſchmaſch von keltiſch, lateiniſch und deutſch wurde, wie es uns jetzt noch im Patois unſerer Gegend vorliegt. Davon ein Beiſpiel:

Memé, qu'ai-vo Krômai en lai foire? Ainne Krouze po portaî de l'ave é moichenoux, des sulaîs po le taitai, des riemes po nos buobes, et des câles po nos baichattes. „Mamman qu'avez-vous acheté à la foire? Une cruche pour porter de l'eau aux moissonneurs, des souliers pour le père, des fouets pour nos garçons et des bonnets pour nos filles.“ Die Worte

memé, ave, taitai, câles, baschattes, sind keltisch; ai kommt von habere, von von vos, foire von forum, ainne von una, po von pro, portai von portare; moichenoux von messor, sulais von solea, nos von noster, sind also lateinischen Ursprungs. Deutsch sind Krômai von chromen (kramen), Krouezes = Krug, riemes = Riemen, bouebes = Buben. (Serasset).

Die alten Kelten liebten vor Allem Krieg und Jagd; hohe, kräftige Gestalten — die Germanen aber, besonders die Burgunder, scheinen im Allgemeinen von noch höherer Statur gewesen zu sein — von einer bis auf die Knie gehenden tunica bekleidet, darauf ein kurzes Oberkleid, sagum, das die Arme nackt ließ, auf dem Haupte den erzenen Helm, mit Hörnern der erlegten Thiere geschmückt, darunter das lange Haar bis auf die Schultern niederfallend oder zu Hörnern aufgerollt und roth gefärbt, um den Leib die kupferne Kette, an welcher das mächtige Schwert hing, in der einen Hand den mannshohen Schild, in der andern den Wurfspeer oder den Streitkolben, waren sie keine zu unterschätzenden Gegner für die Fremden und verachteten die Römer ihrer geringen Höhe wegen. Waren keine fremden Kriege in Sicht, so erprobten sie ihre Kraft in Geschlechts- oder Familienfehden, übten sich in der Jagd auf den Auerochs, den Bären, das Wildschwein, den Hirschen und tranken ungeheure Mengen Bier oder Meth bei ihren Festlichkeiten. Ihre Wohnungen zeichneten sich durch Einfachheit aus und bestanden in hölzernen Hütten, die Wände oft auch nur mit Zweigen durchflochten und deren Zwischenräume oder Lücken mit Lehm ausgefüllt, und die Dächer mit Stroh gedeckt.

Das Klima scheint kälter gewesen zu sein als jetzt, da noch im 4. und 5. Jahrhundert nach Christus der Rhein, der Grenz- und Schutzstrom der Kelten, fast alljährlich zufror, so daß die beutelustigen germanischen Stämme denselben überschreiten konnten, um in das Innere Gallien's einzudringen und die römischen Niederlassungen und Kastelle zu zerstören.

Was ist nun von dieser alten Keltenzeit übrig geblieben? Steinerne Aexte, Messer, Instrumente aus Bronze und Eisen; unförmliche kunstlose Münzen, die alte keltische Sprache in Orts-, Berg- und Flußnamen (z. B. Rhein, keltisch Ren = fließendes Wasser, lateinisch Rhenus; Aar vom keltischen Arü, Aarü = reißender Fluß, ferner Birs, früher Bersich vom keltischen berre = reißender Waldbach, Jura von Jou — Rag = regnum Jovis ꝛc.); in Felsen gehauene Wege für zweirädrige Karren, wie sie in den Schluchten des Münsterthales und bei Pierre-

Pertuis entdeckt wurden und endlich große Monolithe, sog. Men — Hirs, wie der berühmte Pierre perceé von Courgenay, ½ Stunde von Pruntrut entfernt. Der Pierre perceé ist ein länglich viereckiger Kalksteinblock, durch das Alter geschwärzt und auf die breitere Basis gestellt. Seine Höhe übertrifft 7 Fuß, die Breite 6 Fuß, seine Dicke ist 15—18 Zoll. In der Höhe von 4½ Fuß zeigt der Stein in der Mitte ein rundes Loch von 14—15 Zoll Durchmesser. Keine Inschrift ziert den Monolithen, es zeigt sich daran auch keine Spur von Hammer und Meißel. Die Ränder der Oeffnung scheinen durch langen Gebrauch abgeschliffen, wir werden sehen, auf welche Weise. Sicher ist nur das Faktum, daß im frühen Mittelalter dieser Stein, diese Sphinx, an welcher schon so viele ihren Scharfsinn zur Enträthselung des seltsamen Monuments geübt, sich neben einer berühmten Linde befand, unter welcher das Mallum publicum stattfand, d. h. die Versammlung aller Freien der Mairie von Alle, zu welcher Courgenay nebst den andern umliegenden Dörfern gehörte, in welcher Versammlung die öffentlichen Interessen diskutirt und unter Vorsitz des Grafen oder dessen Stellvertreter Gerechtigkeit geübt wurde. Unter der nämlichen Linde wurde im Jahr 1282 ein Kompromiß zwischen Henri d'Isny, Bischof von Basel und Renaud de Bourgogne, Graf von Montbéliard, wegen des Besitzes von Pruntrut geschlossen, wie ein altes Manuskript anzeigt. Später bemächtigte sich der Aberglaube dieses seltenen Steines; man zog kranke Leute durch das Loch, um sie von der Kolik zu heilen, ein Gebrauch, der sich noch bis Anfangs unseres Jahrhunderts vollzog und die Oeffnung so abschliff, wie wir sie gegenwärtig noch sehen. Auch in England und Frankreich soll die nämliche eigenthümliche Sitte bei ähnlichen Steinen stattgefunden haben. Um das Dunkel, das stets über dem interessanten Monolithen schwebte, zu heben, ließ im Jahr 1715 Fürstbischof Johann Konrad am Fuße des Steines Nachgrabungen bis zur Tiefe von 2½ Fuß anstellen, ohne das Räthsel zu lösen. Die nämlichen Nachforschungen hielt unter der französischen Regierung im Anfang unseres Jahrhunderts, Daubert, Sousprafekt von Pruntrut, mit nicht viel besserem Erfolg, als daß er beweisen konnte, daß keine kupfernen Leisten vorhanden seien, welche den Stein auf einer Unterlage befestigen, wie seine Vorgänger gesehen haben wollten, daß der Stein auf bloßem Felsen ruhe und durch die eigene Schwere im Gleichgewicht gehalten werde.

Die Ansichten über die Bedeutung dieses Monolithen sind nun sehr verschiedenartig: die Einen betrachten ihn als Siegesdenkmal Arioviſt's

über die Aeduer bei Amegetobria, welche Stadt einige Archäologen an die Stelle von Pruntrut setzten, aber ohne irgend welche Wahrscheinlichkeit, Andere im nämlichen Sinn als Zeugniß des Sieges Cäsar's über Ariovist in der Ebene von Courgenay; die Dritten glaubten, der Stein sei ein Grenzstein zur Unterscheidung zweier Provinzen, während doch nie eine bedeutende Grenze weder provinzieller, noch kommunaler Art sich an diese Stelle knüpfte. Kurz, die Geister konnten sich nicht einen, bis sich unter den Archäologen der neuern Zeit die Ansicht Bahn gebrochen, der Pierre perceé sei der Rest eines Dolmen oder eines druidischen Altars. Ja, Trouillat geht so weit, demselben astronomische Zwecke der Druiden zu vindiciren, indem er anführt, daß die Deklination des Monolithen gegen Osten 14° betrug, daß die horizontale Linie, perpendikulär auf die nach Norden und Süden gewendeten Oberflächen geführt, genau den Erdmeridian darstelle, daß das Loch vielleicht durch eine Holzplatte geschlossen werden konnte, in welche Platte durch eine feine Oeffnung ein Sonnenstrahl hindurchgelassen und so vermittelst konventioneller Zeichen auf dem Boden vor dem Monolithen die Tages- und Jahreszeiten bestimmt werden konnten.

Diese Ansicht fände auch durch die Bemerkung Cäsar's eine Stütze, daß sich die Druiden viel mit Astronomie beschäftigt haben. Sei dem, wie es wolle, die Akten über diesen Stein sind noch nicht geschlossen, und es darf nur mit Sicherheit angenommen werden, daß er uralt ist und höchst wahrscheinlich in die keltische Periode zurückreicht.

## II.

Rauracien als solches, als besonderer Gau des Keltenlandes oder Gallien's, tritt zum ersten Male in's Licht der Geschichte durch Cäsar und seine Feldzüge in Gallien und gegen die Helvetier. Wir wissen durch unsere vaterländische Geschichte, wie die Helvetier, auch dem großen Keltenstamm angehörig, durch Orgetorix, der nach der Alleinherrschaft strebte und sich mit dem Aeduerfürsten Dumnorix und dem Sequaner Casticus heimlich verbunden, bewogen, ihr wildes Land verlassen und sich neue Wohnsitze im milden westlichen Gallien suchen wollten, wie Orgetorix in seinen geheimen Umtrieben verrathen und angeklagt, sich selbst den Tod gab, wie die Helvetier dennoch den Auszug beschlossen, sich dazu während zweier Jahre rüsteten und endlich, nachdem sie ihre Städte und Dörfer verbrannt, im Ganzen 263,000 Menschen, darunter 80,000 waffenfähige Männer, stark, aufbrachen und sich gegen Genf wandten. Den Helvetiern

hatten sich auf ihre Einladung die Rauraker, 25,000 Seelen stark, angeschlossen, ferner ihre Nachbarn die Tulingier in der Stärke von 36,000 Seelen (sie wohnten im mittlern Elsaß), dann 32,000 Bojer (in Noricum ansässig) und endlich 14,000 Latobrigen (an der Larg und Ill). Auch die Hilfsvölker hatten ihre Wohnsitze verbrannt, die Rauraker ebenso ihre Hauptstadt, Raurac am Rhein. Dieser ungeheure Zug, im Ganzen 378,000 Seelen zählend, wollte auf dem kürzesten Weg mitten durch Gallien in den Westen dieses Landes vorrücken; sie hatten aber ohne die Römer gerechnet, welche bereits einen Theil von Gallien, die Provence (provincia) inne hatten und ferner mit den Kelten im Wallis in Bundesgenossenschaft standen. Cäsar, von der drohenden Gefahr unterrichtet, eilte aus Italien nach Genf, hielt, um Zeit zu gewinnen, die Helvetier durch Unterhandlungen hin, verbarrikadirte den Weg vom Genfersee zum Jura durch eine 9000 Fuß lange und 16 Fuß hohe Mauer, sodaß die Auswanderer sich einen andern Weg durch die finstern, engen Thäler des Jura suchen mußten. Sie gelangten so durch das Gebiet der Sequaner zu den Aeduern und an die Saone, wo Cäsar noch einen Theil der Helvetier, die Tiguriner, welche den Uebergang über den Fluß noch nicht hatten bewerkstelligen können — die Helvetier brauchten 20 Tage zu diesem Uebergang, während es nachher Cäsar in einem Tag gelang — vollständig schlug und großentheils vernichtete. Trotzdem rückten die Helvetier in Gallien vorwärts, Cäsar ihnen nach, und nachdem Erstere den alten Divico als Unterhändler zum römischen Feldherrn gesandt, mit dem Auftrag, Cäsar zu bestimmen, keine Feindseligkeiten zu unternehmen und den Helvetiern Wohnsitze in Gallien anzuweisen, Unterhandlungen, die sich am Stolz der Helvetier und den ehrgeizigen Absichten Cäsar's zerschlugen, erfolgte endlich die entscheidende Schlacht bei Bibracte (Autun), der Hauptstadt der Aeduer, wo die Helvetier nach einem Heldenkampf der römischen Kriegskunst erlagen. Der Stolz der Helvetier war gebrochen. Im Jahr 58 vor Christus schickten sie eine Gesandtschaft zu Cäsar, welche weinend und auf den Knien um Gnade bat, Geiseln anbot, und Cäsar gewährte diese Gnade, indem er die Ueberreste der Helvetier nach Hause schickte, mit dem Befehl, die verbrannten Dörfer und Städte wieder aufzubauen — aber nicht, ohne vorher einen Theil der Ueberwundenen, die Urbigener, etwa 4000 Mann stark, welche auf eigene Hand sich hatten flüchten wollen, aber auf Befehl des römischen Feldherrn wieder eingebracht worden waren, nach grausem Kriegsrecht dem furchtbaren Rachegott geopfert zu haben. —

Er ließ sie Alle über die Klinge springen. Bei den Helvetiern wurde der Nominativetat der Theilnehmer des verhängnißvollen Zuges in griechischen Lettern gefunden, woraus hervorgieng, daß im Ganzen 368,000 Menschen ausgezogen waren, darunter 92,000 Kombattanten, und von dieser Zahl kehrte nur ein Drittel, 110,000, in die Heimath zurück.

Nachdem wir in wenigen kurzen, allgemeinen Zügen, ohne auf Details einzutreten, das Resultat dieser unglückseligen Emigration beschrieben, sehen wir uns nach dem Schicksal der Rauraker um. Diese theilten vollkommen dasselbe ihrer Bundesgenossen auf dem Marsch und bei der Niederlage: 23,000 Seelen stark ausgezogen, kehrten 7300 zurück und bauten Raurac, ihre Hauptstadt, am Zusammenfluß der Ergolz und des Violenbachs gelegen, wieder auf, eine Stadt, die später unter den Römern, wie wir sehen werden, als Augusta Rauracorum zu ungeahnter Blüthe sich erhob.

Es scheint aber, daß Cäsar den Raurakern noch fernere Wohnsitze anwies, und zwar die Tulingier und Latobriger mit ihnen verschmolz. Diese letzteren Namen kommen wenigstens später nie mehr vor und ferner ist geschichtlich erwiesen, daß 6 Jahre später die Bojer und Rauraker zusammen 30,000 Mann zum Unabhängigkeitskampf der Gallier unter Vercingetorix gegen Cäsar in's Feld stellten, was ja unmöglich gewesen, da die Rauraker vor 6 Jahren nur 7300 Seelen stark zurückgekehrt waren, wenn nicht andere bewohnte Gebiete mit Rauracien vereinigt worden wären. Dieser letzte Unabhängigkeits- und Heldenkampf des Vercingetorix und seiner Gallier, die des Römerjochs müde waren, scheiterte an Cäsar's Feldherrengenie und die Gallier beugten von nun an (Jahr 52 vor Christus) das stolze Haupt unter der römischen Herrschaft. Der Sieger ließ ihnen ihre Institutionen, ihre Gesetze, die alte Eintheilung des Territoriums und Helvetier, Sequaner, Rauracher fuhren fort dem keltischen Gallien anzugehören, während im Westen das aquitanische, im Nordwesten das belgische Gallien unter römischer Oberhoheit entstand. Bevor aber jener letzte Verzweiflungskampf der vereinigten Gallier stattfand, geschah nur einige Monate nach der schweren Niederlage der Helvetier bei Bibracte, an der Grenze Rauracien's, ja vielleicht im rauracischen Lande selbst ein bedeutungsvolles Ereigniß, das wir nicht mit Stillschweigen übergehen können, obwohl es nicht die Rauraker selbst betraf, wir meinen den Zusammenstoß zwischen Römern und Germanen, zwischen Cäsar und Ariovist in der Ebene von Courgenay.

Um dies Zusammentreffen zu erklären, müssen wir etwas weiter ausholen und den Blick um etwa ein Jahrzehnt rückwärts wenden. Wie schon früher bemerkt, standen die einzelnen Gaue der Kelten oder Gallier in einem losen Bundesverhältniß zu gegenseitigem Schutz und Abwehr auswärtiger Feinde; da aber der kriegerische Sinn des Volkes die Waffenruhe nicht lange ertrug, wandten sich die Feindseligkeiten gar oft gegen benachbarte Stämme und Gallier kriegten gegen Gallier. An der Saone, welche die Grenzscheide bildete, berührten sich zwei mächtige, gallische Völker, einerseits die Sequaner, auf der andern Seite die Aeduer, welch' Erstere den Letztern vorwarfen, sie hätten das Umsichgreifen der Römerherrschaft in Gallien unterstützt; in Wahrheit aber strebten beide Gaue nach der Hegemonie in Gallien und daher die Eifersucht; ferner entstand Streit wegen eines Zolles betreffs der Schifffahrt auf dem Grenzflusse, der Saone. Da die Gemüther sich stets stärker erhitzten, riefen die Sequaner den mächtigen Fürsten der markomannischen Germanen, welche auf dem rechten Rheinufer wohnten, Ariovist, zu Hilfe. Dieser germanische Heerkönig, froh, sich in die Angelegenheiten Gallien's mischen (um 72 vor Christus), ja seine Eroberungen über den Rhein ausdehnen zu können, setzte mit 15,000 Kriegern über den Grenzstrom, durchzog das Land der Sequaner und schlug die Aeduer in einer großen Schlacht bei Amegetobria (wahrscheinlich in der Nähe von Pontarlier, der Name kommt nur einmal, ohne nähere Angabe, bei Cäsar vor). Die Sequaner hatten ihren Zweck erreicht, die Aeduer waren gedemüthigt, dafür hatten sie sich aber einen Bundesgenossen aufgeladen, der bald als Herr auftrat und nicht mehr abzuschütteln war. Ariovist verlangte und bemächtigte sich etwa des dritten Theils Sequanien's, des Sundgaues, das an den Rhein stößt, dann verlangte er noch einen Drittel, um die Haruder zu entschädigen, welche in der Zahl von 24,000 Mann vor Kurzem den Rhein überschritten und sich mit ihm vereinigt hatten.

Das Ober-Elsaß war der Schauplatz aller möglichen Gräuel und Verwüstungen von Seiten der Germanen, die bald in sequanischen Landen die ungeheure Zahl von 120,000 Kriegern erreichten, mit welchen nun Ariovist an die Eroberung Galliens gehen wollte. Zu spät sahen die Sequaner ein, daß es bei häuslichen Händeln besser sei, das Letzte zu dulden, als fremde Hilfe anzurufen, daß besser die größten Opfer geleistet werden, als fremde Heere auf vaterländischem Boden zu dulden, seien sie auch als Freunde gekommen — eine Wahrheit, welche die Geschichte so

oft bestätigt; die feindlichen Brüder, Aeduer und Sequaner, fanden sich wieder und ihre gemeinschaftlichen, hilfesuchenden Blicke richteten sich auf die einzige Nation, die der germanischen an Kriegsruhm gleichstand, auf den einzigen Mann, der dem gefürchteten Ariovist entgegentreten konnte und soeben die Helvetier in gewaltigem Ringen besiegt hatte, auf die Römer und auf Cäsar.

Wie vor 14 Jahren Ariovist, als er über den Rhein setzte, um den Sequanern zu Hilfe zu eilen, dies mit Freuden that und in der Hoffnung, sich Gallien tributär zu machen, wie er, als der Gerufene, einen legalen Grund fand, sich in Gallien's Angelegenheiten zu mischen, mit ebenso großer Freude vernahm nun Cäsar den Hilferuf der von Ariovist unterdrückten Sequaner und Aeduer. Nur hielt Cäsar, ebensosehr Staatsmann als Feldherr, auf dem Decorum; hatte er ja selbst vor einiger Zeit bei dem Senat beantragt, Ariovist als Freund und Socius des römischen Volkes zu erklären, und suchte deshalb nicht einen raschen, offenen Bruch mit dem mächtigen Germanenfürsten. Er machte ihm vorerst Vorstellungen, bot ihm dann eine Unterredung an, welche Ariovist zurückwies; hierauf begab sich Cäsar in die Hauptstadt der Sequaner, Vesontio, wo der römische Feldherr Alles, was zu einer kriegerischen Expedition nöthig, in Ueberfluß vorfand, und kam darin dem Germanenfürsten, der auch nach Vesontio strebte, zuvor. Dann verließ er die Stadt, ging Ariovist, der am Nordfuß des Jura Stellung gewonnen, entgegen, und vermied bei seinem Marsch die Defiléen des Jura, allerdings ein Umweg von 40,000 Schritten, da er fürchtete, er könnte in den engen wilden Schluchten, auf den bewaldeten Höhen, über welches Land die Sequaner den Römern übertriebene Vorstellungen gemacht hatten, in einen Hinterhalt fallen. Nach ununterbrochenem Marsche vernahm Cäsar am 7. Tag durch seine Läufer, daß Ariovist sich nur 8 Stunden von ihm entfernt befinde (24,000 Schritte), und nun war es der germanische Heerkönig selbst, der Cäsar um eine Zusammenkunft bat, ein Verlangen, in das der Römerfeldherr einwilligte und die Unterredung auf den 5. Tag nach gemachtem Vorschlag setzte. Während dieser 5 Tage geschahen Pourparlers von Hüben und Drüben zur Festsetzung des Ceremoniell's, der mitzunehmenden Begleitung ꝛc., Ariovist verlangte, daß Cäsar keine Infanterie mit sich nehme, die Gefahr eines Hinterhaltes vorschützend; auch darein willigte Cäsar, und da er vom Krieg mit den Helvetiern her die Unzuverlässigkeit der gallischen Reiterei kannte, selbst aber fast keine besaß, und da gerade die germanischen

Reiter die Hauptforce ihres Heeres und ihre Stärke bildeten, [illegible] die gallischen Reiter absitzen und machte seine 10. Legion, seine Leibgar[de] beritten.

Zwischen beiden Lagern befand sich eine große Ebene, mitten [in] ein Hügel von mäßiger Breite. Daraufhin ritten beide berühmten [Hee]führer, Jeder von 10 Offizieren begleitet, der Rest der Eskorte [blieb] beiderseits auf 200 Schritt Entfernung stehen. Die Unterredung fand [zu] Pferde statt und Cäsar brachte Ariovist die Güte des römischen Sen[ats] der dem Germanenfürsten den seltenen Titel „Freund des römi[schen] Volkes" verliehen, in Erinnerung; ferner gab er ihm zu bedenken, [daß] die Römer mit den Aeduern, welche Ariovist so gedemüthigt hatte, [nicht] lange dauerndem Freundschaftsverhältnisse stehen, und forderte endlich, daß der germanische Feldherr keine neuen Horden mehr über den Rhein ziehe, daß er den Aeduern die Geiseln zurückgebe und gegen sie und ihre Verbündeten keine Gewaltthätigkeiten mehr ausübe. Ariovist dagegen berief sich auf das Recht des Siegers, der stets Geiseln empfängt und Eroberungen macht. Er behauptete, dies Gallien sei sein Reich so wie auch die Römer ihren Theil Gallien's besäßen und so könnten sie in Frieden und Freundschaft leben, wenn Römer und Germanen das von ihnen Eroberte behielten.

Wenn aber Cäsar auf diese Vorschläge nicht eingehe, sei er sein Feind und werde die Kraft der Germanen, die bis jetzt noch alle Feinde besiegt hätten, auf die Probe stellen; ja, wenn es ihm gelingen würde, Cäsar selbst zu tödten, so hätte er eine mächtige Partei in Rom zu Freunden, wie ihm römische Patrizier durch expresse Läufer hätten versichern lassen, ein durch und durch interessantes Zeugniß, das die Schärfe des Parteizwistes in der römischen Hauptstadt beweist. Die Konferenz ging wegen eines verrätherischen Zwischenfalls schnell zu Ende.

Die Germanen hatten sich dem Hügel genähert, Pfeile und Steine auf die Römer geworfen, sodaß Cäsar die Unterredung plötzlich abbrach und in Mitten der Seinigen in das Lager zurückritt, wo er die Römer durch Erzählung des Verraths zur höchsten Wuth entflammte. Einige Tage später näherte sich Ariovist bis auf 6000 Schritte (2 Stunden) Cäsar's befestigtem Lager, und, Tags darauf, passirte er neben demselben mit seiner ganzen Armee vorbei und verschanzte sich 2000 Schritte oberhalb dem römischen Heer, um demselben die Zufuhr der Sequaner und Aeduer abzuschneiden. Cäsar befand sich in keiner beneidenswerthen Lage

beinahe ohne Lebensmittel, da die Germanen Alles abfingen, hoffte und wünschte er die entscheidende Schlacht, welche er Ariovist täglich anbot, ohne daß dieser sie annahm. Da verließ Cäsar mit einem Theil des Heeres sein Lager und befestigte sich etwa 600 Schritte oberhalb Ariovist auf einer Anhöhe, um die Zufuhren zu retten.

Natürlich beunruhigten die Germanen die neuen Schanzarbeiten, jedoch ohne Erfolg, da Cäsar die Klugheit besaß, sein Heer in drei Theile zu theilen, von denen zwei unter den Waffen blieben und die Feinde abwehrten, während der dritte an den Verschanzungen arbeitete.

Nachdem das kleinere Lager befestigt war, ließ er darin zwei Legionen zur Vertheidigung und führte die vier andern wieder in sein großes Lager zurück. Nach seinem Abzug ließ Ariovist die neuen Verschanzungen angreifen, ohne sie nehmen zu können und brachte durch sein stetes Ausweichen einer entscheidenden Feldschlacht Cäsar in Erstaunen. Ariovist, der stolze, selbstbewußte Germanenkönig ein Feigling! Unmöglich! Das Räthsel löste sich, indem Cäsar durch Gefangene erfuhr, daß die Prophetinnen der Germanen durch Orakel dem König verboten hätten, vor dem Neumond die Schlacht zu wagen, und der römische Feldherr machte sich diesen Aberglauben, der auf seine Gegner entmuthigend wirken mußte, rasch zu Nutzen. Er griff an; die Germanen ließen sich aus ihren Verschanzungen herauslocken, indem sie, um die Flucht der Ihrigen zu hindern, im Rücken durch ihre Wagen sich verbarrikadirt hatten, auf welchen ihre Frauen, die Haare gelöst, die Hände gegen Himmel erhoben, die Götter um Sieg anflehten. Die Germanen bildeten ihre berühmte geschlossene Phalanx, auf allen Seiten durch die mannshohen Schilde gedeckt, sodaß jeder Einzelne wie ein wandelnder Thurm aussah; die Römer, durch den Widerstand noch mehr entflammt, unfähig, die eherne Mauer zu durchbrechen, griffen die Feinde mit den kurzen Schwertern von Oben her an, durchbohrten die Germanen an den Köpfen, indem sie sich wie Katzen an den Schilden hinaufschwangen und so gelang es ihnen endlich, die Feinde in die Flucht zu treiben. Die germanische Reiterei, von der man soviel gehofft und die kaum in Aktion gekommen, suchte sich zu retten; jeder Reiter hatte dazu noch einen leichten Fußgänger beigeordnet, der das Pferd am Schwanz ergreifen, und so mit gleicher Schnelligkeit enteilen konnte. Unnützes Bemühen! Mit gewohnter Schnelligkeit leitete Cäsar die Verfolgung und erreichte die Feinde, bevor sie über den Rhein setzen und das ersehnte germanische Ufer betreten konnten. Achtzigtausend Germanen sollen auf diese Weise gefallen sein, darunter

Arioviſt's Frauen und Töchter. Der unglückliche Heerkönig ſelbſt rettete ſich in einem Nachen über den Rhein, um dort, auf heimathlichem Boden, zu ſterben.

Wo nun dieſe entſcheidende Rieſenſchlacht, welche die Römer in Gallien ohne Rivalen ließ, ſtattgefunden, darüber ſind die Geſchichtsforſcher nicht einig und Cäſar ſelbſt nennt keinen Ort, woraus man einen definitiven Schluß ziehen könnte. Sicher iſt nur, daß die Schlacht zwiſchen Beſançon und dem Rhein ſtattgefunden, nach einigen Kommentaren 5000, nach Anderen 50,000 Schritte vom Rhein entfernt, und dieſe Differenz bringt die Verwirrung in das Urtheil. Mit größerer Wahrſcheinlichkeit wird die Ebene von Courgenay bei Pruntrut als Wahlſtatt angenommen, und wir wollen, ohne auf dieſen Gelehrtenſtreit näher einzugehen, nur Folgendes anführen:

Dieſe Ebene iſt etwa 50,000 Schritte vom Rhein entfernt, ferner etwa 20 Stunden von Beſançon, woher Cäſar aufgebrochen war. Den 7. Tag nach dem Aufbruch vernahm Cäſar, daß Arioviſt nur noch 25,000 Schritte (8 Stunden) entfernt ſei; wenn man annimmt, daß das römiſche Heer, das ſtarke Laſten zu tragen hatte, 5 Stunden per Tag machte (alſo in 7 Tagen 35 Stunden), von denen man den Umweg von 40,000 Schritten oder 13 Stunden, den der Römerfeldherr hatte machen müſſen, abzieht, ſo bleiben alſo etwa 20 Stunden, ungefähr die Diſtanz, welche die Ebene der Ajoie von jener Stadt beſitzt. Die Diſtanzen vom Rhein und von Beſançon würden alſo ungefähr ſtimmen. Ferner ſteht außer allem Zweifel, daß die Ebene von Courgenay ſüdlich von einer Anhöhe des Mont-terrible begrenzt wird, die jetzt noch Jules-César genannt wird, und die zweifellos Standort eines römiſchen befeſtigten Lagers geweſen. Die Umwallungsmauern, die Fundamente von Thürmen, eine Maſſe aufgefundener römiſcher Münzen, ein tiefer, jetzt verſchütteter Sodbrunnen beweiſen die Sache zur Evidenz. Endlich wären die Anhöhen nach der Weſtſeite, Hermont und La Perche genannt, gerade in der nöthigen Entfernung und die geeignetſten Plätze, wo nach Cäſar's eigener Beſchreibung ſein zweites kleineres Lager und dasjenige Arioviſt's, durch eine tiefe Schlucht getrennt, hätten ſtehen können. Auch die Fama berichtet, daß in der Ebene in früherer Zeit viele Waffen, Haufen von Menſchenknochen ꝛc. gefunden worden, wovon aber Nichts mehr vorhanden iſt. „Heidengerümpel"! Damit wurde das Gefundene mit Abſcheu bei Seite geworfen oder vernichtet.

Selbst eine fast vollständige Abwesenheit von Funden würde gegen unsere Annahme nicht viel beweisen, da das Nämliche bei andern alten Schlachtfeldern, über deren Lokalität kein Zweifel herrscht, vorkömmt, z. B. in der Ebene der Champagne auf den Catalaunischen Feldern, wo Attila seine große Niederlage erlitt. Die besten Stücke wurden als Beute davongetragen, die Masse der Leichen, welche nicht beerdigt werden konnte, mit den hölzernen Karren und Wagen theils verbrannt, theils den wilden Thieren überlassen, die schnell genug tabula rasa machten; eine Masse menschlicher Knochen wurde bei Courgenay gefunden, aber nicht gesammelt; ferner sollen vor einem Jahrhundert, als bei dem Dorfe Courgenay eine neue Straße gebaut worden, viele Waffen aus Bronze und Eisen gefunden worden sein. Wo sie hingekommen, weiß Niemand mehr. Die Ebene selbst ist fruchtbares Ackerland, das jährlich bestellt wird; tiefere Nachgrabungen zu archäologischen Zwecken wurden aber nie veranstaltet, da das Interesse an solchen Dingen nur bei Wenigen existirt, und so ist es nicht unmöglich, daß in Zukunft noch Funde gemacht werden können, welche unsere Anschauung zur Sicherheit werden lassen.

Und schließlich, ob bei Courgenay, ob bei Montbéliard, oder näher dem Rhein! Es waren nicht die Raurachen, die da siegten oder besiegt waren; es waren zwei fremde Völker, Römer und Germanen, die da schlugen, deren Sieg, auf der einen oder andern Seite, den Eingebornen verhängnißvoll werden mußte. Sehen zum Beispiel in neuerer Zeit die Zürcher eine große Ehre in dem Faktum, daß Franzosen und Russen auf zürcherischem Boden in der Nähe ihrer Hauptstadt die große Schlacht lieferten, welche Suwarow zum Rückzug zwang?

Wie glauben es nicht; denn wer darunter am meisten litt, war unser eigenes Vaterland und unser eigenes Volk trug durch seine innere Zerrissenheit die Schuld, daß eine solche Schlacht überhaupt möglich war. Die Lehren der Geschichte sind stets wahr, so lange wir eine Geschichte kennen und immer entstand das größte Unheil daraus, diese Lehren nicht beobachtet zu haben; sie heißen aber: Einmüthigkeit im Handeln, Vertrauen auf eigene Kraft und niemals Herbeirufung fremder Hilfe.

## III.

So hatte denn Cäsar, nachdem er die Helvetier besiegt, nachdem er im nämlichen Jahr, von Aeduern und Sequanern gerufen, Ariovist und die Germanen darniedergeworfen, ferner die Eidgenossenschaft der Belger

im Norden und die streitbaren Veneter an der Westküste in gewaltigen Schlachten geschlagen und endlich die Erhebung der Gallier unter dem Arvenerfürsten Vercingetorix bei Alesia vereitelt, der römischen Herrschaft in ganz Gallien einerseits bis zum Meer, andererseits bis zum Rhein die Wege gebahnt. Dazu bewies er noch den eminenten politischen Scharfblick, daß er den Germanen, welche Ariovist vom rechten zum linken Rheinufer geführt hatte und welche am linksseitigen Ufer Wohnsitze besaßen, die Sitze ließ und diese Germanenstämme zu Hütern und Wächtern des Rheins, also auch ihrer rechtsseitigen Stammesgenossen bestellte, und wir werden sehen, daß Jahrhunderte lang der Kampf zwischen Römern oder Gallo-Römern um den Rhein tobte, bis das Römerreich endlich den schweren, stets wiederholten Schlägen der Barbaren erlag.

Unterdessen gingen die Römer rasch an ihre civilisatorische Mission: „Erst nach ihrer Niederlage fingen die Gallier an, das Land ihrer Heimath allenthalben anzubauen und die Vortheile seiner geographischen Lage für friedliches Dasein zu genießen. Die Römer erfüllten es mit den großen Bauwerken, die ihre Anwesenheit überall bezeichnen, Amphitheatern, Thermen, Aquädukten, Heerstraßen, die das Land in verschiedener Richtung durchzogen und die verschiedenen Landestheile mit der Hauptstätte der römischen Einwirkung, Lugdunum, Lyon (von Munatius Plancus gegründet) brachten. Es ist kein Zweifel, daß sich die Eingebornen den Anziehenden mit freudigem Eifer anschlossen. Aus den Geschlechtern und Stämmen, die das Land von Anbeginn bewohnt hatten und der Kolonie der Ueberwinder bildete sich ein neues Volk, eine einzige romanische Nation. Im zweiten Jahrhundert ist Gallien die bevölkertste, im vierten, obwohl sich in der Tiefe manche ungebrochene Volksthümlichkeit erhielt, eine der gebildetsten römischen Provinzen. Nirgends gab es eine Zeit lang besser besuchte Schulen als in Gallien; geborne Römer lernten lateinische Beredsamkeit im Sinne des Jahrhunderts an der Garonne." (Weber). Natürlich legte Cäsar und sein Nachfolger eine Menge befestigter Lager und Kastelle an, die bald zu Städten anwuchsen, so Windisch (Vindonissa) an der Aare, Raurac, später Augusta Rauracorum am Rhein, ferner Worms, Köln, Trier, Aachen ꝛc.

Einige Decennien später wurde auch Süddeutschland bis zur Donau unterjocht, so daß Rhein und Donau die nördlichen Grenzen des Römerreichs bildeten und hier entstanden aus den römischen Standlagern allmälig die Städte Bregenz, Kempten, Regensburg, Augsburg, Passau, Salzburg, Linz, Wien ꝛc.

Wir können in Rauracien noch viele solcher Standlager, Kastelle, und bloße Wachtthürme (Vigilien) unterscheiden, über welche uns hauptsächlich der um den Jura so verdiente Alterthumsforscher Quiquerez Aufschluß gegeben. So war unzweifelhaft ein römisches Standlager auf dem Mont-terrible (Mont Jules César), wie früher erwähnt, welches die Ajoie beherrschte, ferner auf dem Mont Chaibeut (mons caput) und Beridiai (beau regard) für das Thal von Delsberg, dann bei Wahlen auf dem Sturmer-Köpfli für das Laufenthal. Römische Kastelle schlossen die Heer-straße auf der einen Seite bei Pierre Pertuis, auf der andern Seite bei Aesch und auf dem Wartenberg. Defilé bei Mumpf, Kaisterberg, Frick. Man kann sicher sein, daß jede militärisch bedeutende Höhe, jedes Defilé, jeder irgendwie wichtige Weg, sei es durch ein Kastell, sei es durch einen Wartthurm geschützt war; diese Posten standen in stetem eifrigen Verkehr durch Signale oder durch Läufer, durch Feuer, welche Nachts angezündet wurden. Quiquerez hat uns in seinem fleißigen Werke „Topographie d'une partie du Jura oriental" davon unzählige Beispiele ange-führt, deren spezielle Angaben uns zu weit führen würden. Und die interessante Erscheinung zeigt sich uns, daß in vielen Fällen, wo früher eine keltische Stadt stand, die Römer ein befestigtes Lager schlugen, wie dann später beim Zusammenbrechen des Römerreichs die deutschen Grafen ihre Burgen (manoirs) auf den Trümmern der römischen Kastelle auf-bauten. Auch viele dieser Burgen wurden mit der Zeit gebrochen und ihr Material diente zum Aufbau von Kirchen, von Häusern der ehemaligen Leibeigenen — der nämliche Kreislauf wie in der Natur, wo Nichts unbe-nützt gelassen wird und das Absterbende die Elemente zum Aufbau des neuen Lebens abgiebt. Es ist daher auch nicht zu verwundern, wenn wir bei Ausgrabungen an den Ueberresten einer alten feudalen Burg auf römische Mauern, Münzen ꝛc. und tiefer grabend auf keltische Waffen, Geräth, Geschirr ꝛc. stoßen, Zeugen verschiedener Völker, verschiedener Civilisationsstufen, durch viele Jahrhunderte von einander geschieden. Der nämliche Quiquerez*, dessen langes, arbeitsvolles Leben ganz der geschichtlichen Erforschung unseres Jura gewidmet war, — obwohl er im Allgemeinen so wenig Begeisterung für seine Studien bei seinen Mitbürgern fand, daß die meisten seiner Publikationen und besonders seine umfang-reichern Schriften nur mit Mühe, sogar mit Staatshilfe gedruckt werden

* Vergl. die Biographieen von F. A. Stocker, X. Kohler und Prof. Dr. Hagen.

konnten, ein großer Theil seiner grenzenlosen Arbeit und Mühe gar nicht gedruckt vorliegt, sondern noch im Manuscript in Basel weilt, glücklicherweise in guten Händen, — dieser verdienstvolle Autor versichert, daß er im gegenwärtigen bernischen Jura die Spuren von mehr als 50 keltischen Niederlassungen, von etwa 25 ständigen römischen Lagern (während vorher nur eines, das des Mont-terrible bekannt war), von etwa 100 römischen Kastellen und Wachtthürmen (vorher vollständig unbekannt) und einer Menge römischer Villen aufgefunden, von welchen Niemand eine Ahnung hatte. Verzeihen wir dem eifrigen Forscher, wenn seine Phantasie ihn bisweilen etwas sehen ließ, das der Kritik nicht Stand hielt; gegen die Mehrzahl seiner Forschungen können keine stichhaltigen Einwendungen gemacht werden und er war der Erste und fast Einzige, der in dieser Richtung Bahn gebrochen, d. h. in der Archäologie, wie Greßli und Thurmann in der Geologie, wie Trouillat und Xavier Kohler in der Geschichte der historischen Zeit. Und von all' diesen ehrwürdigen Vertretern jurassischer Wissenschaft ist nur Xavier Kohler übrig geblieben, allerdings vereinsamt unter einem jüngern Geschlecht, das nicht mehr den nämlichen Zielen folgt, weiß das Haar, aber das Herz noch frisch und der Schaffensdrang unentwegt. Nicht verzeihlich ist es aber, daß man im Allgemeinen der Vorzeit so wenig Interesse entgegenbringt, daß man die wichtigsten Dokumente für die ältere Geschichte eines Landestheils, also ein Stück Menschengeschichte, dahinfahren läßt, dem Ersten, Besten zum Kauf. Wenn die Universitätsbibliothek Basel nicht gewesen wäre, wohin würden Quiquerez's werthvolle Manuscripte gekommen sein? Verweht, zerstreut! Kein Anderer hätte den Spuren mehr nachgehen, sie wieder auffinden können, denn diese Spuren verwischen sich immer mehr, sie werden seltener und seltener von Jahr zu Jahr und bald wird keine Kunde mehr davon sein — wenn die Arbeit des Forschers sie nicht aus dem Schutt hervorgesucht hätte.

Uns persönlich interessirt der Mensch und die Menschengeschichte von Urbeginn an, soweit sie enträthselbar; diesen Menschenspuren soweit nachzugehen wie möglich, ist so sehr des Schweißes des Gebildeten werth — als das Sammeln von Käfern und Schmetterlingen. Und wenn wir auch den Resten des ersten Menschen begegnen sollten in einem Zustand, welcher ihn dem Thierreich näher bringt, wenn wir schließlich, durch die Macht der Thatsachen gezwungen, annehmen müssen, daß das ganze Thierreich von Anfang an nur eine ganze folgerichtige Kette bildet mit dem Schlußstein des Menschen, hervorgegangen aus seinen thierischen Altvordern und

für alle Zukunft vervollkommnungsfähig, was liegt daran? Brauchen wir deshalb an einer Vorsehung, an einem allmächtigen Plan zu zweifeln? Ebenso gut kann diese Vorsehung den Plan der Entwickelung vorausbestimmt haben, als den ersten Menschen aus Erde selbst zu formen, und diese Entwicklung vor sich gehen lassen, ohne sich um die Details zu kümmern. Und ist es schließlich nicht das Nämliche von einem Affen als aus Erde, wozu wir wieder gelangen, abzustammen?

Doch kommen wir von unserer Abschweifung, die uns in dunkle metaphysische Welten führt, zurück auf den Boden des Thatsächlichen und auf gallo-römische Erde. Während der Zeit der römischen Herrschaft war in Rauracien nur eine größere Stadt vorhanden, das später berühmt gewordene Augusta Rauracorum; vielleicht existirten einige größere Flecken (vicus, bourg) wie Biques, eine Stunde von Delsberg entfernt, jedenfalls aber eine Menge römischer Landhäuser (villae), an deren Stelle oder um die herum die meisten unserer Dörfer entstanden sind; wenige sind seither frisch dazu gekommen, Einige aber durch Pest, Krieg oder Feuersbrunst von der Erde verschwunden, so z. B. ein Dorf zwischen Courgenay und Courtemautruy, ein anderes zwischen Court und dem Anfang der Felsschluchten, durch welche sich die Birs den Weg gebahnt. Die Namen unserer jetzigen Dörfer beweisen am besten ihren römischen Ursprung, so zum Beispiel:

Courtelary = curtis Alarici, Hof des Alarich.
Corgémont = curtis montis, Berghof.
Courrendlin = curtis Andelini, Hof des Andelin.
Courtetelle = curtis Telii, Hof des Telius.
Courfaivre = curtis Fabri, Hof des Schmieds.
Courroux = curtis rufus, rother Hof.
Develier = Titi villa, Villa des Titus (Dittwyl).
Montsevelier = Montium villa, das Landhaus am Berg.
Undervelier, undarum villa, (Underschwyler), Landhaus am Bach.
Delémont, Telsberg, Delsberg. = mons Telii, Berg des Telius.

Die Villen finden sich häufiger in der Ajoie, im Thal von Delsberg und am Rhein als in den höhern, kältern Gegenden des Münster-, Dachsfelden- und St. Immerthales und der Freiberge, wie natürlich. Wenigstens von 35 Villen hat Quiquerez die Fundamente aufgefunden, die Spuren von 25 andern, sowie etwa 60 Lokalitäten, von denen die Namen oder archäologische Reste römische Niederlassungen erkennen lassen, ohne von denen zu sprechen,

welche man übersehen und welche der Alles nivellirende Pflug in den verflossenen Jahrhunderten verwischt hat. Aus den Untersuchungen ergab sich ferner die wichtige Thatsache, daß in einer Lokalität gewöhnlich die Fundamente nur einer Villa sich zeigen, selten mehrerer und dann in gehöriger Distanz, ein Beweis von dem römischen Ursprung unserer Dörfer und von dem interessanten Faktum, daß das Land nur einer kleinen Anzahl von Besitzern gehörte, welche in steinernen Häusern wohnten, während die Colonen oder Pächter und die Sklaven um die herrschaftliche Wohnung herum in hölzernen Hütten vegetirten oder in Behausungen, aus wenig widerstandsfähigem Material gebaut, Wohnungen, die denn auch der Zeit nicht widerstanden haben und keine Spur zurückließen. Andere Villen mögen von Offizieren der römischen stehenden Lager bewohnt worden sein, während der Friedenszeiten und während die Soldaten selbst zu andern Zwecken, zum Beispiel zum Straßenbau verwendet wurden.

Auch die römischen Lager sind im Jura ebenso ungleichmäßig verbreitet. Man hat beobachtet, daß sie hauptsächlich die nördlichen Gebirgsketten eingenommen haben, d. h. besonders die, welche die Straßen von Gallien und dem Rhein nach Italien beherrschten. Sie finden sich zugleich im fruchtbarsten und bevölkertsten Theil des Jura, aus dem doppelten Zwecke, den Verkehr in diesen Gegenden, die militärischen Interessen zu schützen und zugleich den Besatzungen die nothwendigen Nahrungsmittel liefern zu können. In gebirgigen, felsigen Gegenden mögen stehende Lager errichtet worden sein, dann war aber auch die Zufuhr und der Unterhalt der Mannschaft um so schwierger, und bei den zahlreichen Kastellen war diese Nöthigung nicht so dringend, da sie verhältnißmäßig wenig Besatzung enthielten.

Die Kette des Lomont (Blauen) und das Land um Pruntrut zählten etwa 10 mehr oder weniger noch erkennbarer Lager, fast ebenso viel das Delsberger- und Laufenthal, während das Thal von Münster nur Eines aufweist, ebensoviel das Thal von Orvin (Ilfingen). Einige sind um den Bielersee, die meisten aber am Rhein, auf dessen Höhen in der Nähe des Flusses, und dem ganzen linken Ufer entlang. (Quiquerez.) In der Nähe dieser Lager, d. h. auf den Punkten, welche Wege und Pässe, Flüsse und Bäche beherrschen, ferner auf den Höhen, welche einen weiten „Luginsland" darbieten, finden sich eine Menge Kastelle und Beobachtungsthürme (oft nur aus Holz gebaut), welche durch Signale miteinander kommuniziren können, eine Art Telegraph, der allerdings des häufigen

Nebels und der Wolken wegen nicht so sicher spielte, aber doch genügte, um von Rhein her ein allfälliges Hereinbrechen germanischer Horden bis tief in den Jura hinein den Wachtthürmen auf den Bergen und den römischen Lagern anzuzeigen und die Legionen im Nu zu mobilisiren.

Diese Funde Alle bestätigen nur das Eine, daß die in Legenden oft behauptete Einöde in den Juragegenden eine Fabel ist, daß lange vor der römischen Zeit die Kelten in Städten und Dörfern das Land bewohnten und zwar Höhen und Tiefen, und daß nach Cäsar's Eroberung sowohl römische Soldaten als eingewanderte Römer anderer Stände sammt den Eingebornen Rauracien inne hatten und schließlich zu einem neuen, gesitteten Stamm erwuchsen, bis endlich Burgundionen und Allemannen den Verhältnissen einen ganz neuen Anstrich gaben.

Cäsar erzählt uns selbst, daß er bei seiner Ankunft in Gallien dieses große, weithin sich erstreckende Land in drei große Territorien getheilt fand: in das aquitanische, belgische und keltische Gallien, dazu kommt noch das narbonensische, welches die Römer schon inne hatten. Sequaner, Rauraker und Helvetier gehörten zum keltischen Gallien und grenzten an den Rhein. Als dann nach Cäsar's tragischem Tode und nach Besiegung des Antonius Augustus Alleinherrscher wurde, war dessen erste Sorge, die eroberten Länder so viel möglich vor Einfällen der Barbaren zu schützen und das Eroberte zu behaupten. Im Jahr 27 vor Christus reiste er nach Gallien, später noch ein zweites Mal und änderte die Eintheilung des Landes, wie sie sein großer Oheim gelassen hatte, indem er ein narbonensisches, aquitanisches Lyonisches und belgisches Gallien schuf. Vom keltischen Gallien wurden Provinzen abgelöst, um andere zu verstärken, er ließ es aber dafür sich ganz bis zum Rhein erstrecken und nannte es Lyonisches Gallien mit Lyon (Lugdunum) als Hauptstadt. So fuhren Helvetier, Sequaner und Rauraker fort, dem keltischen, nunmehr lyonischen Gallien anzugehören (nach Strabo, während Ptolemäus und Plinius sie dem belgischen Theil zuzählt). Zur Zeit des Augustus bildete der Rheinstrom die Grenze für das römische Reich und das rechte Rheinufer war von Nationen bewohnt, welche den Galliern und besonders den Römern sich stets feindlich und gefährlich erwiesen. Augustus bildete also acht Legionen als Schutzwehr des Grenzstromes und vertheilte sie von Rhätien bis zur Vereinigung des Rheins mit der Nordsee; es mögen, nebst den Hilfsvölkern, etwa 100,000 Mann gewesen sein.

Diese Legionen wurden die Germanische Armee genannt und in eine nördliche, die Armee des untern Germaniens, und in eine südliche, Armee des obern Germaniens getheilt. Die Gegenden, welche die Truppen besetzt hielten, nahmen den Namen dieser militärischen Eintheilung an und Helvetier, Sequaner und Rauraken gehörten wahrscheinlich zum obern Germanien. Später wurde auch diese Eintheilung geändert und ungefähr Mitte des dritten Jahrhunderts wurde ein Theil vom lyonischen Gallien, d. h. der Theil Sequanien's, der an den Rhein stößt, ferner Rauracien und ein Theil Helvetien's abgelöst und zu einer selbständigen Provinz vereinigt unter dem Namen Groß-Sequanien.

Rauracien hatte also unter römischer Herrschaft aufgehört, für sich ein Land in politischem Sinne zu bilden. Als jedoch 14 Jahre vor unserer Zeitrechnung Munatius Plancus, der Schüler und Freund Cicero's, ebenso hervorragend als Feldherr wie als Staatsmann, der schon 30 Jahre vorher eine römische Kolonie nach Lyon geführt und diese brillante Stadt gegründet, eine ähnliche Kolonie römischer Bürger in Raurac, der alten Hauptstadt Rauraciens angelegt, und somit Augusta Rauracorum, welches bald mit Lyon und Besançon an Größe, Schönheit und Bedeutung wetteiferte, entstehen ließ, besaß diese neue Kolonie eine eigene Verwaltung, erstreckte sich über das alte keltische Rauracien hinaus und schloß auch das rheinische Sequanien mit ein.

Das römische Rauracien erstreckte sich also längs des Rheins vom Zusammenfluß der Aare an bis zum Flüßchen Eschenbach, das den Vogesen entspringt und sich in die Ill ergießt unterhalb Schlettstadt oder der Linie des Landgrabens, welche das südliche und nördliche Elsaß theilt und später auch die Grenze zwischen den Diözesen Basel und Straßburg bildete, wie auch die erzbischöfliche Jurisdiktion von Besançon und Mainz schied.

Als Augustus Gallien verließ, ließ er seinen Stiefsohn Drusus zurück, dem er das Kommando der Rheinarmee übergeben und dieser junge Prinz ließ längs des Rheines bis gegen 50 Festungen bauen, um das Einbrechen der Germanen zu hindern, und Tiberius folgte ihm in der Fortsetzung der Befestigung der Rheingrenze. Unter den folgenden Kaisern wurden nicht nur die Rheinkastelle gewahrt, verbessert, sondern auch eine zweite Vertheidigungslinie organisirt, welche später noch zur Sprache kommen wird.

Ueber das Verhältniß der erobernden Römer zu den unterworfenen Galliern haben wir keine ganz sichern Aufschlüsse gewinnen können. Wahrscheinlich ist aber, daß der Grundbesitz in größere und kleinere Stücke

getheilt war, wo auf jeder Parzelle die oben angeführte steinerne Villa, oder der Hof des Besitzers, in den meisten Fällen eines eingewanderten Römers, sich befand, darum dann die Wohnungen der Colonen und Sklaven. Die Colonen werden aus den eigentlichen Bewohnern des Landes bestanden haben, die Sklaven wurden entweder mitgebracht oder aus den niedern Klassen der Kelten genommen. Uebrigens werden auch die höhern Klassen der gallischen Bevölkerung, insofern sie sich der Römerherrschaft freundlich zeigten und sich um die neue Ordnung der Dinge verdient machten, Grundbesitz neben dem Titel eines Civis romanus erhalten haben.

Die Villen, ebenso wie die Kastelle und Lager, waren natürlicherweise durch Wege verbunden, wie wir sie noch in zahllosen Spuren vorfinden und diese Wege folgten oft den alten keltischen oder stellten deren verbesserte Auflage dar.

Um aber die Kommunikation mit Lyon, Besançon, Augusta Rauracorum, besonders aber mit Italien herzustellen, mußten größere Militärstraßen gebaut werden, um deren Instandsetzung sich schon Augustus verdient gemacht hat und welche die späteren Kaiser vermehrten und verbesserten. Wir können hier nur die Straßen kurz berühren, welche Rauracien betreffen, und hauptsächlich nur den Weg, der durch das Herz des Landes führte. Es gab nämlich unter den Römern zwei Arten öffentlicher Straßen, viae militares et viae vicinales, die wieder in Unterabtheilungen zerfielen und ihre speziellen Namen je nach ihrer Bedeutung und ihrer Breite trugen. Die großen Militärstraßen, den Hauptpoststraßen späterer Zeiten und unsern Hauptlinien der Eisenbahnen gleichzusetzen, da sie nicht nur zu kriegerischen Zwecken, sondern ebensosehr dem Verkehr dienten, wurden auf Staatskosten gebaut, während die Straßen zweiter Ordnung durch die Geldmittel der Provinzen, Städte, der Landbevölkerung, selbst von reichen Privatleuten erstellt wurden. Rom war natürlich der Mittelpunkt; dahin zielte Alles, natürlich auch die Straßen des weitverzweigten Reiches und es gab eine Zeit, wo das römische Imperium 20—25 solcher Hauptadern besaß, jede 15—1600 Stunden lang. Auf diese Weise ließ Augustus durch seinen Schwiegersohn Agrippa die Hauptstraßen herstellen, welche von Italien zum nördlichen Grenzstrom, dem Rhein, führten. Die Eine kam von Lyon unterhalb Basel zum Rhein, verband sich flußabwärts mit einer andern Hauptader von Besançon und setzte sich bis zur Nordsee fort.

Auf die Konstruktion dieser eigentlichen Römerstraßen und die Art ihrer Erkennung wollen wir hier nicht eintreten; es ist dies Sache der Spezialisten, der Archäologen. Auf diesen Hauptverkehrswegen bewegten sich die von Augustus eingeführten Posten, in erster Linie den Regierungsdepeschen und Militärsachen dienend, und im Anfang nach gallischer Sitte aus Läufern bestehend. Später gab es verschiedene Arten von Posten, theilweise nur zu Pferd oder Maulesel, theilweise zu Wagen und die nöthigen Posthäuser (mutationes) zum Wechseln der Thiere und eine Art Logirhäuser für Truppen und Reisende (mansiones). Bei Petit-Champoz in der Nähe von Malleray und Seehof im Münsterthal sind nach Quiquerez wahrscheinlich solche Mutationes gewesen. Trajan verwendete einmal in Friedenszeiten 30 Legionen zur Konstruirung und Reparaturen von Straßen, welche gewöhnlich mit Meilensteinen versehen waren, aber merkwürdigerweise bei den gallo-römischen Straßen ganz fehlen. Von den drei Hauptstraßen z. B., welche nach Augusta Rauracorum führten, sind keine römischen Meilensteine gefunden worden, während Mommsen bei den helvetischen Straßen deren mehr als 25 kennt und ihre Inschriften angiebt. Die Römer hinterließen uns nur zwei Dokumente, aus welchen wir die Hauptverbindungswege, die Hauptetappen des großen Reichs erkennen können und zwar nur die militärischen Hauptetappenstraßen, das Itinerarium von Antoninus, wahrscheinlich im ersten Jahrhundert begonnen und bis Diocletian, nach Andern bis Theodosius dem Großen fortgeführt (Ende des vierten Jahrhunderts), dann die Theodosianische Tafel, eine Art geographischer Karte, die das römische Reich ungefähr um die Mitte des 3. Jahrhunderts darstellt.

Diesen Dokumenten und den genauesten archäologischen Forschungen gemäß (Ferdinand Keller) finden wir zwei Hauptmilitärstraßen, welche von Italien nach Augusta Rauracorum führen: die Eine, welche die Alpen in Rhätien passirt, dem Rhein nach zum Bodensee geht, dann über Arbon, Winterthur, Baden nach Windisch (Vindonissa) führte, von da nach Brugg, über den Bötzberg (mons Vocetius) nach Säckingen oder Sanctio und endlich nach Augusta Rauracorum. Die zweite ging von Mailand aus, überschritt die Alpen beim großen St. Bernhard, stieg in's Rhonethal hinab zum Genfersee, wo sie dem rechten Ufer nach bis nach Vevey lief, um nach Nordosten umzubiegen und über Moudon, Payerne, Avenches, Morat, Petinesca nach Solothurn und Olten zu gehen. Dann überschritt sie die Aare, gelangte nach Windisch, und, mit der ersten vereinigt, nach

Augusta Rauracorum. Diese Hauptstraßen berührten den Jura, also Sequanien und einen großen Theil Rauraciens gar nicht, und um die Verbindung mit diesen nördlicher gelegenen Theilen Gallien's herzustellen, mußten auch die Juraketten überschritten werden, die sich vom Rhein bis zur Rhone bei Genf ausdehnen und die große Ebene der Aare und der Seen begrenzen. Schon die Helvetier hatten diese Gebirge von den Seen aus wegsam machen müssen, um irgend einen Verkehr mit den Galliern zu unterhalten. Eine dieser Passagen, die von ältester Zeit her üblich war, geht zwischen dem Chasseral und andern weniger hohen Ketten in's Val de Ruz. Eine andere nimmt den Anfang zwischen Bieler- und Neuenburgersee und geht durch Diesse und Orvin (Ilfingen) in ein Nebenthal, und mündet bei Frinvillier, durch ein Kastell geschützt, in eine Straße, welche durch die von der Suze gebildete Schlucht, bei Rondchatel vorbei, von Biel herkömmt. Wir wollen sie mit Quiquerez die Straße von Pierre Pertuis nennen. Weiter nach Osten wird der Jura durch eine Klus unterbrochen, welche die Weißensteinkette von der Hauensteinkette trennt mit der Straße des obern Hauensteins, ein wenig weiter die des untern Hauensteins. Indessen, von all diesen sekundären Straßen durchzog nur eine den Jura von Süden nach Norden, um so direkt wie möglich nach Gallien zu gelangen, und es ist wieder diejenige des Pierre Pertuis, welche, einerseits den Längsthälern des Jura folgend, an den Rhein, andrerseits über Bellelay direkt nach Sequanien und Mandeur (Epomanduodurum) führte. Es ist natürlich, daß wir von all' den kleinen Nebenadern, welche die verschiedenen Thäler des Jura verbanden, hier nicht sprechen können, da wir keine Geographie schreiben, wir wollen nur einen kurzen Blick an der Hand Quiquerez' auf die Hauptstraße Rauraciens werfen, welche wir oben die von Pierre Pertuis genannt haben.

Wir haben bemerkt, daß sie, durch die Kastelle von Frinvillier und Rondchatel geschützt, einen Weg, der über Diesse und das Thal von Orvin führte, in sich aufnahm. In Sonceboz angelangt, war die Straße von Neuem durch ein Kastell behütet, um so mehr, da an diesem Ort wahrscheinlich eine Mutatio oder Mansio vorhanden war, wie Jahrhunderte später in der idyllischen Zeit der Posten und blasenden Postillone.

Von Sonceboz gingen zwei Seitenwege ab, der eine in das St. Immerthal, der andere in das Thal der Trame (Tramelan) über den Sonnenberg; die Römerstraße aber wand sich von Sonceboz weg durch eine Art unvollständiger Klus auf eine Berghöhe, wo sich Sonnenberg und

Monto vereinen und wo eine Felswand den Paß schloß. Aber die Natur hatte selbst durch diesen Felsblock ein Loch geschaffen, das die Kunst nach und nach erweitert haben mag, gegenwärtig 19 Fuß hoch, 36 Fuß breit und etwas mehr als 12 Fuß tief, durch welche Oeffnung der Verkehr möglich geworden; wir sprechen vom alt berühmten Pierre Pertuis, Petra petrusa der Römer.

Wie früher der Wanderer, den Gotthardpaß hinansteigend, die Teufelsbrücke passirt, und, durch die wildromantische Natur der Gegend betäubt, fast erschreckt, dann durch das Urnerloch schreitet, endlich, wie wenn man einen Vorhang hinwegzöge, nun in das liebliche Urserenthal hinabblickt, so, allerdings in verkleinertem Maßstabe, schweift das Auge von Pierre Pertuis weg auf das grünende, blühende Dachsfeldenthal, nachdem es sich von Sonceboz weg an der eintönigen Gesteinsformation, an dem monotonen Grün der Tannen ermüdet hatte, und ein Ah! der Ueberraschung entsteigt der Brust.

Bei Oeffnung der neuen Straße wurde ein Stück eines alten keltischen in den Felsen gehauenen Weges aufgedeckt, ein sicheres Zeichen, daß das Loch in Pierre Pertuis nicht von den Römern herstammt. Auf der nördlichen Seite des Petra petrusa, oberhalb der unregelmäßigen Gewölbeöffnung, ist in den Felsen eine Vertiefung gehauen, 5′ 3″ hoch auf 3′ 2″ Breite als Raum für eine römische Inschrift in 5 Linien, mit unregelmäßigen nach Höhe und Tiefe eingegrabenen Buchstaben, welche die Zeit mehr und mehr verwittert hat.

Die Inschrift bildete Jahrhunderte lang ein Räthsel für die Archäologen und Reisenden, sodaß einmal ein Engländer (die stereotype Form für solche Extravaganzen), da er die Buchstaben nicht entziffern konnte, mit der Pistole darnach geschossen und die werthvollen Lettern verwüstet haben soll.

Quiquerez' Sohn ist es gelungen, eine genaue Photographie der Inschrift herzustellen, und letztere durch dies Mittel viel genauer zu lesen als es von unten auf, oder auf einer Leiter stehend, möglich gewesen. Sie lautet nun

Numini Augus
torum
via facta per M.
Dunium Paternum
*ii* virm̄ col. Helvet.

d. h. „zu Ehren der Kaiser wurde dieser Weg angelegt durch Marcus Dunius Paternus, duumvir der helvetischen Kolonie."

Wir wollen nun annehmen, um alle archäologischen Streitigkeiten und Bedenken bei Seite zu lassen, die Sache heiße so, die Inschrift sei von einem römisch-helvetischen Magistrat aus Aventicum gesetzt, die Straße selbst zu Ehren der Kaiser Marc-Aurelius und Verus, die zusammen regierten, gebaut worden, obwohl sie nur die Erweiterung eines alten keltischen Weges darstellte! Eine ähnliche Geschichte machte sich bei der Straße, die durch die pittoresken Schluchten bei Court führt, als die Fürstbischöfe im letzten Jahrhundert einen bessern Weg durch eben diese Felsschluchten anlegen ließen und dies in großartiger Weise durch eine in die Steine gehauene Inschrift an der Seite der neuen Straße der Welt verkündeten. Sie haben den neuen Weg sowenig durchgebrochen, als der hl. Germain die Felsen unterhalb Münster, wie die Sage erzählt, sondern nur alte Stege erweitert und restaurirt, die schon lange, vielleicht zwei Jahrtausende vorher, dem Fußgänger aus der Keltenzeit, dem römischen Soldaten auf abgelegenen Posten, dienten. Dies Verdienst soll deshalb nicht geschmälert werden, — denn „bessere Straßen, größerer Verkehr, vermehrte Civilisation."

Pierre Pertuis besaß wahrscheinlich Befestigungen, um diesen wichtigen Paß nach Wunsch schließen zu können, ebenso wie auch bei Tavannes zum Schutz der Straße gegen Bellelay-Mandeure Kastelle erbaut waren. Anfangs der Römerzeit folgte die Hauptstraße wahrscheinlich nicht dem Lauf der Birs, sondern ging über Chindon (keltisch kindunum), Saules, Lovresse, Pontenet nach Champos (ad campos), dann nach Perefitte und Münster hinunter und erst später mag der Weg über Malleray, Court längs dem Fluß frequentirt worden sein, oder es war von Anfang an ein Seitenweg. Die Schwierigkeiten, die Felsen bei den Defileen von Court zu überwinden, der Mangel an starken Instrumenten, sind möglicherweise der Grund gewesen, den kürzeren, obwohl steileren Weg über Petit Champos zu nehmen, der seinerseits jetzt nur ein steiniger Fußweg geworden.

Trotzdem wurde auch die Nebenstraße der Birs nach, durch die Schluchten von Court, noch in römischer Zeit an die Hand genommen und begangen, wie Spuren davon nachweisen; von Münster aus theilte sich die Straße; ein Nebenzweig ging über Eschert, Bépraon, Grandval, Crémines nach Gänsbrunnen, Welschenrohr und Balsthal, die Hauptstraße, nachdem auch die Defileen von Envelier damit verbunden worden, der Birs entlang durch die Schluchten von Roche nach Courrendlin und

Delsberg. Den linken Ausgang der Schluchten schützte das römische Lager von Mont Chaibeut und damit das ganze Delsbergerthal. Die Straße verband noch Seitenwege nach Viques (vicus) auf der einen, Rossemaison mit seinen weitern Fortsetzungen über Béridiai nach Bourrignon in's Thal von Lucelle auf der andern Seite und ging auf dem rechten Birsufer nach Courroux, und nach dem jetzigen Rondez, früher Moripont, wo Birs und Sorne zusammenfließen, dann durch die Felsenenge bei Vorbourg. Es ist wahrscheinlich, daß in ganz frühster Zeit kein Fahrweg durch Vorbourg geführt hat, denn die Enge war beinahe ganz durch die schäumende Birs ausgefüllt, sondern er stieg über die Höhe von Couroux, wo Reste vieler keltischer Ansiedlungen und römischer Befestigungen aufgefunden worden. Wenn die Wasser des Delsbergerbeckens durch das Vorburger Felsenthor sich nicht rasch entleeren konnten, stieg die Fluth bis hoch an den Felsen empor, und eiserne Ringe, an dieselben befestigt, dienten den auf Nachen verkehrenden Einwohnern zum Anbinden ihrer Fahrzeuge. So erzählt die Sage. Thatsache ist aber, daß dies Felsenthor wie dasjenige von Pierre Pertuis durch ein hölzernes Thor geschlossen werden konnte; die Löcher in dem Felsen, in dem die eichernen Thürflügel durch Charnieren befestigt waren, sind noch in späterer Zeit gesehen worden und gaben vielleicht zur Sage von jenen sündfluthlichen Ringen Veranlassung.

Weiter geht die Straße durch das kleine grünende Thal von Bellerive, wo gegenwärtig links eine Holzstofffabrik diese uralten Zeiten vergessen läßt; rechts Quiquerez' modernes Landhaus aus den Bäumen herüber schimmert, dessen Besitzer leider dem Strom der Zeiten gefolgt, und dem die arbeitsfreudige Hand für immer erstarrt ist; dann nach Saugern (Soyhière), ferner auf dem linken Birsufer bei der Heidenfluh (einem keltischen heiligen Orte) vorbei, unter römischen Wartthürmen gegen die Mühle von Liesberg; auch hier sollen römische Werke gestanden haben, welche auf der östlichen Seite gegen den Rhein zu mit den dortigen Kastellen, gegen Westen mit Beridiai, mit dem Lager von Mout Chaibeut bis weit in den Jura hinauf korrespondiren konnten. Der Weg setzt sich fort nach Laufen, eine Stadt, die im Mittelalter wahrscheinlich auf einer römischen Station erbaut worden, dann nach Zwingen; eine Verbindung mit Wahlen zeigt die Stelle eines römischen Lagers (Sturmer-Köpfli) und Nebenwege nach Tittingen und Röschenz, durch militärische Werke geschützt, endlich mit dem Thal von Lützel über den Blauen zwischen den sog. Kahl

(Kuln) und Römel (Römerberg), an das jetzige Burg (Ueberreste von mehreren alten Vesten) den Seitenweg sicherten und abschließen konnten.

Bei Zwingen bildeten zwei kleine Zuflüsse der Birs, die durch die Felsen schäumt und die Straße versperrt, eine Insel, auf der sich das Schloß befindet, und erst in neuer Zeit hat man einen Theil des Grabens, der das Schloß umgibt, ausgetrocknet. Nur der Thurm des Schlosses ist alt, isolirt und auf Felsen gebaut, von einem Graben umgeben, seine Bestimmung, den Fluß und den Eintritt in das Thal vom Rhein her zu schützen und besonders die Verbindung der Wege, die hier von der helvetischen Ebene (von der Klus her), vom Paßwang und dem Laufenthal zusammenlaufen, in Obhut zu nehmen. Römische Alterthümer sind hier aufgefunden worden, aber die Bauten des Mittelalters und der modernen Zeiten haben die römischen Konstruktionen ausgelöscht.

Die Römerstraße folgte nun von Zwingen her im Allgemeinen den alten Straßen, wie sie noch vor 40 Jahren im Gebrauch waren, über Grellingen nach Aesch, oft die alten keltischen Wege kreuzend oder ihnen folgend, bei dem Schloß Pfeffingen vorbei, das, wenn auch im Mittelalter erbaut, seiner günstigen Lage wegen vielleicht doch einen römischen Beobachtungsposten als ursprüngliche Befestigung darstellte. Einige Archäologen verlegen in die Gegend von Aesch das vielgenannte Kastell Robur (Trouillat), von welcher Veste aus der römische Kaiser Valentinianus II. bei der Inspektion der Rheingegenden ein Edikt erließ (Ammianus Marcellinus); andere Forscher verweisen dieses Kastell auf die Pfalz bei Basel, die Dritten auf den Wartenberg (Quiquerez). Jedenfalls existiren bei Aesch drei römische Befestigungen, Aesch-Burg zwischen Pfeffingen und Angenstein auf einer Felsenhöhe, dann das Schloß von Ober-Aesch auf der andern Seite der Birs auf den hohen Felsen hinter Angenstein (Bärenfels) und drittens zwischen Aesch-Burg und Ober-Aesch eine Veste an der Stelle des gegenwärtigen Schlosses Angenstein, wie die Basis des viereckigen Thurmes, die römische Konstruktion zeigt, aufweist; es war der Schlüssel des Jura von dieser Seite her. Diese Befestigungen konnten also nach Bedürfniß die Straße von Augusta Rauracorum nach Aventicum schließen und mit den Höhen des Wartenberg gegen den Rhein zu sowie mit dem Sturmer-Köpfli und andern jurassischen Beobachtungsposten in Verbindung treten. Im Innern der Ebene, welche von diesen Vesten beschirmt wurde, zwischen Bäumen verborgen, blickt das kleine Dorf Duggingen hervor, die Fundstätte zahlreicher römischer Alterthümer und verlegt daher die Sage an diesen etwas

abgelegenen Ort eine römische Stadt, mit viel größerer Wahrscheinlichkeit aber eine bedeutende Villa.

Von Aesch weg führt die Römerstraße durch die Birsebene nach dem Rhein und es ist fast unmöglich, jetzt nach den Spuren derselben durch das fruchtbare Acker- und Rebland, durch das Weidland des zurückgetretenen Flusses nachzugehen. Wahrscheinlich, daß sie sich links nach Binningen, dem alten Arialbinum zuwandte, und zwar zu einer Verbindung mit einer andern wichtigen Straße, welche von Sequanien her an den Rhein führte; vielleicht, daß ein kürzerer Weg unter den Schlössern von Dornach und Reichenstein, in damaliger Zeit höchst wahrscheinlich römische Wartthürme, — von Reichenstein wenigstens scheint der römische Ursprung sicher zu sein — dem Rhein und Augusta Rauracorum zueilte.

Unter den vielen römischen Straßen, welche in Rauracien, Helvetien und Sequanien gefunden worden, haben wir gerade diesen Weg von Pierre Pertuis herausgegriffen, weil er das Herz des Jura's durchzieht und weil wir an demselben am besten studiren können, wie viel Mühe sich die Römer gegeben, um jene strategisch so wichtigen Defileen zu schützen und zu vertheidigen. Allerdings konnten die Germanen vom Rhein her auf bequemerem, breiterem Weg nach Sequanien dringen, allein auch dort fehlten die Römerwerke nicht und die Beobachtung heranstürmender Feinde war leichter und schneller als in den engen Juraschluchten. Endlich dürfen wir nicht vergessen, daß die beschriebenen Kastelle und Wartthürme für die Römer nur Reserveposten des dritten und vierten Jahrhunderts bildeten, während die Hauptwerke das linke Rheinufer garnirten, nicht zu sprechen von der großen Römermauer, das heißt der mächtigen, von Thürmen flankirten Barrière, die sie mitten in germanischen Landen, zwischen Rhein und Donau, zwischen Mainz und Regensburg, errichtet hatten, und welche dennoch die herankommende Fluth nicht stauen konnte, sondern von ihr hinweggespült wurde.

Wenn wir jetzt im bequemen Eisenbahnwagen von Biel oder Basel her durch die romantischen Thäler von Dachsfelden, Münster und Court dahinfahren, wenn wir den Tunnel unter Pierre Pertuis passiren und im Fluge noch viele andere Tunnels durcheilen, auf deren Höhen uralte Vesten standen, so denken wir kaum an die Römerzeiten. Es geht Alles so glatt und leicht und wir erinnern uns nicht daran, was für Mühe es den alten Bewohnern dieser Gegenden und deren Eroberern gekostet hat, durch die wilden Schluchten die ersten Wege, die ersten Verkehrsadern zu

treiben, wie rauh und kraftvoll jenes Geschlecht war, von dem bald alle Spuren verwischt sein werden. Die Eisenbahn trägt uns etwas auf den Höhen der Thalsohlen hin; unter uns zischt die Birs; rechts derselben geht die Poststraße, welche in diesem Jahrhundert gebaut worden, links die alte Straße der Fürstbischöfe des letzten Säkulums, schon so lange obsolet, zum großen Theil verfallen; die alten Keltenwege und Römerstraße sind verschwunden im Dunkel der Tannen, im Geröll der stets von den Bergeshöhen stürzenden Massen des Schuttes, den die Jahrhunderte aufhäuften, und nur der geübte Alterthumsforscher, Schritt für Schritt mit Schaufel und Pickel vorgehend, erkennt die alten Spuren. Auf einem kleinen Stück Erde, in enger Schlucht, durch einen einzigen Blick aus dem Waggonfenster umfaßbar, zeigt sich dem sinnenden Auge die rastlose Gegenwart, die Vergangenheit der Postwagen und hart daneben die Anfänge unserer Geschichte, wir dürfen fast sagen: der Mythos, und das Alles in einer noch großartigeren Szenerie der Natur, in welcher der Geologe ebenso die Geschichte der Erde liest, wie der Archäologe Menschengeschichte in den Werken der Menschenhand, und Räthsel zu lösen gibt es noch genug — für Beide!

Es bleibt uns nur noch übrig, einen kurzen historischen Blick auf die Ereignisse zu werfen, welche sich während der Dauer der Römerherrschaft in unsern Gegenden und am Rhein abspielten, Ereignisse von ungeheurer Tragweite, Dramen mit Blut und Feuer geschrieben.

Wir finden in der Geschichte des ersten Jahrhunderts wenige Daten, die sich gerade auf Rauracien beziehen. Man weiß nur, daß sich die um das Loos ihrer ungeheuren Länder besorgten, thatkräftigen Imperatoren viel mit der Wiederherstellung und dem Aufblühen der helvetischen Städte beschäftigten, welche während des Bürgerkriegs, der auf Galba's Tod folgte, verwüstet worden waren. Ob auch Rauracien darunter gelitten hat, ist nicht sicher, jedoch wahrscheinlich; glücklicherweise entging unser kleines Land der Verwüstung durch die aufständischen Belger, deren Horden alle römischen Vesten am Rhein verbrannt hatten, die Strecke von Mainz nach Vindonissa ausgenommen.

Im Jahr 70 kam Vespasian selbst nach Gallien und ließ die im Bataverkrieg zerstörten Städte und Burgen wieder aufbauen; ferner schickte er eine neue Kolonie in das kurz vorher von Cäcinna zerstörte Aventicum.

Es folgte ein Jahrhundert des Friedens, in welchem unsere Städte aufblühten, das Land sich bevölkerte, Handel und Gewerbe im höchsten Flor

ſtanden, allein auch die ſittliche Kraft des gallo-römiſchen Volkes zerfiel und Genußſucht und Verweichlichung traten als nothwendige Folge der höhern Civiliſation an ihre Stelle. Doch ſchrecklich genug ſollte das Erwachen aus dieſem friedlichen, verweichlichenden Daſein ſich geſtalten, als ungeſchwächte rohe Naturkraft über die blühenden Gefilde herfiel und germaniſche Urkraft ſich mit dem des Kriegs ungewohnt gewordenen Gallo-Römer maß. Wir ſehen von Anfang des dritten bis ins fünfte Jahrhundert das Schauſpiel eines ſteten Vordringens und Abwehrens ſowohl von Seiten der Römer als Germanen. Stets ſtehen Letztere auf dem rechten Rheinufer auf der Lauer, und wie ſich der Römer eine Blöße gibt, wie er auf andern Kriegstheatern beſchäftigt iſt, im Nu ſteht der Germane auf dem linken Ufer, dringt in Gallien ein und zerſtört mit Schwert und Brandfackel Leben und Eigenthum der tödtlich gehaßten Feinde. Bei Tag, bei Nacht, über die Eisfläche des Rheins, die Tauſende trägt, oder durch Furthen, durch welche die kriegeriſchen Horden in aller Stille ziehen, werfen ſich die Germanen auf die römiſchen Veſten, und, ehe der Römer erwacht, fällt die Brandfackel in den Bau, ſieht er die Schatten der mächtigen Hünengeſtalten vor den Thoren. Hundertmal zurückgeſchlagen, kehren ſie tauſendmal zurück; in's Herz ihres Landes zurückgeworfen und gezwungen, vor den Imperatoren ſich zu demüthigen und um Frieden zu bitten, brechen ſie einige Monate ſpäter wieder in Gallien ein, Alles zerſtörend, was ihnen im Weg liegt, eine Fluth und Gegenfluth ohne Gleichen, bis endlich der Damm bricht und der Römer zu ſchwach wird, denſelben wieder herzuſtellen. Hundertmal geflickt, ſinkt er endlich in ſich zuſammen und die Fluth dringt widerſtandslos in die galliſchen Lande; es iſt ein Schauſpiel, wie es einzig daſteht in der Welt Geſchichten.

Es war um das Jahr 213, daß die Allemannen, eine große Eidgenoſſenſchaft verſchiedener Stämme, gegen die Ausbreitung des Römerthums gerichtet, in der Geſchichte erſcheinen. Sie wohnten zwiſchen Rhein, Main und Donau, im Nordoſten und ganz nahe den römiſchen Befeſtigungen; nachdem ſie dieſe militäriſchen Werke forcirt, überſchwemmten ſie die ihnen benachbarten, mit den Römern befreundeten und ihnen zinsbaren Völker germaniſcher Abkunft, drangen zum Rhein und bedrohten das linke Ufer. Ein Sieg Caracalla's um 213 über dieſe Feinde raubt ihnen Nichts von ihrem Ruhme, vermindert nicht den Schrecken, den ſie einflößen, und von jetzt an tritt der Name „Allemanne" an die Stelle des „Germanen", beide Benennungen aber kein einzelnes Volk bedeutend, ſondern ein Kollektiv-

begriff für verschiedene Stämme. Unter Alexander Severus setzen sie wieder über den Rhein und dringen in Gallien ein; im Jahr 234 auf 235 von diesem Kaiser zurückgeworfen, finden sie dennoch Zeit, die römischen Etablissemente zu zerstören. Gegen das Jahr 253, unter den Kaisern Valerius und Gallius, unternahmen sie einen furchtbaren Vorstoß in unsere Gegenden und nach Helvetien, welches sie auf entsetzliche Weise schädigten; Gallius schlägt sie zurück, baut die zerstörten Festungen auf beiden Ufern des Rheins wieder auf, allein einige Jahre später muß Posthumus, der kräftig mit den überrheinischen Völkern stritt, seine Vertheidigungslinie auf das linke Rheinufer zurückverlegen und seither ist es besonders Augusta Rauracorum, welches für die römischen Armeen den Hauptstützpunkt bildet.

Von der Mitte bis Ende des III. Jahrhunderts hören die Allemannen nie auf, ihre Eroberungs- oder vielmehr Raubzüge über den Grenzstrom auszudehnen, bis in das Herz Gallien's hinein, Alles verwüstend, das nicht durch starke Garnisonen geschützt war. Seit dieser Zeit sehen sich die Römer gezwungen, nicht allein die Rheinlinie zu befestigen, sondern auch die Städte und Flecken weit nach Gallien hinein. Sie suchen alle Punkte von strategischer Bedeutung in der Nachbarschaft auf, besonders die, welche der Jura und die Vogesen ihnen lieferten, lassen auf den Höhen die Kastelle und Beobachtungsthürme entstehen, in den Defileen und an den Flußübergängen andere militärische Vertheidigungswerke; trotzdem durchbrechen die Barbaren immer und immer wieder diese Barrièren, und, stets wieder zurückgeworfen, setzen sie sich bisweilen selbst in den Bergen und Schluchten des Feindes fest, um aus gesichertem Versteck die Ebene zu brandschatzen. Der furchtbarste Einbruch der Allemannen geschah in den Jahren 275 bis 277, wobei nur in Gallien mehr wie 60 Städte in Flammen aufgingen. Probus warf sie zurück, weit über das rechte Rheinufer hinaus und pflanzte den römischen Adler wieder auf den alten Grenzwall auf, den er nun durch Veteranenschaaren bewachen ließ. Allein schon unter Maximinius und Diokletian bildete der Rhein wieder die Grenze des Römerreiches und im Jahr 296 erfolgte ein neuer Ansturm unzähliger Allemannenhorden. Konstantius Chlorus rettete die Römerehre und schlug die Barbaren in zwei großen Schlachten; zudem beschäftigte er sich von 303—306 zugleich mit Konstantin dem Großen auf's Eifrigste mit der Befestigung des linken Rheinufers. Konstantin der Große, Alleinherrscher geworden, nahm die christliche Religion an, verlieh wahrscheinlich den Bischöfen die weltliche Macht in ihren Residenzen, und nach seinen

im Jahr 337 erfolgten Tode wurde das Reich unter seine drei Söhne getheilt; zuletzt, nach langen Kriegen und nach dem Tode der beiden andern Brüder, gelangte die Herrschaft an Constantius II. (353). Diesen Bruderkrieg machten sich die germanischen Völker zu Nutze. Sie verwüsteten Helvetien derart, daß viele Städte sich nicht mehr erhoben und auf den Rang und Umfang einfacher Schlösser herabsanken; Sachsen, Franken und Allemannen zerstörten etwa 40 Städte in den dem Rhein nahe gelegenen Gegenden; Sachsen und Franken wandten sich gegen den Ocean, die Allemannen warfen sich von 353 auf 355 auf Helvetien und Rauracien. Konstantin zog im Jahr 354 gegen sie, indem er sich auf Augusta Rauracorum stützte und suchte eine Brücke über den Rhein zu schlagen; von den Pfeilen und Geschossen der Barbaren an der Vollendung des Baues gehindert, fand er endlich eine Furth, um seine Armee hinüber zu führen und erzwang den Frieden, allerdings einen faulen Frieden. Denn schon das Jahr darauf zogen kriegerische Banden der Allemannen wieder über den Rhein, drangen durch Rauracien weiter in Gallien vor, und es ist sehr wahrscheinlich, daß damals das stehende römische Lager am Mont-terrible angezündet worden; Beweis davon die vielen Münzen von Constantius II., die man dort gefunden, während die Serie römischer Münzen nach diesem Kaiser an jener Stelle plötzlich aufhört. Der Kaiser schickte dann seinen Verwandten Julianus, Neffen von Konstantin dem Großen, mit beschränkter Vollmacht an den Rhein, wo er die furchtbarsten Verwüstungen antraf: unzählige Schaaren der Allemannen kampirten neben den zerstörten römischen Werken, 45 Städte, Flecken und Burgen nicht eingerechnet, eingeäschert auf einer Gebietsstrecke von 12 Stunden in der Breite und von der Quelle des Rheins bis zum Ocean; Städte und Dörfer verlassen, die gallischen Völker verzweifelt und so entmuthigt, daß sie nicht mehr ihre eigenen Mauern zu vertheidigen wagten.

Julianus schlug zuerst im Jahr 355 auf 356 die Allemannen auf das rechte Rheinufer zurück; während er aber von Italien her ein Hilfsheer unter Barbatron erwartete, überschritt ein Allemannenheer den Rhein, und konnten sich durch die Doubsthäler durchschleichen, um ihre Verheerungen bis nach Lyon zu tragen. Durch Julianus zurückgedrängt, eilten die Allemannen durch unsere Gegenden und Banden davon warfen sich in die Befestigungen unserer Berge, bis der Römerfeldherr, nunmehr Kaiser geworden, bei einer Inspektion der Rheingegenden sie wieder daraus vertrieb.

Ungewiß sind wir in diesen schrecklichen Zeiten über das Schicksal von Augusta Rauracorum. Einige Autoren lassen diese blühende Stadt jetzt schon zerstört sein, während sie doch den römischen Heeren unter Constantius II., Julianus, Valentinianus I. und wahrscheinlich noch dessen Sohn Gratianus zum militärischen Stützpunkt diente. Der römische Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus, dem wir die Geschichte dieser Zeiten verdanken und der den Kaiser Julianus an den Rhein begleitete, hatte noch im Jahr 354 Besançon (Vesontio), Epomanduodurum (Mandeure) und Augusta Rauracorum in blühendem Zustand gefunden, glänzender als alle andern sequanischen Städte, das helvetische Aventicum hingegen zerstört angetroffen. Sechs Jahre später schrieb Julianus selbst, Besançon sei zerstört, zeige aber noch die schönsten Trümmer früherer Herrlichkeit. Also war Besançon zwischen den Jahren 354 und 360 den Flammen überliefert worden, in jenem furchtbaren Ausfall der Allemannen, der 45 zerstörte Städte in Gallien zurückließ. Augusta Rauracorum muß das nämliche Schicksal erst später erreicht haben, wahrscheinlich im Jahr 407, allein das Datum seiner Zerstörung ist ungewiß. Wir wissen nur, daß die einst so blühende, mächtige Stadt Ende des vierten Jahrhunderts zu einer bloßen Burg, castrum Rauracense, geworden, aus den Ueberresten der Tempel und Monumente der herrlichen Stadt erbaut, während die Bedeutung schon an Basel, das auch viel von den Einfällen zu leiden hatte, übergegangen. Auch Petinesca, Larga, Arialbinum (Binningen), Cambete (Kembs), Epomanduodurum (Mandeure), die Hauptstädte Sequaniens, haben das Schicksal von Augusta Rauracorum erlitten und zeigen nunmehr nur noch ihre großartigen Ruinen.

Kaiser Julianus hatte geleistet, was in den schwierigen Verhältnissen menschenmöglich war, und sein Name glänzt trotz seiner Jugend unter den ersten römischen Feldherren. In der großen Schlacht von Straßburg rettete er Gallien, war in den Feldzügen von 358 und 359 siegreich, sein Name einzig flößte den Feinden Schrecken ein, und nachdem er 360 die Franken geschlagen, die rechtsrheinischen Festungen und Garnisonen besucht, ging er nach Rauracien zurück und suchte wieder herzustellen, was verwüstet war, ein wahrer Retter unseres Landes. Man schreibt ihm auch die Gründung Basel's zu und eine große Laufbahn wäre gewiß dem jugendlichen Imperator beschieden gewesen, da sie schon so glänzend begonnen worden, wenn nicht ein neidisches Geschick durch einen Perserpfeil in der fernsten Ecke des Orients seinem Leben ein Ende gemacht. — Die Strafe

Gottes für seine Apostasie, sagen die Theologen, natürlicherweise, da er nicht glauben mochte und wollte, was in damaliger Zeit bei dem aufstrebenden Christenthum Modeglaube wurde, ein Streber, wie es zu allen Zeiten gegeben. Für solche Leute ist er Julianus apostata, für uns und Andere der jugendliche, kaiserliche Held, der in beginnender zelotischer Zeit, in seiner frühen Jugend selbst durch die neu eingeführte Staatsreligion (durch seinen Onkel Konstantin „den Großen") geknechtet, seinen Idealismus bewahrte, und im Trotz gegen die ihm aufgedrungene Religion, noch ältere Irrthümer verfocht. Staatsmänner und Kaiser sollen sich mit solchen Dingen nicht abgeben, das lehrt die Geschichte an verschiedenen Beispielen und dem Theologen lassen, was des Theologen ist, allein diese sollen auch die Unterthanen nicht zwingen zu glauben, was sie nicht glauben wollen.

Während seine Nachfolger, fern vom Rhein, ihre Schlachten schlugen, benutzten die Allemannen von Neuem die Abwesenheit der römischen Feldherren, um Gallien und Rauracien zu verwüsten (364, 366 und 378). Es ist wahrscheinlich, daß um diese Zeit die militärischen Niederlassungen der Römer in unsern Gegenden die größte Schädigung erlitten. Valentinian I. inspizirte persönlich die Rheingrenzen und beschloß, neue Befestigungen an diesem Strom zu errichten. Zu dem Behufe ließ er an geeigneten Stellen vom Ursprung des Rheines an bis zum Meer große Terrassen erstellen, gab den Werken bedeutendere Höhe, damit die germanischen Völker bei allfälligen Einbruchsversuchen sich dem Blick der Römer nicht zu entziehen vermöchten; die nämlichen Vorsichtsmaßregeln dehnte er auch auf Jura und Vogesen aus und gab den militärischen Anlagen in unsern Bergen neuen Aufschwung. Aus dieser Zeit mag auch die refouse von Pruntrut datiren, vielleicht auch die Pfalz von Basel, welche als befestigter Ort jedenfalls lange vor einer Stadt Basel existirte, wie ihre militärisch bedeutende Lage beweist, und viele andere Punkte am Rhein, welche keine Erinnerungen zurückgelassen.

Ferner organisirte er besondere Kohorten, welche sich aus den jungen Leuten des Landes zusammensetzten, zum alleinigen Zwecke der Vertheidigung der Kastelle und Wartthürme an unsern Grenzen (cohortes specularum). Um Rauracien noch besser zu sichern, baute er in der Nähe von Basel die Veste Robur, von der wir früher gesprochen und deren Lage nicht mit Sicherheit bestimmt werden kann, und der Imperator selbst logirte darin im Frühling 375. Nach dem Tode dieses, Julianus an

Tapferkeit und Genie beinahe gleichen Fürsten, und vom Frühling des Jahres 378 an, passirten germanische Völker wieder den Rhein, Dank dem festen Eis, das den Fluß bedeckte, und zogen nach Rauracien und dem Nordabhang des Jura entlang nach Sequanien; sie fanden jedoch auf ihrem Weg zwei römische Legionen, welche sie auf das rechte Rheinufer zurückwarfen. Durch diesen Mißerfolg nicht abgeschreckt, unternahmen sie den gleichen Versuch im nämlichen Jahre, wurden aber bei Argentuaria in der Nähe von Kolmar tüchtig auf's Haupt geschlagen. Es war der Imperator Gratian, der diesen Lorbeer um sein jugendliches Haupt schlang, und, durch den Sieg ermuthigt, führte er seine Legionen mitten in germanisches Land, und zwang die Barbaren, um Frieden zu bitten.

Während der letzten Jahre des 4. Jahrhunderts wiederholten sich die germanischen Ueberfälle auf dem linken Rheinufer; der Kaiser Theodosius allein widerstand ihnen noch, aber nach seinem Tode, unter Honorius, Imperator des Abendlandes und dem eigentlichen Regenten, Stilico, dem Vandalen, drangen unübersehbare Schaaren deutscher Völker über den Rhein und fanden kaum Widerstand. Stilico hatte die Armeen vom Rhein zurückgezogen — Viele sagen mit Absicht —, um Italien zu vertheidigen; unterdessen überflutheten Vandalen, Alanen, Burgunder und Schwaben das arme Gallien, während des letzten Tages des Jahres 406 und den ersten Tagen von 407, eine Sylvester- und Neujahrsnacht, wie sie wohl so blutigroth noch nie erschienen, als vielleicht noch später beim Hunnenzug.

Der erste Uebergang fand bei Mainz statt und die gallo-römischen Völker, ohne Schutz, ohne römische Armee, mit schwachen, einheimischen, entmuthigten Besatzungen in den befestigten Orten, erlagen den Streichen ihrer alten Feinde. Vae victis! Auch hier zahlten Tausende ihr Leben diesem furchtbaren Grundsatz, der doch so tief in der menschlichen Natur begründet ist, und rauchende Trümmerhaufen bezeichneten den Weg der Sieger. „Wenn der Ocean sich in die gallischen Lande ergossen hätte," sagte ein römischer Poet jener schrecklichen Zeiten, seine Fluthen würden nicht furchtbarer gewüthet haben." Der Fluch heftet sich besonders an die Vandalen, die um 411 Sequanien noch einmal verwüsteten, während römische Tyrannen, wie Jovinus, der den kaiserlichen Purpur an sich gerissen, mit Franken und Burgundern in Verbindung trat und im Jahr 413 den letztern Wohnsitze zwischen dem Rhein, der Mosel und der Vogesenkette gewährte, die erste dauernde Ansiedlung der Burgundionen am linken Rheinufer. Alle diese germanischen Völkerschaften: Franken, Allemannen, Bur-

gunder, Vandalen, Alanen ꝛc. suchten keine dauernden Eroberungen in Gallien; es waren Raubzüge, ihr Zweck Lust am Kampf mit verhaßten Feinden, Plünderung der reichen Städte und Flecken, Niederbrennung der befestigten Orte; unter sich selbst waren sie oft uneins und konnten sich unter Umständen, ihrer Privatzwecke halber, mit Römern und Gallo-Römern verständigen, selbst associiren.

Der schlimmste Feind erstand aber den gallischen Landen in den Hunnen, welche, aus der Tartarei ausgezogen und nachdem sie den Orient darniedergeworfen, dem Lauf der Donau folgten, den Rhein unterhalb Konstanz überschritten und dem linken Rheinufer entlang Alles zerstörten, was sie auf ihrem Lauf trafen. Was Vandalen- und Allemannenhorden noch übrig gelassen, zertrat der Huf ihrer Rosse, durchbohrte der Pfeil ihrer Bogen, zerstörte die Brandfackel und selbst ein Burgunderheer, das bei Basel sich dem wilden Strom entgegenstellte, wurde zermalmt. So ergoß sich der verheerende Zug dieser „Teufelsgesichter" nach Gallien, „und kein Gras erwuchs mehr, wo der Huf eines hunnischen Rosses hingetreten", bis die entmenschten schrecklichen Horden ihr Schicksal traf. In den katalaunischen Feldern bei Chalons und Mauriac wurde Attila, der Hunkönig, von den vereinigten Römern, Franken, Westgothen und Burgundern in furchtbarer Schlacht, die, nach der Sage, von den Geistern der Erschlagenen noch drei Tage in den Lüften fortdauerte, geschlagen; es war im September 451; einige Hunderttausende verloren das Leben und Attila mußte sich nach Pannonien zurückziehen. Doch die Allianz der Römer und Germanen, welche nur die schreckliche, gemeinsame Gefahr für Alle zusammengeführt, war von kurzer Dauer. Der Besieger der Hunnen, der römische Feldherr Aëtius, fiel von der meuchelmörderischen Hand seines dankbaren (?) Souverän's, Valentianus III., und dieser selbst hauchte sein Leben gerechter Weise unter Mörderhänden aus.

Die Gallier selbst, müde der römischen Herrschaft oder vielmehr Ohnmacht, von Lasten erdrückt und die Schwäche des sinkenden Römerthums einsehend, verbündeten sich lieber mit den Barbaren. Der Theil Rauracien's und Sequanien's, der dem Rhein am nächsten liegt, wurde von den Allemannen eingenommen; eine Hügelkette, welche Vogesen und Jura verbindet und das Flüßchen Larg bildeten die Grenze nach Norden, während sie nach Süden mitten durch den Jura bis in's Delsbergerthal nach Vorburg reicht. Noch jetzt wird westlich von Vorburg französisch, östlich davon deutsch gesprochen; dort klingen die Ortsnamen keltisch-

romanisch, hier herrschen deutsche Laute vor und so ist es auch im Allgemeinen mit dem Charakter der Bewohner. Burgunder in Rauracien und Sequanien bis zur Larg und Vorburg, die von ihnen wahrscheinlich hier als Grenzwall neu befestigt worden, und Allemannen im Elsaß und den dem Rhein nahe gelegenen alt-rauracischen Gegenden! Das war der Zustand der Völker unserer Gegenden im 5. Jahrhundert. Das Römerthum hatte sich ausgelebt. Sic transit gloria mundi.

Zum Schluß noch eine letzte, zeitgemäße Bemerkung: In gegenwärtiger Zeit, mehr noch wie früher, spuckt in vielen Köpfen der Glaube an die Verschiedenheit der lateinischen und germanischen Race, wie wenn eine Jede für sich und als etwas Eigenartiges vom Himmel gefallen oder von Gott selbst fix und fertig hingestellt worden wäre. In Paris sowohl wie in Spanien und Rom vernimmt man von Staatsmännern und Publizisten solche barocke Ideen, von Idealisten, welche sich die Welt a priori nach Gutdünken konstruiren, ohne die Geschichte zu kennen und ohne zu bedenken, daß unsere Zustände, seien sie sozialer oder völkerrechtlicher Natur, gewordene sind. Urgermanisches Westgothen- oder Ostgothenblut rollt in heißen spanischen Adern so gut wie das der Römer und Mauren; Alarich's und Theodorich's Kriegsgesellen haben Italien und Griechenland besucht, sich in diesen Ländern niedergelassen, und gallo-römische Bewohner vermischten sich in Frankreich mit Burgundern und Franken auf's Innigste. Wie viel von jedem Stamm in jeder Ader fließt, können wir nicht mehr sagen, aber „wir wollen hingehen und einen Gelehrten fragen."

# Erinnerungen an einen Langbeinigen.

## Eine wahre Aarauer Stadtgeschichte.

Von Ludwig Karrer.

Papa, erzähle uns wieder einmal die schöne Geschichte — weißt Du,— von Buchs!

Ja, ja, die Geschichte von Hansli Langbein!

Meinetwegen! Von Buchs bei Aarau, dem breiten behäbigen Dorf mit den hohen Strohdächern, von deren weithinschauenden Giebeln, wie auch im benachbarten Dorfe Suhr, einst zahlreiche gewaltige Storchennester herniederschauten, wahre und wirkliche Vorbilder der Bärenmützen, wie sie einst vor 50 Jahren noch die Sappeure trugen bei den Aarauer Kadetten, oder Typen der krausen Struwwelpeterfrisuren vieler modernen Damen.

Um das Dorf Buchs her dehnen sich reichbewässerte Matten aus mit üppigem Gras. Da werden die Löwenzahnstengel noch einmal so lang wie um die Stadt herum, die wir jetzt bewohnen, und saftigere Habermark gibt es nirgends als dort. Zahlreiche Hecken von hohen Weiden und Erlen ziehen sich den krystallklaren Bächen entlang oberhalb und unterhalb des Dorfes durch das weite Thal hinunter, und hüllen in tiefen Schatten alle die fröhlichen Vögel, die zwischen den Zweigen sitzen und singen den Tag über, bis sie am Abend wieder heimfliegen in die nahen Wälder. Und hebst du die Aeste auseinander und blickst hinunter in die kühle Fluth, dann siehst du neues Leben; in weiten Kreisen schwimmen silberbeschuppte Fische umher und zeigen keine Furcht; nur die dunkle Forelle sieht anfänglich ängstlich hinauf zu dem Eindringling, der sie in ihrer geheimnißvollen Einsamkeit überraschte, und flieht dann pfeilschnell bachaufwärts in ihr Versteck zwischen den weitverzweigten Wurzeln unter dem hohlen Bord des Baches.

Aber auch in dem blumenreichen Wiesengrund und in den Wassertümpeln regt und bewegt es sich. Grüne Fröschlein die helle Menge hüpfen vor Lust, und erspähen die vielgestaltigen Insekten, die über und zwischen den Stengeln dahineilen. Durch das hohe Gras aber, oder zwischen den duftenden Heuhaufen umher schreitet gravitätisch der rothbeinige Storch; man vermag sich eine Sommerlandschaft in jener Gegend kaum vorzustellen ohne den schwarzweißen Schmuck dieses schönen Thieres. Von Zeit zu Zeit hebt es die Flügel, schwingt sich in die Höhe und fliegt seinem Nest auf dem hohen Dache zu, in seinem Schnabel aber zappelt eines jener Fröschlein, aus deren Menge es sich eines für seine Jungen daheim herausgeholt hat. Hei wie strecken ihm diese ihre lange Hälse entgegen, aus weiter Ferne schon, denn sie wissen ja:

Nie kehrt' er heim, er bracht' uns etwas, — war's
Ein buntgeschupptes Schlänglein, war's ein Frosch,
Wie ihn das Störchlein findet in den Tümpeln.

So ungefähr wird das zu übersetzen sein, was Vater Storch, wenn er sich an dem herrlichen Appetit seiner Jungen ergötzt, auf die gigantischen Abendschatten der Pappelreihen hernieder klappert.

Der Storch sei fromm, sagen die Leute. Habt ihr es nicht schon gesehen, wie er den Hals nach links und rechts dreht, den langen Schnabel nach oben gegen die rothen Wolken schwingt und dazu sein Abendgebet spricht, in seiner nur ihm und dem lieben Gott verständlichen Sprache? Wo ein Storchennest den Giebel eines Hauses krönt, da schlägt kein Blitz hinein, da gibt's auch selten Unglück im Stalle. Darum ist ihm auch das hohe Amt anvertraut, die kleinen Kinder aus dem Himmel herunter zu holen und sie den Müttern zu bringen.

Wie ein rechter Hausvater denkt er zuerst an die Seinen und erst hernach an sich selbst. Beim Zunachten steht er auf seinem Nest, und hebt, wie zum Schlafe, das eine Bein in die Höhe, aber nur, damit seine Kleinen ein Gleiches thun und einschlafen. Dann fliegt er leise davon, um sich bei einem Bache oder Teiche niederzulassen. Dort steht er stundenlang unbeweglich in anderthalbfußtiefem Wasser, und späht im Mondeslicht auf die stille gewordenen Fischlein. Jetzt ist die Stunde seiner Mahlzeit gekommen, denn was er den Tag über fing, das brachte er ausnahmslos seinen immer hungrigen Kindern. Von Zeit zu Zeit schleudert er seinen langen Schnabel senkrecht in's Wasser, und wehe der Forelle, der er seine unerbittliche Zange um den Leib gelegt hat. Da hilft kein

Winden und Drehen, da vermögen selbst die purpurnen Sternchen auf den goldenen Flanken ihres schlanken Leibes sein Mitleid nicht zu erwecken. Harrend und schmausend bis zum Morgenlichte steht er da allein; dann fliegt er heim und denkt: Es thut's für heute.

Eines Tages hatte Papa Storch den ganzen langen Vormittag seine Vaterpflichten redlich gethan. Da fing es aber an unruhig zu werden im Nest, und stundenlang wollte das Klappern kein Ende nehmen; selbst die Jungen, obschon sie noch nicht flügge geworden, betheiligten sich je länger desto lebhafter daran. Da kollert auf einmal eines derselben über das lange steile Dach herunter auf die Straße, mitten hinein zwischen einen Rudel spielender Kinder. Wie diese auseinander stoben! Erst aus angemessener Entfernung schauen die muthigsten unter ihnen zurück, um sich dessen zu vergewissern, was sie in der ersten Ueberraschung nicht ordentlich hatten sehen und in seiner Wirklichkeit erkennen können. Zahlreich eilen nun auch Erwachsene herbei und sehen den armen Vogel, unverletzt zwar, aber hilflos dastehen. Sie treten näher, der Eine räth zum Zugreifen und Einfangen, die Andern wehren solchem Beginnen, wissen aber in Eile doch keinen ordentlichen Rath. Da kommt gerade der Herr Pfarrer von Suhr daher, wie gerufen; man drängt sich zu ihm heran, um ihm das Vorgefallene zu erzählen, und was er nun anräth, wird sofort und ohne Widerrede von jedem Anwesenden vollzogen: Alle mußten zurückweichen, weiter, noch weiter, immer weiter, um dem alten auf dem Neste zurückgebliebenen Storchenpaar Gelegenheit zu bieten, furchtlos herniederzu steigen und das vermeintlich verlorne Kind heraufzuholen. Mit erwartungsvoller Spannung blickt die versammelte Menge; dort oben dauert die Aufregung noch eine Weile fort, und erst allmälig scheint in die bewegten Storchengemüther wieder einige Ruhe zurückzukehren. Aber, wie weit auch auf des Pfarrers mildes Zureden die Volksmenge zurückweicht, weder Papa noch Mama steigt herunter, um sich des Verlassenen anzunehmen; sie bleiben kalt, gefühllos, schauen nicht einmal nach ihm hin. Jetzt wird's Jedermann klar: der arme Kleine ist nicht von ungefähr hinausgefallen aus dem Nest und auf diese Weise verunglückt, er ist hinausgestoßen, hinuntergeworfen worden! Warum? Das bleibt auch in künftigen ähnlichen Fällen ewiges Geheimniß, wenn es nicht früher oder später einmal gelingt, die Sprache der Störche zu entziffern, wie man die Hieroglyphen und die Keilschrift entziffert hat, und wie der Telegraphist das Klappern des von ferner Hand in Funktion gesetzten Telegraphen

abhört und Wort für Wort versteht. An Vermuthungen aller Art ließen es freilich die staunenden Zuschauer nicht fehlen. Die Einen erzählen wahrheitsgemäß, wie man schon oft Versammlungen von Vögeln mit seltsamer Anordnung und eigenthümlichem Gebahren beobachtet habe, und wie es schon vorgekommen sei, daß Störche sich zu Gerichtssitzungen versammelten, einen Delinquenten mitten in ihren Kreis treten ließen, ihn unter allgemeinem Geklapper zu Tode verurtheilten und dann mit ihren Schnäbeln elendiglich hinrichteten. Aeltere Leute von Buchs wollten sich nun auch erinnern, daß vor Jahren einmal auf ähnliche Weise wie heute ein junges Störchlein aus dem Nest geworfen und seinem Schicksal überlassen worden sei. Und ein armes Büblein, das dabei stand, meinte, es werden wohl ihrer zu Viele im Nest gewesen sein, und sagte das Sprüchlein auf:

„Eusi Muetter jommeret,
Daß's Eusere so viel sind;
Drum wämmer flyßig bätte,
Und chlini Mümpfeli äße,
Denn sind mer bravi Chind."

Das verlassene junge Störchlein war nicht nur in sichtlicher und begreiflicher Aufregung und komisch-trauriger Verlegenheit, es wurde selber eine Verlegenheit für die guten Leute; es überkam sie eine aufrichtige Barmherzigkeit. „Wohin mit der Freud," war jetzt die Frage. Ein munterer weißlockiger Knabe wußte Rath. Er kannte in Aarau einen menschen- und thierfreundlichen Herrn mit Namen Friedrich; erst vor vierzehn Tagen hatte er ihm ein liebliches dreifarbiges Maienkätzchen gebracht und dafür fünf Batzen erhalten, und der würde gewiß auch den Storch nehmen. Sprach's, drehte sich um, schleuderte seine Schuhe in den nächsten Hausgang, um schneller laufen zu können, und rannte dann, ohne sich auch nur einmal umzusehen, nach Aarau.

Herr Friedrich war gerade zu Hause und las im „Schweizerboten", als der Knabe in seine Stube trat und ihm das neueste Ereigniß von Buchs erzählte. Schnell entschlossen ließ er einspannen, um das Störchlein zu holen. Laute Freude empfing ihn, als er auf der denkwürdigen Stelle anlangte. Aber was war das im Vergleich zu dem Jubel, mit welchem Herr Friedrich von seinen Töchterchen empfangen wurde, als er mit dem prächtigen Vogel nach Hause kam! Diese Sorte von Freude, diese wunderbare Mischung von Mitleid und Wonne hatte ihre jungen

Herzen noch nie erfüllt. Mit äußerster Sorgfalt hoben sie das Thier aus dem Wagen, und trugen es in eine Abtheilung des Stalles in sicheren Gewahrsam. Jetzt mein Herzchen, was willst du? So hieß es nun für das unaussprechlich liebe Störchlein, dem nun sofort den Ehrennamen „Hansli“ beilegte. Gewiß hatte es Hunger, sie sahen es ihm ganz deutlich an; aber es nahm nichts von dem dargereichten Zuckerbrod, ebenso wenig von dem Hanfsamen, den die Kanarienvögel in der Wohnstube bekamen. Papa belehrte sie über die Natur der Nahrung, die man dem Störchlein verabfolgen müsse, und hätte Hansli reden können und Straßburger Gänseleberpasteten oder ein Klapperschlänglein aus dem brasilianischen Urwald verlangt, sie hätten es ihm aufzutreiben gesucht; so sehr lag es ihnen jetzt am Herzen, nicht nur das liebliche Thierchen am Leben zu erhalten, sondern dem Unglücklichen Freude in seinen unverdienten Wermuthsbecher zu träufeln. Dann wurden die langen Beine mit den rothen Strümpfchen, der lange Schnabel, das herzige Köpfchen überlaut bewundert, die Flügel mit den flaumig weichen Federn zart betastet; Alles an ihm war ja so schön! Und das Störchlein ließ sich das Alles gefallen, anfänglich aus lauter Resignation, allmälig aber mit sichtlich wachsendem Wohlbehagen. Daß es auch nur die leiseste abwehrende Bewegung gemacht oder gar die Umstehenden erschreckt hätte, davon war keine Spur zu sehen. Der Mensch gewöhnt sich an Alles, — wie es scheint auch der Storch.

Gleichwohl war es keine Kleinigkeit, dem Ankömmling ein seiner Natur, seinem jugendlichen Alter und seiner Lebensweise entsprechendes Menü aufzustellen. Schriftliches hatte er aus seinem heimathlichen Nest in Buchs nichts mitgebracht, reden konnte er nicht, aus seinem überaus fleißigen Klappern war mit Sicherheit nichts Verständliches herauszuhören und so mußte man auf empirischem Wege vorgehen. Man fing eine Blindschleiche ein, er schien sie nicht zu kennen; man brachte ein grünes Fröschlein von unzweifelhaft zartester Konstitution herbei, er benahm sich anfänglich wie ein Bauernjunge, der zum ersten Mal einen Teller voll Austern bekommt. Er war gewöhnt, seine Speise ausschließlich aus elterlichem Schnabel zu empfangen, und der fehlte nun eben. Allein bald überwog der Hunger alle Vorurtheile und jegliche Schüchternheit, und nun fing er an zu thun wie bei Hause. Tag um Tag zog aus, wer Zeit hatte, um die Speisekammer des Störchleins mit frischer Lebwaare zu versorgen, und die Freude, den seltsamen Kostgänger bei der Mahlzeit zu sehen, sein

Thun und sein wohliges Behagen zu beobachten, lohnte alle Mühe und die darob oft durchnäßten und verdorbenen Kleider reichlich.

Allein bange Sorge erfüllte die Herzen der Töchterchen des Hauses, wenn sie der Zukunft gedachten, der Zeit, da es stille wird in den Bächen, Sümpfen und Teichen, und für Hansli das gewohnte Futter ausgehen würde. Und siehe da! Als hätte der Gute ihre Gedanken, ihren Kummer auf der Stirne gelesen, als hätte er im traulichen Umgange mit seinen täglichen Gespielen deren Sprache verstehen gelernt, plötzlich entfaltete er eine Initiative, die ihm zur höchsten Ehre angerechnet wurde. Das ging so zu: Dicht vor dem Lattenverschlag, der das dem Hansli angewiesene Lokal von dem gewöhnlichen Aufenthaltsort zweier Hunde und eines riesigen Katers trennte, stand die Schüssel dieser Vierbeinigen, ein auf einen gesegneten Appetit berechnetes und selten leergefressenes Gefäß. „Willst du in die Ferne schweifen? sieh, das Gute liegt so nah!" So dachte Hansli, und streckte eines schönen Mittags, als weder Hund noch Katz anwesend waren, seinen langen Schnabel zwischen den Latten hindurch nach der Schüssel. Der Duft solcher Speise war ihm total neu, aber vielleicht gerade deßwegen um so anziehender und angenehmer. „Was Vierbeiner fressen," dachte er, „wird doch wohl auch einen Zweibeiner nicht umbringen; gewiß sind die sanitarischen Rücksichten, welche meine menschlichen Freunde mir in weitgehender Fürsorge zuwenden, übertrieben." Er fand seine Vermuthungen über die Vortrefflichkeit der weichen Bissen in der Schüssel vollkommen bestätigt, und fraß mit Jugendlust fröhlich weiter. Ob das Dings da für einen jungen Storchenmagen schwer oder leicht verdaulich, ob Gekochtes oder Rohes würdiger sei des bis vor kurzem freien Sohnes der Natur, das war ihm jetzt völlig egal. Es schmeckte ihm nun einmal vortrefflich; wozu denn sich geniren? Man lebt ja nur einmal!

Die Nachricht, daß Hansli aus dem Kübel fresse, erweckte in der ganzen Familie zuerst ernste Zweifel, dann aber freudiges Erstaunen. Aber mit Bangen sah man dem Moment entgegen, da Hansli einmal sich unterstehen würde, gleichzeitig mit dem Hunde und dem Kater zuzulangen. Denn daß er solcher Unbefangenheit fähig wäre, daran zweifelte man von vornherein nicht mehr. In der Wohnstube war er ein gerne gesehener, weil unwandelbar munterer Gast, und dort konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß ihm die Vierbeiner stets mit einem gewissen Respekt aus dem Wege gingen. Das sah man wohl, allein man

kennt ja die Eifersucht der Hunde, wenn es sich um das Fressen handelt; da hört ja gewöhnlich die dickste Hundefreundschaft auf. Scheinbar schüchterner und resignirter allerdings benehmen sich die Katzen; aber wer hätte noch nichts von ihrer gräulichen Tücke erfahren! Sollte man unter solchen Umständen riskiren, daß einmal das Unsagbare geschehe und der Caro oder der Spitz in übel angebrachter Eifersucht und Mißgunst dem arglosen Hansli den herrlichen Schnabel entzwei beiße? Oder daß sich der Kater in einem unglücklichen Momente in seiner incommensurablen Katzenlaune auf das liebliche Köpfchen Hansli's stürze und in grausigem Attentat das Schrecklichste begehe? Nimmermehr! — Man brachte die Schüssel der Hunde in angemessene Entfernung vom Lattenverschlag, kaufte für Hansli ein besonderes Gefäß, und die Gefahr war beseitigt. Wer weiß — vielleicht wäre all' diese Vorsicht nicht nöthig gewesen, denn in bewachten Augenblicken ließ man es hier und da zu, daß Hansli mit seinen Nachbarn jenseits der Latten fraß, und sie thaten nicht unfreundlich mit ihm; offenbar anerkannten sie auch in ihm die Superiorität des Zweibeiners über den Vierbeiner.

So wuchs Hansli unter der treuesten Pflege, die er sich hätte wünschen können, zum stattlichen Storchenjüngling heran. Leute, die ihn nicht alltäglich sahen, konnten sich nicht genug darüber verwundern, wie vortheilhaft er sich seit dem letzten Besuche entwickelt habe und groß geworden sei. Nur Eines, das ihm im heimathlichen Storchennest zu Theil geworden wäre, mußte er hier schmerzlich vermissen: den Unterricht im Fliegen, den die Störche ihren Jungen zu ertheilen pflegen. Es ist ein schönes, herzerfreuendes Ereigniß, wenn ein Bübchen die ersten Hosen bekommt; für Papa und Mama Storch mag es nicht minder erfreulich sein, wenn das Junge auf dem Rücken des Alten den ersten Ausflug unternimmt und auf der Wiese das erste Fröschlein fängt, oder wenn es nach mehrtägiger Uebung im Flügelschlagen unter fürsorglicher Begleitung des Alten einen selbstständigen Flug unternimmt und ohne Unfall glücklich durchführt. Hier war der Verstoßene auf die eigene Initiative angewiesen; er begann aber so mächtig die Schwingen zu rühren, daß an dem endlichen Erfolg kein Zweifel mehr aufkommen konnte. Daher beschloß der Familienrath, ihm für alle Fälle die Flügel um ein Kleines zu stutzen.

Man hat schon oft davon gehört oder gelesen, mit welchem anfänglichen Erfolge man junge Füchse, sogar junge Wölfe und Hyänen in der Gefangenschaft auffüttern und bis zu einem gewissen Grade zähmen kann.

Ich selber habe mit eigenen Augen gesehen, wie eine junge Hyäne der Frau des Hauses auf dem Wochenmarkt nachlief wie ein Hündchen und Niemanden ein Leides that. Aber schließlich kommt's damit wie mit dem Krug, der zum Brunnen geht. Die schon lange schlummernde Raubthiernatur erwacht mit der Zeit doch, und wenn das schlaue Füchslein noch so schön und zart that, — eines schönen Morgens raucht das Blut eines von ihm gemordeten unschuldigen Hühnleins zum Himmel empor, oder es schnappt das Maul wie aus Versehen nach der Hand, die die Schüssel bringt, statt nach dem Futter. Da ist's dann hohe Zeit, einen raschen Entschluß zu fassen und der Freud ein Ende zu machen. Wie? Sollte für den bisher so drolligen, ja lustigen, allezeit grundgutmüthigen Hansli auch eine Zeit kommen, da er unangenehm werden, eine rohe Thiernatur plötzlich zum Vorschein kommen lassen könnte? Er war ja so zutraulich! Wenn man Abends hinter dem Hause auf dem Bänklein saß, spazierte er so gerne dicht vor den Dasitzenden vorbei, hin und her, klapperte bald Diesem, bald Jenem eine Storchengeschichte vor, hüpfte vor Lust, und führte mit Vorliebe die Bewegung aus, die man im Rekrutendienst das „Schrittverändern" nennt. Und all' diese Herrlichkeit sollte ein Ende voller niederschmetternder Enttäuschung nehmen? Nimmermehr!

Zwar auch dem Storch kommt die Zeit, da er sich seiner eigentlichen Natur bewußt wird; sie rückte auch für Hansli heran. Aber jetzt kam erst recht seine natürliche Intelligenz und sein gutmüthiges Wesen zur vollen Erscheinung. Er hatte im Umgange mit Menschen, die ihm nur Liebes und Gutes erwiesen, nach diesen beiden Seiten hin entschieden gewonnen. Nach mehr Freiheit verlangte auch ihn, man ließ sie ihm, und er machte davon den denkbar vernünftigsten Gebrauch. Der weite Garten hinter dem Hause war sein erstes Reiseziel, — er hätte auch unbehindert ein anderes wählen können, — und für seine Bescheidenheit wurde ihm der fette Lohn einer überreichen Schnecken- und Würmerernte zu Theil. Diese Thiere hatten sich in den dichten Einfriedungen eingenistet, und erfreuten sich schon allzulange des süßen Bewußtseins der Unerreichbarkeit und Sicherheit in ihrem feucht-grünen Versteck, von dem aus sie auf ihren nächtlichen Schleichwegen die zarten Gemüsepflänzlinge schwer zu schädigen pflegten. Dieser Herrlichkeit machte nun Hansli mit seinem auch die tiefsten und geheimsten Schlupfwinkel sicher erreichenden Schnabel ein Ende mit Schrecken.

Nicht lange ging's, so führte ihn die freie Wahl seiner weiteren Wege

auch vor das Haus, auf die Straße, und hier stand er nun, wie einst Herkules, am Scheidewege. Ohne Zweifel hat sich Herkules in seinem Fall trefflich herausgebissen, jeder Lateinschüler weiß das und man lobt ihn allgemein dafür; aber wie wird sich Hansli herausbeißen? Das war nun die Frage, welche die Hausbewohner und nicht minder die aufmerksame Nachbarschaft in nicht geringem Maße beschäftigte. Es war ja so Vielerlei möglich! Sollte er vielleicht doch einen Theil des Lobes, das die nützlichen Schriften des Thierschutzvereines über sein Geschlecht ausschütten, zu Schanden machen?

Verwundere man sich nicht über die Spannung, mit der man Hansli's erste Schritte in die Außenwelt beobachtete. Das Nächstliegende interessirt auch zunächst. Damals gingen große Ereignisse durch die Welt. Vor Kurzem hatte ein Komet seine Ruthe mitten über den Himmelsraum ausgestreckt, von einem Horizont zum andern; die Erdäpfelkrankheit war in Hansli's Geburtsjahr zum ersten Male aufgetreten, und hatte die ganze Erndte gerade der besten Sorte, der „alten rothen", ausgerottet. Die Freischaarenzüge hatten ihre schwarzen Schatten bis in die Jesuitenkirche von Luzern hinein geworfen. Doktor Steiger war aus dem Kesselthurm entflohen, die Butter hatte um zwei ganze Batzen aufgeschlagen, und durch die Stadt ging mit Blitzeseile die Nachricht von einer sensationellen Verlobung. Jedes dieser Ereignisse machte auf die verschiedenen Gemüther einen verschiedenen Eindruck, denn nicht die soziale, politische oder kulturelle Bedeutung eines äußeren Vorganges bestimmt dessen Werthschätzung bei den einzelnen Menschen, sondern das Maß, in welchem derselbe unsere Seelenthätigkeit, unsere Empfindung anregt, unsere Phantasie beschäftigt. Darum war es für die Nächstbetheiligten eine Nachricht von ganz besonderer Tragweite, als Herr Friedrich den Seinen verkündete, Hansli schreite in gewohnter Gelassenheit in der Vorstadtstraße umher, zwischen den zahlreichen Fußgängern hindurch, neben den spielenden Kindergruppen vorbei, weiche eben so ruhig wie geschickt den Pferden und Wagen aus, stehe da und dort still und betrachte freundlichen Blickes die erstaunte Umgebung. Niemand denke daran, ihm ein Leides zu thun. Freilich, als dann nach einigen Tagen verschmitzte Schulbuben versuchten, ihn zu necken, erachtete er es für angemessen, auf den Spaß, den sie aus bescheidener Entfernung mit ihm trieben, zu antworten. Den Einen lief er mit weit ausgreifenden Schritten nach, wenn's Ernst galt, mit geöffnetem Schnabel; Andern gegenüber begnügte er sich, hoch aufgerichtet die Flügel zu schlagen;

und waren ihm die Buben zu dumm, so schritt er ruhig weiter. Kleinere Kinder konnten ihn streicheln, liebkosen, ihn ausfragen, er ließ sie ruhig gewähren. Einmal fragte ihn ein braunlockiges lustiges Kurzröckchen, ob er das kleine Brüderlein, das er der Mama vor einem Monat gebracht, nicht wieder zurücknähme, denn es schrie ganze Tage und halbe Nächte hindurch. Aber Hansli trat nicht darauf ein; er hatte ja nur seine Pflicht gethan, und durfte es nun wohl fraglicher Mama überlassen, ihrerseits ein Gleiches zu thun.

Etwa dreihundert Schritte weit vom Friedrich'schen Hause entfernt, auf dem Schlößliplatz, stand die alte Kaserne, auf der Stelle, wo man in neuerer Zeit ein Gesellschaftshaus gebaut hat, dem man, um jeder Verwechslung mit irgend einem andern Gebäude in der ganzen Schweiz vorzubeugen, den Namen „Saalbau" gab. Dort ging es in jenen Tagen lebhaft zu, denn es waren recht kriegerische Zeiten. Soldaten gingen in der Kaserne ein und aus, und marschirten von dort aus unter Trommelschall, oft auch unter den kriegerischen Weisen der weiland Zofinger oder Frickthaler Feldmusik, nach dem Exerzierplatz auf dem Schachen. In der Zwischenzeit trieben sie allerhand Zeitvertreib auf dem Platze oder in den Straßen der Stadt, weil es dort wesentlich schöner war als auf den düstern Böden der Kaserne. Dorthin wendete nun Hansli seine gravitätischen Schritte, und sein unbegrenztes Vertrauen in die absolute Friedfertigkeit und Harmlosigkeit der Krieger wurde nicht unerwidert gelassen. Trugen sie gleich tropischen Vögeln schönfarbige Schwalbenschwänze, und mußten sie doch trotz ihren mörderischen Waffen und dem entsetzlichen Exerzitium immer noch Menschen geblieben sein, denn etliche sangen das minnigliche Lied vom Röslegarten, andere zehrten eben an den letzten Resten ihres „Spatz". Auch das homerische Gelächter, mit welchem sie den zum ersten Male daher kommenden Hansli begrüßten, schüchterte ihn keineswegs ein, denn seitdem er unter Menschen wohnte, hatte er mehr freundliche und lachende als griesgrämige Gesichter gesehen. Er trat näher, klapperte geziemend, und in die Herzen der rauhen Füsiliere schlichen menschen-, will sagen storchenfreundliche Gefühle. „Sä, friß au," sagte Einer, und Hansli that Bescheid. Brocken um Brocken saftigen Fleisches und wohlduftenden Soldatenbrodes folgten, und Hansli wurde satt und fröhlich. In gehobener Stimmung entschloß er sich zu etwas, das er bisher noch nicht einmal im Ernste probirt hatte. Er schwang seine wieder ordentlich nachgewachsenen Flügel, streckte die Füße wagrecht nach hinten,

Hals und Schnabel geradeaus nach vorne, und hob sich in wohlgelungenem Fluge auf die hohe First der Kaserne. „So, da wäre ich," dachte er; „wie wäre es, wenn ich noch gleich nach Buchs flöge, zu Vater und Mutter, zu meinen Brüdern und Schwestern?" — Heimweh ist unter allen Umständen verzeihlich, auch wo von den Fleischtöpfen Egyptens alle hemmenden Deckel abgehoben sind; sogar auch dann, wenn die traute Heimath unter fatalen Umständen, wie dies bei Hansli ja thatsächlich der Fall war, mit der unbekannten Fremde vertauscht werden mußte.

Aber neben dem Heimweh besteht unerbittlich die Pflicht, bei Hansli war es die Pflicht der Dankbarkeit; sodann mußte die ruhige Ueberlegung das Bild des Wohlbehagens, des freundlichen Umganges mit den Menschen vor sein inneres Auge führen, wenn er eines hatte, und zu seinen Füßen hatte er ja heute neue Freunde und neue Genüsse kennen gelernt. „Fahret hin, ihr verführerischen Gedanken," müßte er ausgerufen haben, wenn er es gekonnt hätte, hob sich in die Höhe und flog nach Hause.

Wie war man dort insgemein froh, ihn wieder kommen zu sehen! Man hatte ihn wohl beobachtet auf dem Kasernendach, hatte sich den aufrichtigsten Befürchtungen über sein ferneres Verbleiben hingegeben, denn er konnte jetzt fliegen! Und nun erkannte man mit bitterer Beschämung und Reue, daß man Hansli Unrecht gethan, ihn für schlecht und undankbar hatte halten können. — Aber die Flügel stutzte man ihm doch wieder ein wenig! — So ist der Mensch; wenn er einmal .... — Doch ich will das Moralisiren lassen, denn was sich darüber sagen ließe, verdürbe Euch den guten Humor.

Was Hansli auf dem Platze vor der Kaserne gesehen, genossen und erlebt hatte, gestaltete sich in seinem Denken und Empfinden offenbar zu einem anziehenden Gesammtbilde, in welchem, wie sich in der Folge zeigte, zwar die fetten Fleischbrocken gewiß eine hervorragende Stelle einnahmen, daneben aber auch Züge rein ästhetischer Natur im Vordergrund und in der Perspektive sich deutlich abhoben. Hatte er dort nicht auch die glänzenden Gewehrläufe, Bayonette und Säbel, die blendend weißen Säbel- und Patrontaschenkuppel, die sich über der Heldenbrust der jungen Krieger kreuzten, die spiegelblanken Knöpfe auf den Fräcken und die Gansen und Sturmbänder auf den pyramidalen Tschakko's, die im Sonnenglanz blitzenden Trommeln und Trompeten gesehen? So etwas macht auf ein Vogelgemüth erfahrungsgemäß einen tiefen Eindruck; man kennt ja die Thatsache, daß einzelne Vogelarten darob zu Narren werden und sogar glänzende

Dinge stehlen, wo und wie sie können, obschon sie einen vernünftigen Gebrauch davon nicht zu machen verstehen. Denn was sollen sie z. B. mit gestohlenen Diamantringen anfangen, da sie doch keine Finger haben, oder mit Fingerhüten, da sie doch nicht nähen? — Noch mehr: Hansli hörte dort trommeln und Trompeten blasen, und Hansli war entschieden musikalisch.

Ich weiß wohl, daß Einige allemal ungläubig lächeln, so oft ich an dieser Stelle meiner Erzählung ankomme. Sollen denn die Amseln und Drosseln, die Staare und die Nachtigallen, welche nicht nur irgend ein stereotypes Gesätzlein herpfeifen wie etwa die Finken, sondern ihre herrlichen Töne nach der ihnen innewohnenden Herzenslust moduliren, die einzigen musikalisch beanlagten Vögel sein? Oder die Vogelarten, welche Lieder zu lernen und demnach die Höhe der einzelnen Töne, ja die Melodien zu unterscheiden vermögen? Kaum! Die Störche können zwar nicht singen, denn ihnen fehlt das Organ dazu; aber damit ist keineswegs gesagt, daß sie für die Musik der Singvögel oder der Menschen keinen Sinn haben. Es geht ja vielen Menschen auch so.

Hansli besuchte von da an die Kaserne täglich, so lange sie Soldaten beherbergte. Hatte er seine Portionen entgegengenommen, dann spazierte er gerne um die einzelnen Gruppen seiner militärischen Wohtthäter umher, oder er flog trotz seiner eingekürzten Flügel auf das Dach, und wartete dort — ich weiß nicht ob geduldig oder ungeduldig, bis zur Sammlung geschlagen oder geblasen wurde und sich die Mannschaft zum Abmarsch auf den Exerzierplatz in Reih' und Glied gestellt hatte. Dann kam er herunter und stellte sich neben der Musik auf.

Wenn der Sommer- oder Herbstabend den Himmel und die Landschaft mit wundervollen Farben malt, so gewinnt man oft den Eindruck, ein von Meisterhand auf die Leinwand genau so hingemaltes Bild würde uns sofort als unglaublich, unnatürlich erscheinen. Und wenn ich mit der Beredsamkeit eines Demosthenes oder dem Talent eines Herodot erzählen könnte, wie Hansli alltäglich, sobald sich die Truppe in Bewegung setzte und abmarschirte, neben der Musik einherschritt, stets auf gleicher Höhe mit derselben, und sie durch die Grabenstraße hinauf bis zum oberen Thor begleitete, so würden gleichwohl Viele, die es nicht mit eigenen Augen gesehen haben, sich des Eindruckes nicht erwehren können, hier höre die Wahrheit, die historische Treue in den „Erinnerungen an den Langbeinigen" auf und die Dichtung habe ihren Anfang genommen. Im Grunde genommen wäre dies ja eigentlich keine Sünde, aber schön wäre es nicht zu

behaupten, man erzähle „eine wahre Geschichte", wenn schließlich ordinäres Jägerlatein an deren Stelle träte, und das ganze schöne Hansli zum eitlen Trugbilde würde. Daher appellire ich trotzen Gewissens an das Gedächtniß der älteren Bürger und Bürgerinnen von Aarau, welche nicht zugeben werden, daß Hansli's schönste Thaten und Charakterzüge zum Mythus, oder gar zur grund- und haltlosen Sage werden. In solchen Dingen zählt doch eine ganze Bevölkerung zu den Primareferenzen.

Also er zog thatsächlich und wirklich mit den Soldaten neben der Musik her bis zum oberen Thor. Dort, vor dem ehemaligen Landjägerposten, da wo sich plötzlich die Straße steil nach dem Schachen hinunter wendet, stellte er sich jedesmal auf, und ließ die Truppe an sich vorüber defiliren. Papa Nägeli, der alte Trompeterinstruktor gutmüthigsten Angedenkens, hätte zwar eigentlich gegen diesen ganz sonderbaren Tambourmajor mehrerlei Einwendungen zu machen gewußt, wenn er an ihm nicht seine helle Freude gehabt hätte. Denn was konnte der Primtrompeter oder der Posaunenbläser dafür, wenn er beim Anblick des stolz nebenher schreitenden Storches lachen mußte, den Mund infolge dessen nicht mehr regelrecht büschelen konnte und dann Pausen machte, wo das Notenblatt keine Pausen vorschrieb? Was der Klarinettist, daß ihm just diejenigen Muskeln, die seine Lippen rings um das kunstvolle Mundstück des Instrumentes pressen sollten, beim Lachen den Mund quer auseinander zogen? Es gab Verlegenheiten dieser Natur durch die ganze zahlreiche Feldmusik hinweg, und es war ein wahres Glück, daß das Publikum über dem Interesse, das es selbst an der seltsamen Erscheinung nahm, solche Störungen überhörte. Auch klangen die überaus melodischen und doch so intensiv kriegerischen „Nägelimärsche", gegen welche die modernen Märsche, wie z. B. „O bitt' euch liebe Vögelein" und andere, sind wie ein Kerzenlicht im Sonnenschein, Kleinen und Großen mit solcher Haltbarkeit in die Ohren und Herzen, daß das Defekte im Vortrage einzelner Stellen auch sonst kaum wahrgenommen worden wäre. Ich wenigstens, ob ich auch seither ein älterer Mann geworden bin, kann sie heute noch auswendig: jenen „Schweizer Nationalmarsch", jenes „Nr. 14", jenen „Alphornmarsch", den „Straßburger", und wie sie sonst hießen.

War das Defile vor dem Landjägerposten vorüber, dann wanderte unser Hansli gerne hinauf in den Rathhausgarten, denn es gab dort viele Schnecken und Würmer; wer weiß, ob nicht die zahlreichen Kinderwägelchen mit ihren kleinen lustigen Insassen, die er dort traf, auch ihre

Anziehungskraft auf ihn ausübten! Denn den kleinen Kindern war er in auffallender Weise zugethan, und er ließ sich von ihnen Manches gefallen, das er, wenn es von Erwachsenen kam, vornehm ablehnte.

Mitte August kam; in der Kaserne war's vorübergehend stille geworden, und draußen auf den Wiesen dörrten die Bauern das Emd. Hansli langweilte sich offenbar, und in seinem Innern dämmerte etwas auf wie Heimweh nach dem fernen Afrika. Seine Flügel hatten die normale Spannweite wieder erlangt, und man schnitt sie ihm nicht weiter zurück, damit er von seinem natürlichen Rechte auszuwandern Gebrauch machen könne, wenn ihn die Lust dazu anwandeln sollte. Auf dem Pulverthurm wohnte damals eine Storchenfamilie, und dort machte er nun einen langen Besuch. Dann flog er nach Buchs und Suhr, wo seinesgleichen viele wohnten, und nahm an Zusammenkünften Theil, die drunten im Rohrerschachen abgehalten wurden. Bald darauf flogen die Störche fort, alle auf Einen Tag, um erst auf den Frühling wieder zu kommen. Nur Hansli zog nicht mit. Mehrere Tage und Nächte war er weggeblieben, aber eines schönen Abends spazierte er wieder vor den Fenstern hin und her, als ob er niemals fortgewesen wäre. Schade, daß er nicht verstanden werden konnte, als er bald leiser, bald lauter, bald schneller, bald langsamer klapperte und unter lebhaftem Herumwerfen und Drehen des Halses seine Abwesenheit entschuldigte und die Motive auseinander setzte, welche seinem Nichtauswanderungsentschluß zu Grunde lagen. War er überhaupt jemals gesonnen zu gehen? Machte man ihm diesbezügliche Schwierigkeiten bei der Hauptversammlung der Störche? Ueberwogen bei ihm die kulinarischen, sozialen und ästhetischen Genüsse, die er im Anschluß an civilisirte Menschen gefunden hatte, den Instinkt, der seine Genossen über das Meer trieb? Resignirt suchte er sein Gemach auf, und Hund und Katz ehrten seinen Entschluß durch neidloses Gewährenlassen, so oft er mit ihnen aus demselben Kübel fraß, und dies that er nun mit ausgesprochener Vorliebe und zuletzt regelmäßig.

Es wurde Herbst, es wurde Winter. Sonderbar genug kam es ihm vor, als die ersten Schneeflocken ihm um den Kopf wirbelten, denn anfänglich schüttelte er darüber bedenklich den Leib. Aber es wurde ja auch wieder Frühling, und damit fingen alle die Herrlichkeiten des vergangenen Sommers von vorne an; als Stern erster Größe prangte an seinem Himmel die Freude, sich zu den Ausmärschen der Soldaten vor der Ka-

ſerne einzufinden und das ſelbſtgewählte Programm vom erſten Sommer zu wiederholen.

Vier glückliche Jahre verlebte Hansli unter den Menſchen. Wer ihn ſah, liebte ihn und freute ſich ſeiner, und Niemand wäre im Stande geweſen, ihm abſichtlich ein Leid zuzufügen.

Ich habe da ſo eben zu viel geſagt — Einer machte eine Ausnahme. Eines Tages ſtand Hansli ahnungslos auf einer Dachfirſt in der Nähe der Kaſerne und wartete auf das Signal zum Abmarſch; da flog ein böſer Stein heran, geſchleudert aus roher, aber unbekannt gebliebener Bubenhand, und zerſchmetterte ihm das Bein, auf dem er ſtand. Wie einem Kinde, das nach erlittenem Unglück nach der Mutter ſchreit und nur heimzugehen verlangt, ſo mochte es auch dem armen Hansli zu Muthe geweſen ſein. Er flog ſofort nach Hauſe. Dort beſah man ſeinen Schaden, man verband ihn, pflegte ihn, liebkoſte, beweinte ihn, — umſonſt! Nach wenigen Tagen erlag er der erlittenen Verwundung. Wenn es aber auch für die Störche einen Himmel gibt, ſo iſt gewiß auch Hansli hineingekommen.

# Hiſtoriſche Bilder aus der Armagnakenzeit.

(1444—1445).

Von Dr. **C. W. Faber.**

## Die Schlacht von St. Jakob an der Birs.

(26. Auguſt 1444.)

Dulce et decorum est pro patria mori. (Horaz.)

Wen Gott will herrlich ehren, dem ſpendet ſeine Hand
Den ſchönſten Kranz auf Erden: den Tod für's Vaterland.

Schon mit dem grauen Morgen entbrennt der wilde Kampf,
Und bald verſinkt das Blachfeld im Staub und Pulverdampf.

Kanonenblitze zucken aus düst'rer Wetternacht
Und senden auf zum Himmel den Donnerruf der Schlacht.

Der Dauphin will bezwingen mit seiner Söldnerschaar
Von wilden Armagnaken den Schweizer Königsaar;
Begierig jagt die Meute in's off'ne Land hinein,
Sie wittert reiche Beute in Keller, Stall und Schrein.

O weh' Dir, Stier von Uri, umsonst hast Du getrutzt,
Lern' Deinen Nacken beugen, das Horn wird Dir gestutzt,
Nicht länger sollst Du schweifen in ungebrochnem Stolz,
Mußt selbst zum Zwingbau schleifen die Steine und das Holz.

Nun wehr' Dich Deiner Klauen, Du grimmer Bär von Bern,
Man will sie Dir behauen; sie thäten's längst schon gern!
Drum leisten heut' die Schweizer so tapfern Widerstand;
Es gilt für Weib und Kinder, für Gott und Vaterland.

Wohl sind's nur fünfzehnhundert, der Feind ein ganzes Heer
Von dreißigtausend Kriegern, erprobt in Waffenwehr;
Doch Einer gegen zwanzig, als ging' es Mann auf Mann
Beweisen sie den Brüdern, was fromme Treue kann.

Sie dringen muthig vorwärts, erklommen ist der Wall,
Bald dröhnt der Feinde Lager von dumpfer Hiebe Hall.
Die tapfern Schnitter mähen ein blutig Aehrenfeld,
Doch ach! es fällt dazwischen auch mancher Schweizerheld!

„Was kümmern uns die Todten! Laßt' stürzen Rott' um Rott':
Den Feinden unsre Leiber und unsre Seelen Gott!"
Und rückwärts stäubt die Masse, und vorwärts strebt die Schaar;
Hei! breitet seine Schwingen der stolze Schweizer Aar!

Bei Basel liegt ein Kirchlein, St. Jakob an der Birs,
Dort tobt am allerlaut'sten der Lärm des Kampfgewirrs,
Dabei ein Siechenhäuslein und rings ein Todtenfeld
Sind heut' die Ruhestätte für manchen todten Held.

Vom frühsten Morgengrauen den heißen Sommertag
Bis wieder hin zum Abend erdröhnt dort Schlag auf Schlag.
Doch als die Abendsonne versinkt in blut'ge Nacht,
Verstummt das wirre Toben, das Blutwerk ist vollbracht.

Die Schwingen sind gebrochen dem stolzen Schweizer Aar.
Nur auf dem Thurm des Kirchleins hält sich ein Bruderpaar.
Man will sie lebend greifen, doch fliegt so manchem Schelm,
Der sich zur Treppe drängte, die Axt durch Busch und Helm.

Vergeblich ist das Ringen, man bringt sie nicht heraus.
Da fliegen lohe Kränze in Kirch' und Siechenhaus.
Begierig leckt die Flamme bis zu des Thurmes Knauf,
Weit schießen Feuergarben zum Sternenhimmel auf,

Verstieben in die Runde und künden weit in's Land,
Wie freie Männer sterben für Gott und Vaterland.
Da sinkt die Gluth zusammen, und hastig flieh'n sofort
Die Feinde aus dem Kirchhof, aus diesem Schreckensort.

Und stille kommt und stiller nach heißem Tag die Nacht,
Nur Mond und Sterne halten die letzte Ehrenwacht.
Hier noch ein dumpfes Röcheln, dort noch ein Stoßgebet,
Ein Seufzen, leises Wimmern, vom feuchten Hauch verweht.

Dann alles still. Doch plötzlich wird neuer Hufschlag laut,
Es kommt ein stolzer Ritter, der spähend um sich schaut.
Herr Burkard Mönch von Basel betrachtet sich die Zahl
Der hingemähten Kämpfer beim bleichen Mondesstrahl.

Und wo die todten Schweizer am dichtesten gesät,
Hat bald sein gierig Auge im Zwielicht ausgespäht.
Dort ruft er, und sein Antlitz durchzuckt's mit düstrer Gluth:
„Heut' baden wir in Rosen, das macht uns gutes Blut.

Jetzt, Bauer, heißt es zinsen und frohnden drauf und drauf,
Jetzt, Bürger, lern' Dich bücken, das Herrenspiel hört auf!"
Und finstres Lächeln kräuselt den herben Spöttermund,
Ihn hört ein frommer Schweizer, der lag zum Tode wund.

„Da schmeck' an Deinen Rosen!" So ruft er, und er rafft
Vom Boden einen Feldstein und trifft mit aller Kraft
Des Landverräthers Stirne. Nun hat der freche Hohn
Schon auf der Welt hienieden den wohlverdienten Lohn.

Und als die nächste Sonne das Schlachtfeld überscheint,
Da findet sie die Beiden in einen Tod vereint;

Den Einen blutberonnen, verzerrten Angesichts,
Den Andern friedlich lächelnd gewärtig des Gerichts.

Wen Gott will herrlich ehren, dem spendet seine Hand
Den schönsten Kranz auf Erden: den Tod für's Vaterland.

## Der Herbst von Ensisheim.

(1444.)

„Bei Basel setzt' es Hiebe von guter deutscher Art!"
So denkt der Dauphin Ludwig und kaut an seinem Bart.
„Mein bestes Volk vernichtet in einer einz'gen Schlacht!
Versuch's ein andrer weiter, wenn's ihm Vergnügen macht!

Ist das die reiche Beute, die man uns hoffen ließ?
Sind das die leichten Siege, die man so fest verhieß?
Sind das die schönen Dörfer, wo sich's so warm und weich
In fremden Federn schlummert, ihr Herrn von Oesterreich?

Wir wollen's euch nicht neiden und gönnen euch das Glück,
Wir treten ganz bescheiden vor eurem Recht zurück. —
Ihr habt uns eingeladen, drum ist es Recht und Fug,
Daß ihr uns jetzt bewirthet, bei euch gibt's ja genug!

Was ich bis jetzt gesehen, hat trefflich mir behagt,
Ein Land voll Vieh und Weizen, und wie man mir gesagt,
Wächst an den Bergen drüben ein edler Feuerwein.
Wohlauf! es kommen Gäste, laßt sie willkommen sein!"

Wo sich die Wasserwoge ergießt in trüber Fluth,
Wie sich verderbenbringend stets weiter wälzt die Gluth,
So wälzt sich wildverheerend der rohe Söldnerschwarm
Das weite Land hinunter und haust, daß Gott erbarm'!

Es färben Feuerflammen den Himmel blutigroth,
Es brennen rings die Dörfer, die Bauern liegen todt.
Und wo ein Schloß gestanden, da raucht ein Trümmerhauf',
Kaum hält der Wall der Städte die wilden Wogen auf.

Wie kleine Inselflächen auf weiter See zerstreut,
So stehen ihre Mauern der Fluth, die sie bedräut.

Bald hat die hohe Woge auch ihre Höh' erreicht
Und eine nach der andern in's Wanken kommt und weicht.

Nur Enſisheim alleine weiß nichts von dieſer Noth,
Es ſteht geſchützt im Wirbel, der alles rings bedroht.
Es drängt in ſeinen Mauern ſich eine bunte Welt:
Denn hier hat ſich der Dauphin ſein Hauptquartier beſtellt.

Stets ziehen neue Schaaren zum offnen Thore ein,
Sie bringen reiche Beute an Vieh, an Korn und Wein,
An Hausgeräth und Betten, an Tuch und Leinewand,
Bei Kirchenſchmuck und Büchern auch manchen eitlen Tand.

Und leicht, wie er's gewonnen, gibt's auch der Söldner her,
Kaum hat er's weggetragen, ſo däucht's ihm ſchon zu ſchwer;
Er gibt die reiche Beute im leichten Kauf dahin,
Der Bürger weiß zu nutzen des Söldners leichten Sinn.

Er birgt in Faß und Kaſten die Früchte und den Wein,
Er ſchließt in ſeine Truhe die blanken Gulden ein,
Er legt in ſeine Laden ſo manches warme Kleid,
Im Keller wird begraben das reiche Goldgeſchmeid.

So geht es viele Wochen in tollem Saus und Braus,
Soldat und Bürger trinken gar manches Fäßlein aus.
Schon will's dem Küfer dünken, daß bald das letzte naht,
Doch auch für dieſe Klemme weiß Enſisheim ſich Rath.

„Zu Rufach und Weſthalden, im Bann von Geberſchwier,
Zu Herlisheim und Egſe, im ganzen Weinrevier —
Da hängen noch die Reben voll Trauben groß und gut,
Doch Niemand denkt zu herbſten das edle Rebenblut.

Was laſſen wir den Füchſen, den Dohlen und dem Staar
Die edle Gottesgabe? Das wäre ſchad fürwahr!
Wir wollen ſelber herbſten, was auf den Stöcken ſteht
Und alles wohl bewahren, daß nichts zu Grunde geht!"

Schon mit dem nächſten Morgen zieht man zum Herbſten aus,
Beſtändig bringen Wagen die ſüße Laſt nach Haus.
Zwei ganze Wochen herbſtet der Bürger auf dem Land,
Und voll ſind Faß und Bottich und Kübel bis zum Rand.

Begierig naſcht die Jugend die ſüße Lieblingskoſt,
Manch' Weiblein ſchlürft vergnüglich den honigſüßen Moſt;
Doch erſt als ſeine Gährung der neue Wein begann,
Da prüft mit Kennermiene den Labetrunk der Mann.

Und weiter gährt der Sauſer und wird dann federweiß,
Zwar werden vom Verſuchen die Köpfe glühend heiß,
Die Augen feucht und trübe, die Füße centnerſchwer,
Doch probt man ruhig weiter, und manches Faß wird leer.

Schon fing man an zu rechnen, wie weit der Vorrath langt,
So daß es manchem Bürger ſchon vor dem Ende bangt.
„Soldaten, ſeid vernünftig und haltet beſſer Haus,
Sonſt fehlt der volle Becher euch gar zu bald beim Schmaus!"

„Was? Ihr wollt uns befehlen? Ihr habt das Geld im Sack
Und wollt den Wein uns nehmen, ihr freches Bürgerpack?
Glaubt ihr, die Armagnaken verſpritzen nur ihr Blut,
Um Bürger reich zu machen? Fürwahr, das wäre gut!

Meint ihr, es ſind zu viele für unſern Wein im Ort,
So laßt uns ruhig trinken, ihr andern ſcheert euch fort.
Fort müßt ihr heute alle! Dort drüben in den Rhein,
Mögt ihr dann Waſſer trinken; das hält die Köpfe rein!"

Vergeblich iſt das Bitten, es hilft kein Flehen mehr,
Der Dauphin, ihr Beſchützer, weilt längſt nicht mehr beim Heer. —
Mit Mühe nur erlangen ſie noch zwei Tage Friſt,
Daß jeder mit ſich führe, was ihm am liebſten iſt.

Und in der dritten Frühe, da geht ein Jammern an,
Es weinen Weib und Kinder, es weint manch harter Mann,
Sie müſſen weiter ziehen, kein Flehen hilft, kein Schrei'n;
Sie ſchleppen ſchwere Bündel hinüber nach dem Rhein.

Schon hat die zage Menge den nahen Wald erreicht,
Schon glaubt man ſich geborgen und athmet wieder leicht;
Denn was man mitgenommen, reicht ja für manches Jahr. —
Da bricht aus dunklem Walde der Armagnaken Schaar.

Raſch iſt der Zug umzingelt. Da gibts kein Fechten mehr,
Das Gold hat man gerettet und ließ daheim die Wehr.
Geduldig muß man leiden der frechen Uebermuth,
Sie plündert ihre Habe und ſchlagen ſie auf's Blut.

Dann ruft ein Armagnake: „Glück auf zu eurer Fahrt
Und Dank, daß ihr so freundlich das Suchen uns erspart;
Doch kommt ihr einmal wieder in euer Städtchen heim,
Erzählt noch Kindeskindern vom Herbst zu Ensisheim!“

## Der Ueberfall von Gebweiler.

(13. Febr. 1445).

Hart an des Städtleins Mauer, am Rand der klaren Lauch,
Befindet sich ein Waschhaus, geschwärzt von Ruß und Rauch.
Dort schalten fleiß'ge Weiber die lange Winternacht
Und halten bei der Wäsche, wie sich's gebühret, Wacht.

Beständig werden Bütten und Kessel umgefüllt,
Das kocht und zischt und brodelt. In dichtem Dampf gehüllt
Hantieren flink die Weiber; das Auge sieht sie kaum,
Denn nur die Feuerbrände erhellen matt den Raum.

Da öffnet sich die Thüre; die kalte Winterluft
Dringt mächtig durch die Oeffnung, fährt wirbelnd in den Duft
Und facht die Feuerbrände am Kessel lustig an,
Die Schwelle überschreitet ein großer alter Mann.

Die breiten Schultern decket ein wollig Widdervließ,
Die starke Hand bewehret ein mächtig langer Spieß.
Der Helm von blankem Eisen trägt einen Falken vorn,
Es hängt an seiner Seiten ein blankes Wächterhorn.

Die Weiber grüßen freundlich den gern geseh'nen Gast:
„Wie schön, daß du uns heute nicht ganz vergessen hast!
Komm', setz' dich her und trinke ein Schlückchen neuen Wein,
Das wird für deine Knochen die beste Salbe sein!“

Und freundlich reicht die eine ihm einen weiten Krug;
Der Alte nimmt ihn dankend und schlürft in vollem Zug.
Dann setzt er sich zum Feuer und wärmt sich an der Gluth
Und wischt die schweren Tropfen von seinem Eisenhut.

„Bei Gott! man sollt' nicht meinen,“ fing da die Eine an,
„Daß man wie du so lange den Schlaf entbehren kann;
Seitdem die „armen Gecken“ in's Land gekommen sind,
Bleibst du auf deinem Posten trotz Regen, Schnee und Wind!“

„Was wollt Ihr, liebe Schickin! Ich thu' nur meine Pflicht,
Und wollt' ich sie versäumen, gewiß, ich könnte nicht.
Denn würd' ich einmal schlafen, so träte groß und wild
Vor die geschloss'nen Augen des Landes Jammerbild.

Schon liegt bei zwanzig Wochen das böse Volk im Land
Und haust im ganzen Sundgau mit Rauben, Mord und Brand;
Bei Tag seh' ich die Armen gehetzt vorüberflieh'n,
Bei Nacht die Feuersäulen zum dunklen Himmel zieh'n.

Auch ich hatt' einst dort drüben ein schönes Bauerngut;
Da kam vor zwanzig Jahren die freche welsche Brut.
Mein Weib und meine Kinder erschlug das wilde Heer,
Mein Haus ging auf in Flammen; ich brauchte keines mehr.

Von Blutverlust entkräftet, den Meinen beizusteh'n,
Mußt' ich mit eignen Augen den ganzen Jammer seh'n.
Erst spät nach langem Ringen ward mir durch Gottes Huld,
Mein herbes Loos zu tragen, Ergebung und Geduld."

Mitleidig sprach Brigitte, und manche Thräne rann
Aus ihren hellen Augen für den geprüften Mann:
„Gott hat dir aufgebürdet des schwersten Kummers Last,
Er wird dich auch erquicken, wie du getragen hast!"

„Gott lohn' euch!" ruft der Alte. „Nun muß ich aber geh'n
Und schau'n, ob die Gefährten auf ihren Posten steh'n,
Ob alles wohl gerüstet, ob jeder Stein so liegt,
Daß er beim kleinsten Stoße auf unf're Feinde fliegt!"

So tritt er auf die Schwelle. Da poltert mit Gekrach
Ein mächtig großes Felsstück durch das zerriss'ne Dach.
„Hilf, Gott! die armen Gecken!" schrei'n da die Weiber auf.
Der Alte eilt zur Mauer mit ungestümem Lauf.

Schon faßt ein Armagnake am Mauerrande Fuß,
Ihm gibt der Spieß des Alten den unwillkommnen Gruß.
Er fällt durchbohrt nach hinten, zwei and're folgen gleich,
Der Alte schlug sie nieder mit einem einz'gen Streich.

Schon eilen auch die Weiber mit Eimern rasch herbei
Und gießen heiße Lauchen. Manch' unterdrückter Schrei
Beweist, daß sie getroffen. Sie schütten eilig nach,
Da bläst der Alte mächtig, als blies' er Todte wach.

Den guten Spieß zu faſſen, hat er jetzt keine Zeit,
Er muß beſtändig blaſen, doch läßt er nicht vom Streit.
Will einer überſteigen, zerſchlägt in grimmem Zorn
Der Alte ihm den Schädel mit ſeinem ſchweren Horn.

„Gebt raſch ein Feuerzeichen!“ So ruft er, und Frau Schick
Reißt aus des Herdes Flammen ein Scheit gar groß und dick,
Eilt ſchnell damit zur Mauer und ſchwingt in ſtarker Hand
Hoch über ihrem Kopfe den hellen Feuerbrand.

Gebweiler wird lebendig, ein Jeder greift zur Wehr
Und eilt ſo ſchnell als möglich zum Feuerzeichen her.
Obgleich nur halb bekleidet, erglüht man doch voll Muth,
Das Städtlein zu beſchirmen. Es geht um Gut und Blut.

Doch nirgends naht ein Stürmer ſich zu der Mauer mehr.
Verriethen nicht die Scharten an ihres Wächters Wehr,
Verrieth nicht Lärm und Laufen der Feinde Gegenwart,
Sie glaubten alle ſicher, man hätte ſie genarrt.

Zwar hält man auf der Mauer von nun an ſcharfe Wacht;
Doch als ſich naht der Morgen nach langer Winternacht,
Iſt nichts mehr zu erblicken vom ganzen großen Troß,
Nur hie und da graſt ruhig ein herrenloſes Roß.

Das Lager iſt verlaſſen, zerſtoben iſt das Heer,
Am Boden liegt zerbrochen die weggeworf'ne Wehr.
Der Raub, den man ſeit Wochen im Lager eingebracht,
Liegt in den ſtillen Zelten, von keinem Aug' bewacht.

Man kann es nicht begreifen, wie's ſo gekommen iſt,
Es wittert der und jener ſchon eine arge Liſt.
Doch bringt man in die Mauern, was man nur ſchleppen kann,
Und an den reichen Sachen erfreut ſich Jedermann.

Auf Wall und Graben lagen die Todten hingeſtreckt;
Dort hielt ſich einer lebend den ganzen Tag verſteckt.
Ein Bein war ihm gebrochen, verbrüht ſein Angeſicht,
Von dem erhält man endlich getreulichen Bericht.

„Wir glaubten ſchon, es glückte, als plötzlich uns erſchien
Die Mutter Gottes ſelber, mit ihr St. Valentin,
Von hellem Glanz umfloſſen hoch über eurer Stadt.
Der Teufel ſtürm' die Mauer, die ſolche Schützer hat!“

Mit Lachen stößt Brigitte den alten Wächter an:
„Merkst du, wie man auf einmal zu Ehren kommen kann?
Dich macht zum heil'gen Bischof dein Spieß, des Helmes Glanz,
Mich gar zur Mutter Gottes der helle Feuerkranz.

Doch ernst verweist der Alte der Witzigen den Spott:
„Viel eher sollst du rühmen, wie unser treuer Gott
In seiner großen Gnade der Feinde Sinn verwirrt,
Daß sie sich in uns Schwachen so wunderbar geirrt!"

* * *

Will einer nach Gebweiler zur Oberkirche geh'n,
So kann er noch die Leitern der Armagnaken seh'n.
Sie hängen als ein Zeichen für alle Zeiten dort:
Gott ist und bleibt der Seinen getreuer Schutz und Hort!

## Im Leberthal.

18. März 1445.

Noch deckt den Grad der Berge der festgefror'ne Schnee,
Doch träumen tief verborgen im stillen Weißen See
Die zarten Wasserfrauen von Lieb' und Sonnenlicht.
Und süße Hoffnung röthet ihr sanftes Angesicht.

Denn an den Sommerhalden erglänzt's in gold'nem Schein
Von diamantnen Tropfen; an Halm, an Strauch und Stein
Da rieselt's in einander, da rinnt's und rauscht zu Thal,
Da regt sich neues Leben im warmen Sonnenstrahl.

Die zarten Gräslein strecken die Händlein leis hervor,
Die Anemonen recken die Köpflein hell empor,
Den Weidenbusch umschwirret der Bienlein leck're Schaar;
Im Eichenwipfel girret ein weißes Taubenpaar.

O Frühling, kommst Du wieder nach langer Winternacht
Und zeigst Dich uns auf's Neue in Deiner ganzen Pracht!
O komm' doch in die Herzen, befreie, was erstarrt,
In Noth und Sorg und Schmerzen auf die Erlösung harrt!

So kommt Dein sanftes Wehen, so hallt Dein süßer Sang
Im ganzen Elsaß wieder, wie Osterglockenklang.
Denn rings im ganzen Lande ertönt der Jubelschrei:
„Die Welschen ziehen weiter, das Land wird wieder frei!“

Wohl scheiden sie nicht gerne aus dem gelobten Land,
Wo man den ganzen Winter ein warmes Plätzchen fand.
Denn noch sind nicht die Früchte im Kasten ganz verzehrt,
Noch sind nicht alle Fässer im Keller ausgeleert.

Noch mancher wär' zu schätzen um schweres Geld und Gut,
Manch Städtlein wär' zu strafen für der Genossen Blut.
Doch nahen sich die Deutschen, der Rückzug ist bedroht,
So ziehen sie denn weiter auf ihres Herrn Gebot.

Als rechte Räuberbande benützen sie die Frist.
Sie raffen rasch zusammen, was nur zu nehmen ist,
Und was man nicht kann schleppen, wird mitleidslos zerstört;
Der armen Leute Klagen verhallen ungehört.

Die Feuerflamme lodert durch das geborstne Dach.
Die Weiber und die Mädchen beweinen ihre Schmach.
Die bleichen Kinder jammern um einen Bissen Brod.
So zeichnet ihre Wege Verzweiflung, Noth und Tod.

So fährt ein wildes Wetter in rauhem Sturm durch's Land.
Zerzaust die zarten Zweige, zerknickt mit schwerer Hand
Die angemorschten Stämme, zerreißt sie Stück um Stück
Und doch bringt dieses Wüthen die Wonnezeit zurück.

Und Frühling ist's geworden auch in der Männer Herz;
Sie sehen mit Entsetzen des Landes herben Schmerz.
Der Feinde Schreckensthaten entfeßlen ihre Wuth,
Die Hoffnung naher Hilfe gibt der Verzweiflung Muth.

Aus Höhlen und aus Klüften und aus dem wilden Wald,
Wohin sie sich geflüchtet, versammlen sie sich bald.
Im Thale wird's lebendig; mit Morgenstern und Speer
Mit Hacken und mit Sensen zieht ihre Schaar daher.

Aus Straßburg's alten Thoren fährt auch ein Haufen aus,
Des Sundgau's starke Bauern bereiten sich zum Strauß.
Es rottet sich zusammen des Münsterthales Bann,
Es rüstet seine Schaaren der tapfere Vogt von Thann.

Der Städter läßt sein Handwerk, der Bauer seinen Pflug,
Wie finstre Unglücksraben umflattern sie den Zug.
Und weh' dem Armagnaken, der sich beim Rückzug säumt,
Den hacken sie in Stücke, wo er sich sicher träumt.

So hatten sich die Bauern im Leberthal gestellt,
Zu ihnen hat sich eben ein großer Mann gesellt.
„Das ist der lange Konrad," so rufen alle gleich;
„Komm' sei Du unser Führer, Du führst den besten Streich!"

Doch weinend steht der Große und zitternd hebt er an:
„O Brüder, helft mir reisen, was ich nicht reisen kann,
„Euch hat die freche Bande so manches Glück geraubt,
„Doch ihre größte Schande trifft dieses greise Haupt.

„Im Kampfe ist gefallen mein letzter lieber Sohn,
„Er fand, wie seine Brüder, des Kriegers schönsten Lohn.
„So sucht' ich mich zu trösten, allein der herbe Schmerz
„Brach meinem armen Weibe das kummerschwere Herz.

„Mir blieb zum Trost im Alter nur noch ein Töchterlein,
„Ein Kind fast noch zu nennen, so zart, so sanft, so rein.
„Erst gestern in der Frühe verließen wir das Haus,
„Sie trug zum Grab der Mutter den ersten Blumenstrauß.

„Als wir von unsern Gräbern uns wenden zu dem Thor,
„Da bricht aus dem Gebüsche ein Reiterschwarm hervor.
„Mich wirft sofort zu Boden der ungestüme Troß,
„Ein Räuber packt mein Mädchen und schwingt es auf sein Roß.

„Als ich nun endlich wieder zum Leben neu erwacht,
„Da stürmte auf mich Armen des Unglücks volle Macht.
„Es jagen auf den Rossen die Räuber pfeilgeschwind
„Zurück zu den Genossen. Mein Kind! mein armes Kind!"

Und zitternd mit Entsetzen lauscht man dem armen Mann
„Und manche herbe Zähre von braunen Wangen rann.
Doch als er nun geendet, da rufen alle gleich:
„Bei Gott, sie sollen büßen den bösen Bubenstreich!"

Da kommt ein junger Bauer in athemlosen Lauf:
„Ihr Männer seid gerüstet, sie kommen hier herauf."
Laut jubelnd schreit die Runde: „Wir sind zum Kampf bereit,
„Wenn wir sie jetzt erwischen, dann kommen sie nicht weit!"

Nur mühsam hält noch Konrad die Ungestümen ab:
„Wollt Ihr dort unten fechten? Ihr findet nur das Grab.
„Dort mähen ihre Schwerter die ungedeckten Reih'n,
„Vergeblich wird das Ringen, umsonst das Opfer sein!

„Doch locken wir sie weiter in's obre Thal hinauf,
„Wo starre Felsen engen des Wassers raschen Lauf,
„Wo statt der breiten Straße ein Pfad nur geht im Thal,
„So können wir sie schlagen trotz ihrer großen Zahl."

Die Streiter hören willig des klugen Führers Wort.
Sie ziehen schweigend aufwärts an den genannten Ort.
Dort rüsten sie sich eilig auf den Entscheidungskampf
Und horch! schon hört man deutlich Geklirr und Hufgestampf!

Schon reitet durch die Enge die erste Söldnerschaar,
Und keiner ahnt von allen die drohende Gefahr.
Doch ernst gebietet Konrad: „Laßt sie nur weiter zieh'n,
„Sie würden euch verrathen, wenn sie zum Heere flieh'n."

Die ersten sind vorüber. Nun kommt das große Heer
Voll Ingrimm greift der Bauer nach seiner guten Wehr.
Allein der kluge Führer beschwichtigt ihre Wuth:
„Wollt ihr umsonst verspritzen das ungestüme Blut?

„Das sind nur arme Knechte, kein Führer ist dabei,
„Sie leben oder sterben, das ist uns einerlei.
„Ein Jeder that nur willig, was ihm sein Herr gebot,
„An diesen müßt ihr rächen der Euren Schmach und Noth!"

Da kommt der letzte Haufen mit einem großen Troß
Von Knechten und von Treibern. Die Ritter hoch zu Roß,
Geschmückt mit Hofgewändern, begleiten schöne Frau'n,
Die aus den hellen Augen vergnüglich um sich schau'n.

Doch als die schmucken Reiter herangekommen sind,
Erkennt der arme Vater dabei sein liebes Kind.
Mit roth-geweinten Augen, mit Wangen, wie der Tod!
Da schießt's ihm vor die Stirne so heiß, so blutig roth!

„Drauf denn in Gottes Namen!" der lange Konrad ruft.
Laut donnernd stürzen nieder zur engen Felsenkluft
Gewalt'ge Felsenstöcke, mit polterndem Gekrach
Rollt dem gestürzten Felsen der schwere Baumstamm nach.

Verstummt sind Schmerz und Lachen! Was nicht zerschmettert liegt,
In ungestümem Hasten zum Thale abwärts fliegt.
Allein dort hat der Bauer den engen Weg verstellt.
Vom Todesschrei der Ritter die düstre Schlucht ergellt.

Die Treiber und die Knechte verließen ihre Herr'n
Es schwingen schwere Fäuste den scharfen Morgenstern,
Wen Bauernfäuste fassen, der ist ein todter Mann,
Nur wenige entkommen den steilen Berg hinan.

In wenig Augenblicken erstirbt die Gegenwehr
Nicht einen einz'gen Todten verlor das Bauernheer.
Nur wenige verwundet und diese auch nur leicht.
So war mit Gottes Hilfe das große Ziel erreicht!

Bei dreißig hohe Herren, die Führer jener Schaar,
Trug man dort todt zusammen, sie liegen Bahr an Bahr.
Dreihundert Armagnaken sind in den Sand gestreckt.
Man fängt vierhundert Rosse mit reichem Schmuck bedeckt.

Und unermess'ne Schätze an Gold und reichem Gut
Belohnen jetzt als Beute der kühnen Streiter Muth.
Allein die schönste Beute aus diesem harten Strauß
Führt sich der lange Konrad in sein verlass'nes Haus.

„O Gott!“ so ruft er freudig, „Du hast mir reich bescheert,
„Du hast mein liebes Mädchen mir wieder unversehrt
„Und rein zurückgegeben! Nun bin ich wieder reich!
„Wie dank' ich Dir, o Vater in Deinem Himmelreich?

„Es stießen mich die Menschen in Finsterniß und Nacht.
„Du Herr hast mich gerettet, Du Rächer in der Schlacht.“
Nun schwingt im Frühlingsjubel mein Herz zu Deinen Höh'n,
Nun blühen Deine Blumen mir noch einmal so schön.

## Das Dankfest zu Heiligkreuz.

21. März (Palmsonntag) 1445.

Vor Heiligkreuz erklingen gar lustig die Schalmei'n,
Die Flöten und die Geigen, Trommeten schmettern drein.
Das ist ein fröhlich Leben, das rauscht und singt und klingt,
Und heller Frühlingsjubel das grüne Thal durchdringt.

Am Thor des alten Städtleins versammelt sich die Schaar
Und ordnet sich in Reihen. So schreiten Paar für Paar,
Geschmückt mit grünen Palmen, mit Buchs und Blumenflor,
Die frommen Festgenossen zum Gotteshaus empor.

Die bunten Fahnen wehen in lauer Morgenluft.
Der Priester schwingt das Rauchfaß, daß süßer Weihrauchduft
Umhüllt mit blauen Wolken der Waller fromme Reih'n.
Zum Himmel hell erklingen die frommen Melodei'n.

Wohl ist für diese Masse das Kirchlein viel zu eng,
Es füllt sich noch der Kirchhof mit festlichem Gedräng
Und immer kommen Neue! Das braust und rauscht und summt,
Doch jetzt ertönt das Zeichen und jeder Laut verstummt.

„Ihr Christen,“ ruft der Priester, „Ihr kommt von nah' und fern,
„Den Festtag zu begehen, wo Christum, unsern Herrn
„Die Juden eingeleitet in ihre heil'ge Stadt,
„Und ihm auf's neu zu danken für die Erlösungsthat.

„Ihr habt, geliebte Brüder, in dieser Feierstund',
„Des Höchsten Huld zu rühmen wohl mehr als jemals Grund,
„Er hat in Treu und Gnaden durch eure schwache Hand
„Der Feinde Trotz vernichtet, befreit das Vaterland.

„So ward an euch auf's Neue die Gnade offenbar
So bringet denn in Demuth ein Liebesopfer dar!
Fallt nieder auf die Erde und sprecht ein still Gebet
Zum Vater aller Gnaden, der bei den Seinen steht!"

Sie sinken auf die Kniee. Da sendet jedes Herz
Aus seinen tiefsten Tiefen die Worte himmelwärts,
Und wo die Worte fehlen dem brünstigen Gebet,
Vernimmt es doch der Vater, der Seufzen auch versteht.

Als das Gebet geendet, da rauscht in vollem Chor
Ein feierndes Tedeum zum Herrn der Welt empor.
Laut tönen die Posaunen, die Pauken bersten schier,
Und tausend Kehlen singen: „Herr, Gott Dich loben wir!"

Der Priester spricht den Segen. Nun fängt im Wiesenplan
Das bunte frohe Treiben der Festgenossen an.
Dort steht die hohe Tanne geschmückt mit buntem Kranz
Die Pfeifen und die Geigen rumorten hell zum Tanz.

Hat auch der Feind genommen das reiche Goldgeschmeid,
Viel schöner schmücken Blumen die schlankgewachs'ne Maid.
Gewichen ist der Kummer, vergessen der Verlust,
Und alles lebt und webet in süßer Jugendlust.

Es faßt der stolze Sieger die vielgeliebte Braut
Und schwingt sie rasch im Wirbel und jauchzt und jubelt laut.
Es fliegen ihre Zöpfe, gelöst vom raschen Tanz
Und Lust und Liebe leuchten aus feuchten Augen Glanz.

Sogar ein alter Bauer versucht es noch einmal,
Ob er noch walzen könne so gut, wie dazumal,
Wo noch so hell sein Jauchzen vom Felsen widerklang,
Wenn er sein schönes Schätzchen im Tanze lustig schwang.

Allein bald kehrt er wieder an der Genossen Tisch,
Die dort sich fröhlich laben an Braten und an Fisch.
Er nimmt den vollen Becher und trinkt ihn zornig leer:
„Ja nicht einmal das Tanzen versteht die Jugend mehr!"

Hart auf dem Wiesenplane, auf dem die Jugend tanzt,
Hat man beim Sitz der Alten die Fahnen aufgepflanzt,
Die man im harten Kampfe dem Feind genommen hat,
Dort sitzen nun die Führer und halten weislich Rath.

Bei ihnen sitzt der Konrad mit seinem Töchterlein
Und schlürft mit ernstem Sinnen des Vogtes Ehrenwein.
Jetzt steht er auf zum Zeichen, daß er nun sprechen will.
Da schweigt der tolle Reigen und Alle lauschen still.

„Ihr seht, geliebte Brüder, die stolzen Banner weh'n,
„Die ihr so oft mit Schrecken in unserm Land geseh'n.
„Der Fang hat sicher alle mit ächtem Stolz erfüllt;
„Doch hier sind noch zwei andre mit dunklem Tuch verhüllt."

Er spricht's und hat das eine der Banner aufgerollt.
„Hier glänzt auf weißer Seide gestickt in rothem Gold
„Des Frankenkönigs Wappen. Erkennt an dieser Zier
„Der goldnen Königslilien, der Welschen Hauptpanier!"

Und rauschend fällt die Menge mit hellem Jubel ein
Es schmettern die Trommeten, die Pauken rasseln drein,
Doch Stille heischt der Konrad und demuthsvoll geneigt,
Nimmt er das zweite Banner und ringsum alles schweigt.

Er rollt es aus der Hülle. Zerschlissen und zerhau'n,
Mit Schmutz und Blut besudelt erweckt sein Anblick Grau'n.
Gar manchen Fetzen hatten die Kugeln weggerafft;
Es sitzen schwere Hiebe in seinem Eisenschaft.

Der Alte hebt das Banner und drückt es unbewußt
Von Rührung übermeistert an die bewegte Brust.
Er küßt's mit seinen Lippen und manche Zähre rinnt
Auf die beschmutzten Fetzen, als stockend er beginnt:

„Seht hier die schlichten Reste von Blut und Schmutz entstellt,
„Das schönste Ehrenzeichen auf dieser weiten Welt.
„Es führte einst dies Banner die kühnen Schaaren an,
„Die dort bei Basel fochten und fielen Mann für Mann!

„Man hat es nicht erobert, die Streiter deckten all'
„Mit ihren todten Leibern das Kleinod wie ein Wall.
„Des letzten Trägers Hände umfaßten es im Krampf.
„Nun ist die schönste Beute aus unserm letzten Kampf!"

Mit tief bewegtem Herzen hört man den Alten an,
Es netzen herbe Thränen gar manchen harten Mann;
Die Jugend lernt begreifen, was das bedeuten will,
Wenn starke Männer weinen, und steht gerührt und still.

Da spricht ein andrer Führer: „O Konrad, Dir gebührt
Dies hohe Ehrenzeichen, Du hast uns treu geführt,
Du hast zum letzten Kampfe die ganze Kraft gespart,
Und unsre heißen Köpfe vor Noth und Tod bewahrt.

Nimm es mit Dir nach Schlettstadt und setz' es am Altar
Der Mutter Gottes nieder. Dort mag es manches Jahr
Mit jenem Lilienbanner als Zeichen Gottes steh'n,
Der Dich zu diesem Siege als Rüstzeug sich ersch'n."

Und jubelnd rufen alle: „Ja, ja! so soll es sein!"
Der Alte nimmt die Banner und hüllt sie sorgsam ein,
Vertraut sie seiner Tochter: „Bewahr' sie gut und fein,
„Sie sollen unser Opfer zur Ehre Gottes sein!"

Da spricht der Vogt mit Lachen: „Hör' Jungfer, Du hast Glück!
„Es kommt zu Deiner Beute noch manches gute Stück.
„Du führst des Königs Banner, mithin hast Du das Recht,
„Von mir zurückzufordern, was mir vertraut sein Knecht.

„Komm' schick' die jungen Leute hinauf zu meinem Schloß,
„Dort stehen die Kanonen mit Pulver und Geschoß,
„Mit allen Sturmgeräthen und and'rer guten Wehr,
„Laß das nur ruhig nehmen, es kommt kein Welscher mehr."

Da macht sich mit dem Vogte der Konrad eilig auf,
Die jungen Leute stürmen voran in schnellem Lauf.
Sie dringen in die Höfe und finden auch die Wehr,
Da kommt in hellem Eifer ein Welscher noch daher.

„Bleib' mir von diesen Sachen, Du unverschämte Brut."
So ruft der Welsche zornig. „Sie sind des Königs Gut.
„Der Vogt muß sie beschützen, er hat sich selbst verbürgt,
„Kommt er, so werden alle von seinem Schwert erwürgt."

Verwundert seh'n die Jungen den frechen Welschen an,
Schon packen schwere Fäuste den unverschämten Mann.
Wie hebt er an zu winseln, zu zetern und zu schrei'n!
Da kommt zu seinem Glücke der Vogt zum Thor herein.

„Hör' Alter!" ruft er munter, „das Flunkern ist jetzt aus.
„Pack' Dich so schnell als möglich auf gradem Weg nach Haus.
„Dort hinten ist ein Pförtchen, der Schlüssel ist schon dort,
„Das merk' Dir, sag' kein Wörtchen und scheer Dich eilig fort.

„Und siehst Du Deinen Fürsten, so melde ihm von mir,
„Die Wehr sei wohl geborgen bei seinem Hauptpanier.
„Er werde beide finden in treuer Hut und Wacht
„Er solle sie sich holen, wenn's ihm Vergnügen macht!"

Vor Heiligkreuz erklingen gar lustig die Schalmei'n,
Die Flöten und die Geigen, Trommeten schmettern drein.
Das ist ein fröhlich Leben, das rauscht und singt und klingt,
Und heller Frühlingsjubel das grüne Thal durchdringt.

## Anmerkungen.

### Ueberfall von Gebweiler.

Chronique des dominicains de Gebweiler 1844 veröffentlicht von X. Moßmann in Kolmar enthält Seite 63 f. ad annum 1445 folgende Stelle:

Gebweiler minste endtlichen auch an den Tantz undt zwar unvermuthender Weis, weil man geglaubet sie hielteten sich ietzundt still in dem Winterquartier, so kamen sie urblitzlichen mit 40,000 Mann, undt lagerten sich unweith unser Frauwen Capellen undter halb auff Schenkhen-Wuest genandt. Nach dem der Delphin mit seinen Generalen und Kriegs-Obristen Rath gehalten, zoch er auf Sanct Valentind Abendt (13. Februar), für diese Statt undt nach Mitternacht umb die drey Uhren gegen den Tag, kamen sie und legten Leitheren an die Ringmauwren auswendig gegen der hindern Badstuben, undt stigen auff die Mauwren; undt als die Mauwr mit Stein belegt ware, da fielen die Stein auff das Gerüst, das es ein großes Geboldter und Getös von sich gabe, ab welchem die Wächter erwachten (dan sie hatten sich in die Badstuben in die Wärme gelegt, weilen es selbige Nacht

sehr kalt ware); die Wächter fingen an zu schreüwen undt machten einen großen Lärmen, also das die Leith aus dem Schlaff erwachteten, und luffen alle dem Geschreüw zu. In dessen aber war ein wackheres Weib in der Statt mit Namen Bridt (Brigitte) Schikhin; sie lies ihr das Heil der Statt wohl angelegen sein; dieselbige nahm etliche Wellen Stroh undt luff anpf den Prediger Gang, zündete dasselbige Stroh an wurffe solches mit großem Geschreüw über die Mauwren hinaus in den Stattgraben, ab welchem ein solcher Forcht undt Schräckhen undter den Feind kame, das er eiligst wiederumb zurückh, den Schinberg hinauff, undt die Flucht nahme, nicht ohne sonderbare Schickhung Gottes.

Dan als just selbiger Zeit gar will Volchh in der Statt ware, haben sie nicht ohne große Verwundterung gesechen, das die glorwürdigste Mueter Gottes, undt der heilige Bischoff undt Martyrer Valentinus auff den Ringmauwren mit einem grossen Glantz umgeben hin undt här spatziereten, anzuzeigen, das sie die Statt und dero Bewohner undter ihren Schutz und Schirm genommen haben.

Da es am Morgen Tag ware, undt man die Thore auff thäte, hat man etliche Leither von sonderbarer Invention, theils von Strickh, theils von Holtz gemacht, die man zusammen legen kundte, an den Ringmauwren hangendt gefundten, die man zur ewigen Gedächtnus in der Pfarkhürchen allhier auff gehenkht (Ein Theil hängt jetzt noch dort). Es giengen auch etliche Männer hinaus auff Schenkhen Wuest, in das Läger wo sich der Feind aufgehalten; fundten aber niemandt mehr, dan die Feindliche waren all darvon geflochen mit Hinderlassung viller Pferdt undt anderer Sachen, welches alles die Burger in die Statt gebracht undt gross Gueth damit gewunnen haben.

Die auf dem Schinberg gefangnen Armagnaken bestätigten die Erscheinung (siehe Seite 65) und der Rath von Gebweiler beschloß zum ewigen Gedächtnis der Errettung den Valentinustag (14. Febr.) fortan wie Weihnachten zu feiern. Siehe eine Abschrift des Gelübdes Chronique des dominicains Seite 423 und 424).

Die Rüde, der Jagdhund war im Wappen des Klosters Murbach, unter dessen Botmäßigkeit Gebweiler stand.

Gerade zwanzig Jahre früher war Oberelsaß von den Burgundern überfallen und verwüstet worden.

## Im Leberthal.

Ueber den hiererzählten Vorfall findet man bei Schilter-Königshofen zwei Berichte, die augenscheinlich auf einer Quelle beruhen.

Wir lassen hier die Darstellung, welche sich Seite 1018 und 1019 befindet, folgen und fügen in Klammern bei, was aus der Darstellung auf Seite 935 und 936 für unsern Zweck richtig erscheint.

Die Thatsachen selbst sind durch die bei A Tuétey Les ecorcheurs sous Charles VII. Montbeliard 1874 Band II, pag. 113—122 abgedruckten Schreibens Karl VII urkundlich belegt.

Schilter schreibt p. 1018: Mitwoch zochen die Gecken von Dambach auch hinweg, teilten sich in drey hauffen, den Abzug durchs Leberthal zu nemen. Da rüsteten sich heimlich 800 mann, nahmen 4 Haubtleuth einen von Straßburg, einen von Schletstatt, der lang Conrat genant, einen von Wiler, und einen von Stein, die wüsten all die gelegenheit und gebürg und stelten sich zum gebürg bei H. Creutz, da der weg am engesten ist, und nit über zwen neben einander reiten können. Am Donnerstag neben dem Palmtag zogen die Kranken und übel bewahrten in zwen Hauffen auff 6000 stark. Im letsten hauffen waren die vornehmsten Herren und Edelleuth, da sie nicht weit vom Heiligen Creutz kamen, liessen sie oben gefällte bäum und stein herab fallen und warffen mit steinen under sie und fielen in den hinderen hauffen mit großem geschrey und schlugen über 300 zu tod, eitel vornehmer Herrn und drey Obristen, darunder über dreyßig Fürsten Hertzogen und Grafen (und den besten Kernen von Rittern und Edelleuthen, namen viel gefangen auch 2 frauwen und führeten sie gen Schletstatt. Sie eroberten 416 schöne pferdt (80 gantze Harnische) (drey fliegende Panier) und vil ander Paner [in secken] darunder eins der Schweitzer die bei Basel geschlagen worden gewesen, auch des Königs Haubtpanner, so groß schatz wert war. Diese Panner steckte man zu Schletstatt auf in die Kirchen .... Ihrerseits bliebe keiner todt, nur etliche wurden verwundt. [doch nit schedlich. Dann die knecht merer teils alle arm nackete unverzugete knecht worent p. 936.]

Der Weiße See liegt in der Nähe der Schlucht.

Ueber die Verhandlungen der deutschen Fürsten und über ihre Richtungen siehe Schilter, Tuetey, Chmel u. s. w.

## Das Siegesfest.

Karl VII. schreibt in seiner Instruktion für die Gesandtschaft zum Markgrafen in Baden, Tuetey II, Seite 118: et furent les dis brigans, qui ainsi avaient fait ladite destrousse sur les gens du Roy, receuz et fertoiez en ladite ville de Sainte Croix tout à leur aise et eurent pain, vin et autres vivrez du dit chastel, et ala le maire et autres des habitans du dit chastel avecques eulx, disans les ungs aux autres, qu'ilz estoient tout ung et se fertierent ensemble, ainsi que bon leur sembla.

Die Kanonen und Kriegsgeräthe sind Seite 115—117 aufgezählt, sie waren bewacht von Jehan Gon und Jehan le Charpentier, ils dirent an chartelain que c'estait mal fait à lui de la (l'artillerie) lairser ainsi enmener et que le Roy n'en sens pas contant, quant il la sanroit ... mais Arlit chastelain dit .... qu'il leur conseilloit qu'ilz prissent une guide et qu'ilz s'en alassent le plus tort pu'ilz porroient, on autrement ilz seroient en danger de leurs viez.

# Blüthen und Falter.

Gedichte von **Paul Scholer** aus Basel. *

## Lob des Leman's.

Breit, wie's Franzosen gefällt, in hochpathetischem Style
Sang Deinen Ruhm Ferney's weltgepriesener Gast;
Matthisson auch der Germane, Britannien's düsterer Byron
Hatten ihr Lied für Dich, thauige Perle der Schweiz.
Und so sang es und klang es so lang von Kleinern und Kleinsten
Bis der gemarterte Stoff völlig an Reizen erschöpft;
Aber noch heute belauscht vergnügt am Jurten der Winzer
Manch' ein staunendes „Oh!" bradschawbeflissener Lords.

## Genf.

Finster drohen die Thürme der Kathedrale Sankt Peter's
Der leichtlebigen Stadt, finster wie einst Calvin.
Aber die Mauern, woran vergeblich lagen Savoyen's
Leitern, nieder zumal hat sie die Freiheit gelegt.
Und durch's freundliche Grün, das aus dem Schutte gesprossen,
Grüßt des Wissens Asyl, lachen die Tempel der Kunst.

## Einst und jetzt.

1.

Als noch die Schanzen um die Stadt sich schlangen,
Drauf alte Linden ihre Kronen wiegten,
Und lausch'ge Gräben sich an's Bollwerk schmiegten,
Wie oft als Kind hab' ich mich dort ergangen!

* Blüthen und Falter. Gedichte von Paul Scholer. Zürich, 1887, Cäsar Schmidt.

Und gar im Lenz, wenn alle Vögel sangen,
Zum hellen Spott des Winters, des besiegten,
Wie da wir Jungen selbst so tapfer kriegten
In freiem Scherz, weil rings die Stadt gefangen!

Drauf wenn uns müd vom Spiel die Wangen glühten,
Sind in die kühlen Gräben wir gedrungen,
Wo still versteckt die schönsten Veilchen blühten.

Und war uns erst ein duft'ger Fund gelungen,
Wie bargen wir ihn sorgsam in den Hüten!
Und „Mutter!" jauchzend sind wir heimgesprungen.

2.

Die Linden und die Wälle sind gefallen,
Frei dehnt die Stadt sich aus in stolzen Bogen,
Und an den Wegen, die wir einsam zogen,
Steht Haus an Haus gereiht und Hall' an Hallen.

Verklungen ist der Vögel Jubelschallen,
Die scheuen Sänger sind davon geflogen,
Fort aus den neuen, wildgeschäft'gen Wogen,
Voll Staub und Dampf und Dunst und Peitschenknallen.

Die stillen Veilchen auch sind all' verkommen,
Und so sich ein's, ein blasser Fremdling, fände
An kümmerlichem Ort, was möcht's mir frommen?

Der Mutter sprossen schön're im Gelände
Des Grabes doch, das längst sie aufgenommen,
Und leerer ist mein Herz schon als die Hände.

# Zur Geschichte der Basler Mundart.

Nach einem Vortrage von **Dr. A. Socin** in Basel.

In der Geschichte der deutschen Sprache nimmt der alemannische Dialekt, zu dem unsere Basler Mundart gehört, eine ehrenvolle Stellung ein, nicht nur, weil er im Gegensatze zu andern bis auf den heutigen Tag im Munde der Gebildeten wie des gemeinen Mannes gleichmäßig sich behauptet hat und dadurch vor Verarmung und Verrohung bewahrt geblieben ist, sondern auch wegen seines Auftretens schon in den frühesten Denkmälern deutscher Sprache. Die Anfänge der deutschen Literatur sind bekanntlich hervorgegangen aus einem praktischen Bedürfnisse, sie knüpfen insbesondere an an die Bestrebungen Karls des Großen um die Förderung und Befestigung des Christenthums, und so sind denn die ältesten Aufzeichnungen in deutscher Sprache entweder Uebersetzungen oder Bearbeitungen lateinischer Formeln kirchlichen Inhalts, dazu bestimmt, der Gläubigkeit des Laienvolkes wenigstens eine sichere und einheitliche Grundlage zu geben oder beim Unterricht an Novizen als Hilfsmittel zu dienen; den hervorragendsten Antheil aber an der Schaffung dieser Literatur hat das Kloster St. Gallen. Der Werth dieser ältesten alemannischen Schriftdenkmäler liegt also ihrer Natur nach vorwiegend in der sprachlichen Seite; sie geben uns ein treues Bild unseres Dialektes, wie er vor mehr als tausend Jahren geschrieben und — gesprochen wurde, denn es ist klar, daß, wo eine Sprache zum ersten Mal für die schriftliche Aufzeichnung verwendet wird, dies in keiner andern Form geschehen kann als genau so, wie man sie hört; erst nach und nach bildet sich auf Grund der vorhandenen Schriftwerke eine Schreibertradition, eine Schriftsprache, die mehr oder weniger stabil bleibt gegenüber der wandelbaren gesprochenen Mundart. Eine allgemeine, über den Dialekten

stehende Kunst- oder Schriftsprache aber war in jenen Zeiten schon aus dem Grunde nicht nöthig, weil das Lateinische als solche galt, und weil, was deutsch abgefaßt wurde, meist nur dem Bedürfniß des Schreibers oder seines engern Kreises entgegenkommen sollte; und so ist denn die „althochdeutsche" Sprache nicht eine einheitliche, etwa nach Art unseres jetzigen Hochdeutsch, sondern es ist einfach ein Sammelname für die verschiedenen Dialekte vom achten bis in's elfte Jahrhundert: alemannisch in der heutigen deutschen Schweiz, Schwaben, Breisgau, Ortenau, Elsaß; bayerisch in Altbayern, Tyrol und den österreichischen Marchen; fränkisch zu beiden Seiten des Mittelrheins, nach Osten den Main, nach Westen die Mosel entlang und nordwärts durch Hessen bis nach Thüringen hinein sich erstreckend. Wenn nun die Sprachgeschichte lehrt, daß die Verschiedenheit dieser Dialekte nicht so groß war, als daß sie mündlich und schriftlich nicht gegenseitig wären verstanden worden, daß mithin die Dialektspaltung erst im Laufe der Zeit fortgeschritten ist, so dürfen wir wohl auch den Schluß ziehen, daß gleicherweise innerhalb der einzelnen Dialektgebiete zu jener Zeit weniger Schattirungen bestanden als heutzutage, und daß die Sprache, in der das Vaterunser um 780 in St. Gallen deutsch aufgezeichnet wurde, zugleich auch die Mundart vorstellt, wie sie damals zwischen Jura und Schwarzwald galt:

Fater unsar, thû pist in himile, wîhi namun dînan. qhueme rîhhi dîn. werde willo diin, sô in himile sôsa in erdu. prooth unsar emezîch kip uns hiutu. oblâz uns sculdî unsaro, sô wir oblâzem uns sculdikêm. enti ni unsich firleiti in khorunka. ûzzer lôsi unsih fona ubile.

Selbst gegenüber dem gleichzeitigen Fränkischen, dem Dialekte des herrschenden Stammes und infolge dessen der Norm des Althochdeutschen, hat diese alt-alemannische Sprache ein alterthümliches Gepräge; volle Vokale, gewichtige Endungen verleihen dem Vortrag etwas Gemessenes, Feierliches; die Bevorzugung der harten Stummlaute p, t, k, ch ist eine Eigenthümlichkeit, die heute noch ihren rauheren Charakter begründet. Doch reicht unser jetziges Schweizerdeutsch von ferne nicht hin, daß wir diese Sprache ohne grammatische Vorstudien lesen könnten; ja schon im XVI. Jahrhundert bemerkt der Geschichtsschreiber Aegidius Tschudi, der in St. Gallen diese alten Texte eingesehen hatte, unter fünf Worten verstehe man kaum eines, und erst aus der danebenstehenden lateinischen

Ueberſetzung könne man erkennen, was dieſes Deutſch bedeute. Solche Aenderung gebäre die hinſchleichende Zeit.

Damit werden wir auf die Entwicklung der Sprache hingewieſen. Um's Jahr 1270 wurde zu Engelberg, wie faſt ein halbes Jahrtauſend zuvor in St. Gallen, die Regel des heiligen Benediktus in's Deutſche übertragen. Man vergleiche nun den Eingang beider Texte:

St. Galler Ueberſetzung, ca. 802.

Hlose, welago chind, pibot des meistres indi kehneigi oora des herzin dines indi ze manungu des eerhaftin fateres cernlihho intfah indi hwaslihho erfulli, daz ze inan duruh horsamii arabeit hwarabes, fona demu duruh unhorsamii slaffii keliti.

Engelberger Ueberſetzung, ca. 1270.

Liebs chint, vernim dü (die) gebot dins meistirz (Meiſters) und gneige daz ore dins herzen und impfach (empfange) gerne die manung dins miltin vatirs und vollfülle si durnehtchlich (vollſtändig), daz tu (du) ime (ihm) wider cherest (zurückkehreſt) mit der erbeit (Arbeit) dir gehorsami (deines Gehorſams), von dem du wer (warſt) gevarn (gefahren) mit dem trag (Trägheit) dir ungehorsami (deines Ungehorſams).

Zwiſchen dem Alemanniſchen der erſten Zeiten und der heutigen Volksſprache hält, wie aus dieſer Probe erſichtlich iſt, die Sprache des XIII. Jahrhunderts ungefähr die Mitte, ſie iſt weniger volltönend, dafür aber beweglicher geworden.

In der Zwiſchenzeit hat die Geiſtlichkeit mehr und mehr aufgehört, die ausſchließliche Trägerin der Literatur zu ſein. Die Kreuzzüge und die Romfahrten hatten ein ganz anderes Element allmälig erſtarken und in den Vordergrund treten laſſen: den Ritterſtand. Die Höfe wurden Mittelpunkte feiner Sitte und Bildung; in dieſen Kreiſen fand lyriſche und epiſche Poeſie alsbald geneigte Gönner und Pfleger: es iſt das erſte klaſſiſche Zeitalter der deutſchen Literatur. Die deutſche Sprache iſt nicht mehr ein ungern gebrauchter Nothbehelf an Stelle der lateiniſchen Kirchen-, Gelehrten- und Staatsſprache, ſondern als vollgiltiges Mittel des literariſchen Ausdrucks findet ſie jetzt ihre Ausbildung in der „mittelhochdeutſchen Dichterſprache". Und wenn auch der moraliſche Niedergang des Ritterthums zu Ende des XIII. Jahrhunderts den Zerfall des Minne-

sangs und der ritterlichen erzählenden Dichtung und des zarten Gebildes der Kunstsprache im Gefolge hat: die Anwendungssphäre des Deutschen ist dadurch nicht beeinträchtigt worden; im Gegentheil, vom XIV. Jahrhundert an bildet es sich als Prosasprache erst recht aus. Wieder sind es unsere alemannischen Gegenden, welche mit der Verwendung des Deutschen als Urkundensprache den Anfang machen; durch die Mystik, die unter den Auspicien der „Gottesfreunde" am Oberrhein ihre Stätte aufschlägt, erhält die nationale Sprache ihre Eignung zum Ausdruck philosophischer Ideen, und ebenso bedient sich ihrer die Geschichtsschreibung, welche seit der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts unter dem aufstrebenden und selbstbewußten Bürgerthum der Städte mächtig emporblüht. Von der Mitte des XV. Jahrhunderts an machen sich die Ansätze zu einer einheitlichen alemannischen Schriftsprache deutlich bemerkbar; Zeugniß dessen das berühmte „Narrenschiff" Sebastian Brants, welches zuerst 1494 zu Basel erschien, und dessen Sprache ebensogut das Straßburger Deutsch des Verfassers als das baslerische des Druckortes vorstellen kann. Dem Irrthum darf man sich freilich nicht hingeben, als sei dieser alemannische Literaturdialekt mit der Volksmundart, der Sprache des täglichen Lebens, noch durchaus eins gewesen; ist doch das echt schweizerische ch, welches die vorigen Proben in chind u. s. w. noch bieten, seit 1300 aus der Schrift verschwunden, trotzdem es im XIV. und XV. Jahrhundert in der gesprochenen Sprache so gut bestanden haben muß wie heutzutage. — Auch für diese Entwicklungsperiode ein Beispiel (Bericht des baslerischen Hauptmanns Ulrich Meltinger über die Schlacht bei Grandson 1476; Basl. Chron. II, 359):

Glich dovor worent die Eydgenossen alle uff ir knü gefallen und mitt zertrennten armen gebetten by dry pater noster und dry ave Marie lang, und als der hertzog in dem hinin rannte, do gestunden sy als die frommen. do begab sich, dasz wir muosten zuo siner syten hinin. do das erst treffen beschach, do wante er sich und floche. hielt sich herre Herman von Eptingen als ein wyser und schickte im die soldener und knecht hinnoch und sprach: ir frommen von Basel, begebend üch keins vorteils. denn das fuoszvolk mag üch nit zuo gevolgen; solte er sich denn gegen üch wenden, so wære uwer zuo wenig. glich als er die flucht genam, was ein reyn noch daby, stalt er wider und aber dran, do hiewend aber die Eydgenossen do-

rin unerschrocken. do floch er aber, das beschach zum dickern mol, also dasz wir inen jageten von dem slossz Famerkü für sin erst wagenburg, die waz an einem wasser, in demselben wasser beschach ouch ein scharmützen. es sind nit recht wagenburg, aber es sind holtzen hüser, wie in einem dorff, und die uff grossem forteil. und floch alles uszhin und hatt brocht etlich grosz houbtbuchsen, grœsser denn die myn herren zum nechsten habent lossen giessen. da si nu so verre hindan gefluchen, do verzuhen wir und samleten uns und zugend in sin leger . . .

Was in dieser Sprache von der heutigen am meisten abweicht, ist Folgendes: Das Alemannische des XV. Jahrhunderts besitzt noch die einfache Form der Vergangenheit: ich was (ich war), stund, mußte, hielt, sprach u. s. w., wo der jetzige Dialekt (und vielleicht damals schon die Sprache des mündlichen Umgangs) das schleppende Perfekt: ich bin gestanden, habe gehalten etc. ausschließlich gebrauchen muß. Ferner hieß es hier noch wir gebend, wir habend für gend, hend; doch müssen auch letztere mehr der täglichen Rede angehörende Formen schon dagewesen sein, denn der Dramatiker Pamphilus Gengenbach gebraucht 1515 gen (heute ge) für geben, nen für nemen, lon für lossen, kon für kommen, ich sot, si wend, ir sähen = ihr seht u. s. w. Viel größer aber ist die Uebereinstimmung: wir sprechen heute noch glich und nicht gleich, Syte = Seite; uff = auf; Knü (Kneu) = Knie, Hüser = Häuser; zuo (zue) = zu, Fuoß (Fueß) = Fuß; noch (no) = nach, Mol = Mal, lossen = lassen.

Wir gehen um ein Jahrhundert weiter. 1580 beschreibt Christian Wurstisen die gleiche Schlacht bei Grandson unter Benützung jenes Meltingerschen Berichtes mit folgenden Worten:

„Sampstags vor Invocavit, den dritten Tag Mertzens, ruckten die Pundtsgnossen von Basts, einem Dorff ob Welschen Neuwenburg, fürbas, vorhabens das Schloß Famerkü (Baumarcus), welches das Gebirg und See mit seiner gelegenheit beschlossen und der Hertzog am Tag darvor einnemmen lassen, zuo erobern. Ehe sie aber zum Schloß kamen, waren des Burgundischen Hers Vorleuffer, auß dem Leger bey Gransee, schon vorhanden, die doch bald widerumb zuoruck muoßten. Als nun der Pundtsgnossen Heer uber ein Hügel an ein weite hinauff kommen, sahen sie den Feind in dreien Häuffen mit dem Geschütz halten, ehe man sich ihren

verſehen. Des ſchicketen ſie ſich zum ernſt. Die Fehnlin Bern, Schwitz, Biel und noch eins waren im Vorzug, dieſen folget der recht Hauff mit den Panern. Die Reiſigen, welcher ein geringe anzal, regieret Hermann von Eptingen. Deren von Straßburg Reiſige, auf 212 Pferdt, waren nicht zugegen, dann ſie am Freitag umb beſſerer Füeterung willen an ein ander Ort geloſiert worden und, weil man ſich des Feindts ſo bald nicht verſehen, ſo zeitlich beym Heer nicht erſcheinen mögen. Das Fuoßvolck von Baſel ward in die Nachhuot geordnet, auß erſorgung einer verſchlagnen Hinderhalt, die ſie zuo ruck angreiffen möchte.

Vor dem Angriff fielen die Pundtsgnoſſen zur Erden, betteten mit zerthonen Armen bey drey Vatter unſer lang. Darzwüſchen war der Hertzog verrucket, hat ſeine drey Häuffen zuoſammen geſchlagen und mit eitel Küriſſern ein ſpitz gemacht. Dieſe ſetzten in den Hauffen, darinn die Paner hielten, mit großem geſchrey, wurden aber mannlich beſtanden. Die Reuter greiffen beyſeits an und fechtet man mit den Walhen alſo kecklich, das ſie der Pundtsgnoſſen ernſtlichen nachtruck nicht lang beſtehn mochten, ſonder die flucht gaben. Als ihnen die gering anzal Reutern vom Hauffen nacheilen wolte, manet ſie der von Eptingen ernſtlich ab, ſich ihres Vortheils nicht zu begeben, damit ſie nicht irgent die Feinde (wann der Fuoßzeug nicht gefolgen möchte) wendeten und ubermehret wurden. In der nähe was ein Rain, da ſich der Hertzog widerumb zum Streit ſtellet. Aber die Teutſchen hiewen alſo unerſchrocken drauff, das er widerumb abweiche, und dieſes beſchach etliche mal. Dergeſtalt ſengeten die Pundtsverwandten hernach vom Schloß Famerkü für ſein erſte Wagenburg an einem Waſſer gelegen, da auch ein Scharmützel beſchahe, durch das rechte Lager vor Granſee biß gehn Montagu, erſchluogen ob 400 Fuoßknechten. Von Küriſſern verlohre der Hertzog nur ſieben, wie Philips von Comines ſagt."

Das bloße Durchleſen genügt, um zu erkennen, daß der Sprachunterſchied dieſes Stückes gegenüber der ältern wie gegenüber der heutigen Mundart ſich nicht auf den bisherigen natürlichen Gegenſatz von geſchriebenem und geſprochenem Dialekte beſchränkt, ſondern ein prinzipieller iſt: der Chronikenſtyl Wurſtiſen's iſt nicht mehr das Baſleriſche, ſondern das uns allerdings alterthümlich erſcheinende Hochdeutſch des XVI. Jahrhunderts. Wohl heißt es noch zuo, Huot, ſchluog; Füeterung; zerthon = zerthan; Fehnlin = Fähnlein; — aber nicht sîn, ſondern sein, nicht by, ſondern bei; auß : uß, drauff : druff; die Häuffen :

Hüffen, Teutsch : Tütsch; Mal : Mol — es kommt noch vor das Dialektwort der Rain, aber auch das hochdeutsche der Hügel.

Was war geschehen in den zwei Menschenaltern, die Wurstisen von Pamphilus Gengenbach trennen, daß der alemannische Schriftdialekt verdrängt wurde? Antwort: Die Reformation hat das Hochdeutsche gebracht. Dieses war ursprünglich der auf fränkischer Grundlage beruhende Dialekt, welcher in den Ländern östlich der oberen Elbe: Nordböhmen, Schlesien, Meißen galt und als „Kanzleisprache" in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts auch in Thüringen, der Heimath Luther's, sich einbürgerte. Luther brauchte um so weniger zu zögern, sich dieser Sprache zu bedienen, als sie bereits vor ihm der verbreitetste deutsche Literaturdialekt, gewissermaßen die offizielle Reichssprache oder „Gemeinsprache" geworden war, da nach seiner eigenen Aussage Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich von Sachsen sich auf sie geeinigt hatten. Das Ansehen des Reformators, die unvergleichliche Verbreitung seiner Schriften und die schöpferische Kraft, mit welcher er ihren Wortschatz erfrischte und bereicherte, vermehrten ihr Uebergewicht; als der mächtigste Hebel für ihre Ausbreitung aber erwies sich die Buchdruckerkunst. Schon das rein geschäftliche Interesse an einem durch keine örtliche Schranken gehemmten Absatz ihrer Produkte mußte den Druckern die Existenz einer allgemein giltigen Bücherſprache willkommen, ja unentbehrlich erscheinen lassen.

Ein merkwürdiges Zeugniß für diese Verhältnisse haben wir gerade aus Basel selbst. Im Jahre 1523 druckte hier Adam Petri Luther's Neues Testament unverändert nach, obschon es ihm nicht entgehen konnte, daß sein Leserkreis die hochdeutschen Wörter gar nicht alle verstehen werde. Aber er wagte nicht, die Autorität des Uebersetzers auch nur in einem Worte anzutasten, sondern zog es vor, unter dem Titel: „Die außlendigen Wörter auff unser Teutsch angezeigt" der Ausgabe ein in der Eile angefertigtes acht Seiten starkes Wörterbüchlein anzuhängen. Es sind allein 195 Wörter, welche in diesem Verzeichnisse erklärt werden, darunter solche, die wir längst als überall verständlich anzusehen gewohnt, ja die zum Theil in unsere Mundart übergegangen sind. So muß ænlich noch übersetzt werden durch gleich, bang durch engstig, deutlich : merklich, eyffer : ernst, flicken : bletzen, gegent : landtschafft, getreyde : frucht, hauchen : blosen, hügel : bühel, lippen : lefftzen, schmücken : auffmutzen, trenen : zehern, ufer : gestad.

Eine zweite Thatsache: Wurstisen's Tagebuch weist bis in die Siebenziger Jahre Dialekt auf; in seinen gedruckten Schriften der früheren Zeit verfällt er in Lauten und Wortformen noch vielfach in's Alemannische; aber in seinem Hauptwerk, der Basler Chronik, die er 1572 zu schreiben begann, hat er das mundartliche uß (aus), uff, verston (verstehen), bruchen, syge (sei), min (mein), sigind, werdind (seien, mögen werden) u. s. w. durchaus abgestreift. (Ach. Burckhardt in den Basler Beitr. z. vaterl. Gesch. XII, S. 389). Aehnlich sind die von 1514 bis 1585 reichenden Chroniken von Fridolin und Peter Ryff, sowie die autobiographischen Aufzeichnungen Thomas Platter's 1572 und seines Sohnes Felix 1612, weil nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, in der alt-baslerischen Sprache abgefaßt.

Mit dem Jahre 1600, um eine runde Zahl anzunehmen, beginnt also die zweite Periode in der Entwicklungsgeschichte des alemannischen Dialektes: er ist fortan nur noch als Mundart gebräuchlich, nicht mehr als Schriftsprache; wo man ihn schreibt, geschieht es nicht mehr wie früher als etwas Selbstverständliches, sondern zu bestimmten literarischen oder sprachlichen Zwecken mit der ausgesprochenen Absicht, die Sprache des täglichen Lebens genau zu kopiren.

Aus dem XVII. und bis in die zweite Hälfte des XVIII. Jahrhunderts sind uns nur wenige solcher schweizerischen Dialektproben überliefert, deren Verständniß im Gegensatz zum früheren Schriftalemannischen uns nicht die mindeste Schwierigkeit bereitet. Erst durch die neue, von den Zürcher Kritikern Bodmer und Breitinger ausgehende, von Klopstock und Haller zur That umgesetzte literarische Richtung, welche das Wesen der Poesie nicht in einem glatten Versbau, sondern in der Natürlichkeit und Leidenschaftlichkeit der Schilderung suchte, wurde die Aufmerksamkeit wieder auf die Volkssprache mit ihrer Tonmalerei, Anschaulichkeit und Fülle hingelenkt. Der „Helvetische Patriot", eine zu Basel erscheinende Wochenschrift, bringt im Jahrgang 1756 einen für den heutigen durch Romanlektüre überreizten Geschmack zwar zu harmlose Liebesgeschichte: „Die schöne Alpmayerin oder das Verenichen ab dem Guggisberge" (womit eine Alp in der Gegend des Paßwangs gemeint ist), die aber dadurch interessant wird, daß sie ein Liedchen und eine Liebeskorrespondenz im Dialekt enthält. Die Verschollenheit der Quelle und die Wichtigkeit dieser Stücke für unsere Kenntniß des Idioms des westlichen oberen Baselbiets

und des Schwarzbubenlandes im vorigen Jahrhundert mögen deren unverkürzte Wiedergabe an diesem Orte rechtfertigen.

Ein Jüngling begleitet einen Maibaum, den er seiner Liebsten setzt, mit folgendem Zeddelchen:

„I bi wohl din, du aber nonig min,
My liebste Schatz! Mys schöns bruns Frenelin!
Nit rich, doch dir vo Herze hold und bieder,
Und sturb für di wohl zweinisch und denn wieder,
Könnt i di denn, mys Freneli lobesan,
So lang i leb, für mys liebs Bühlin han.
Das Tännlin isch hüt grün und bald würds dorre,
Denk nit so lang, mys Schätzli ußerkohre!"

„Sie erkannte nun gewiß die Schrift ihres Geliebten. Sie las. Sie überdacht's. Sie las wieder. Sie küßte das Zeddelchen. Sie lief hinein zu ihrem lieben Vater, sie wies es ihren Knechten, ihren Mägden. Sie mußten den Baum besehen, sie mußten sich auch mit ihr erfreuen. Sie fühlten Alle eine innige Freude an ihrer Freude. Das Meyelin, das Bäblin, der Stoffel, der Hans, ja sogar der ernsthafte Sennenbaschi, übrigens ein redlicher Kerl, aber welcher sonst niemals lachte (darum hießen sie ihn den Niefroh), lächelte diesmal über der unschuldigen Freude des Verenichens." — Aber diese Freude wird durch einen Nebenbuhler gestört, der Jungknabe zieht nach Basel und nimmt Handgeld. Von da entspinnt sich zwischen den Beiden der nachfolgende, auf das schließliche Sichkriegen hinauslaufende Briefwechsel:

Er. „Mys einisch no liebis Freneli! I muß ders doch au säge, mys untreuis Schätzeli! aber balg mi nit, du, albe mys Freneli! I ha z'Krieg dinget. Wenn der vergange hättist welle Hof ha, se hät is nit do. I denk, i hät sieder bald müsse füre sto. Denn wär i nit gange und i hät denn gwüst, daß de mi liebist und nit der Wasserthaler Peter. De kasch ems minetwege iez säge. My Hautme het mer in d'Hand versproche, er well mi in dry Johre wieder go lo. Kumen i denn wieder, se will i der es sidigs Halstuch krome und es sammigs Brusttuch. O Heye! wen i dra denke, an de Samstige Z'nacht. De bisch mer notte no liebe, aber dä Märe Peter! Er isch ke Narr, schön-bruns Freneli! Aber de hättisch in nie sölle zu der lo. I ha di doch so gliebet, i hätt mys Lebe für di glo. Es wär nit z'viel gsie. Hesch scho vergesse, wieni dinetwege fast umbracht wär worde? Und daß dy Mueter selig g'sait het, S'freneli muß doch ke andere ha as der Hansli? O heye, heye! Me trumt und gygt mer eweg. I hätt di gern no einisch gsee, aber i ka nit. Gelt, wenn de no ledig bisch, wen I wieder kumme, mer wei doch hofe? Bhüti Gott, Freneli, und grüß mer dy redliche

Aetti. Bhüti Gott no einisch, bis der Hansli wiederkunt. Einohl de bisch no mys Freneli, wen I scho nimme dy Hansli bi. Wen de wit, schryb mer; mer blybe vier Wuche z'große Kems.

Hüniger Schanz, uf Mareye Geburth . . . ."

Sie. „Liebe Hansli! Han i ders nit allewyl gsait? De trauisch mer nit, was i au gsait ha. Mit dym Peter! Wen isch er den by mer alei gsie? Hansli, Hansli! e heschs e so wölle ha, gang iez. De schrybsch vom Hof ha. De weisch jo, daß euse Pfarrer het welle, i söll z'erst zu 's Herre Tisch go. Me muß jo de Here folge. Aber Hansli, das hätt I nit denkt. De kasch iez ußem Handgelt e Wälschi kaufe. Sie sy no schwärzer as dys bruns Freneli und könne au parle. Wenn de mer doch au ebbiß dervo gsait hättisch. Aber de bisch froh, daß de am Peter en Usred hesch. Gelt? es isch nit der Peter, aber i bi der verlaidet. Se will i denn di au vergesse. Bhüti Gott au. Wärs nur Gottswill, daß de wüßtisch, wie urecht de hesch.

uf † erhöhung

Diß bekenn I
Freneli abbem Guggisberge.

Wenn i einol wüst, daß der Ernst wäri, i käm selber zu dym Hautme; I glaube, wen i em die dryßg Cronenthaler brächti, wo my Aetti am Beibeler Märet glöst het, er gäb di wieder."

Er. „Mys allerliebstes Freneli! my Gruß zuvor.

Nei Freneli, kum nit. Er ist gar fulärtig der Hautme. Er het mi gar sölch usglachet, woni ems gsait ha. Aber er het mer gsait, wen de die dryßg Krone bringisch, se well er mi go lo. I denke, es syg im um dryßg Krone, nit um di. Schick mer sie den, Freneli, di Aetti wird sie scho ummegä, ich will im au drum-schribe. O Freneli, I will der den gern my Lebdig derfür diene. O Heye! wenn du nur wöttist; Freneli für allewyl, und wenn i zwey Lebe hätti. Kum mer den bis go Sebe is Wirthshuß eggegen. Emohl de machisch, daß i der Peter nimmemeh förchti. Dä redlig Peter, I han im unrecht do. I bi ne rechte Tell gsie, verzieh mers, und säg em doch nüt dervo. Bhüti Gott, mys liebis Freneli. O Heye, Heye! hätt nur der Hautme die dryßg Kronenthaler scho und I my Abscheid, und wäre mer nur bynenander, z'Sebe im Wirthshuß.

Große Kems uf Mathestag.

Hansli vo Melchthal,
bekenn wie obstoht."

Sie. „Liebe Hansli! O du Traunübel du! kasch de denn eme ehrliche Maidli nit einisch traue? Emohl wenn I nit usere Einödi wohnti, i wött di nit. Wenn euse Sennebaschi nit krum wäri und so ne Surrübel i glaube, i dörft en nit aluege. Hansli, thu das Mißträuisch sy ab. De förchtist di nur z'übel vorem Hautme. Dä guldig Spitzhösler wird mer nüt thu, wyl I di ha. O Hansli, Hansli! wen de eim nur trautisch! Denkst du nimme dra, was mer enander versproche hey, unter der alte Eiche, wo mer unterm

Scherme gstande sy unds eso donneret het, und wo mer d'Rinkele Kuh fast über d'Fluh abe g'falle isch. Wen I a dä Klapf denki, und wie der Himmel fast in eim Für gstande isch, wo de mi by der Hand gno hesch und se trurig gseit: O Freneli, wen is 's Wetter lebe lot, werde mer echtert enander allewyl so lieb ha as iez? Und win I der g'antwortet ha: jo Hansli, wen is 's Wetter lebe lot, wei mer wills Gott so blybe; und wo de derno gsait hesch: i wills blybe se gwüß as I wensche, daß mer 's Wetter nüt thut; und i der denn dy Hand au drucket ha und g'sait: es blybt derby und I au, Hansli. Se lang i a dä Schwur denki, se kasch de ruhig schlofe, Hansli. Drum blybts derby, i will der 's Gelt selber bringe, sust bhalt dy Hautme 's Gelt und di au."

Diese Proben enthalten bereits eine Anzahl Wörter, die uns Baslern nicht mehr geläufig sind, z. B. Hof ha oder hofen = Hochzeit machen, füresto als Vater bei der Taufe vortreten, mär Schimpfwort = verflucht, verdammt; der Her der Herr Pfarrer, sölch gar sehr, Tell Einfaltspinsel, Einödi einsamer Hof. Das Verzeichniß verloren gegangenen Sprachgutes schwillt aber in's Große an, wenn wir das Idioticon Rauracum, eine systematische Sammlung des baslerischen Wortschatzes, welche um 1760 der Professor Johann Jakob Spreng in einem starken, jetzt auf der Universitätsbibliothek zu Basel aufbewahrten Folianten anlegte, mit dem heutigen Stande vergleichen. Eine genaue Durchsicht des Werkes ergibt nämlich, daß mindestens der zehnte Theil der darin aufgeführten Ausdrücke heute nicht mehr gangbar, sondern ersetzt ist entweder durch ebenfalls mundartliche Neubildungen oder zum weitaus größeren Theile durch hochdeutsche Wörter, also zumeist durch Umschreibung; oder diese Idiotismen werden zwar noch verstanden, ihr Gebrauch dagegen tritt bereits gegen die gemeinsprachlichen Wörter und Wendungen zurück. — Umgekehrt war vor hundert Jahren die hochdeutsche Schriftsprache Denjenigen, die nicht von Berufswegen mit der Feder zu thun hatten, noch lange nicht so geläufig wie heutzutage; gar manche baseldeutsche Brocken flossen ihnen noch unabsichtlich in die Schrift. Auch von dieser Mischsprache gibt der „Helvetische Patriot" Belege in dem Briefe eines Kleinbürgers, der sein Tagewerk beschreibt, und demjenigen eines Bauersmannes, der sich über das Gebahren junger Baslerherren auf der Landschaft beschwert.

I. Brief des Bürgers (Jahrg. 1756, S. 439):

„Ihr müßt wissen, daß ich ein halber Handwerksman bin und ein halber Feldman, und daß ich z'lebe hab, trutz dem Burgermeister. Vergangenen Merz bin ich in mein sehzigst Jahr tretten und bin also noch nicht steinalt. Aber ihr glaubet nicht, wie ich anderst bin erzogen worden, als jetzt. Ich

trinke kein Caffee und Thee und mein Hausweibli auch nicht. Am Morgen eine Mehlbrühe, und darnach ist mir der eichen Hafe gutgenug. Mein Sohn darf kein seiden Kamisol tragen, und meine zwo Töchtern haben noch keine seidene Feze an sich gehabt als an Haube und Halstüchere. Gute Kalmander und Halblein oder halb Bauele schickt sich für Handwerkstöchtere. Desto besser kan ich sie aussteuren, wann ich ihnen nit alles an den Leib henk. Aber wer schafft, kan nicht gmuzt seyn wie aus dem Docketenkensterlein. In der Jugend hab ich garbeitet, jetzt han ich mich so ruhig gesezt als einer. Mein Sohn treibt das Handwerk und meine Töchtern gehnd auf d'Güter, und mein Weiblein kocht mir. — Wenns Grichtstag ist, gang ich in die Grichtsstube. Es ist schad, daß man dort nit rauchen darf. Sonst wär es sehr kurzweilig. Dann die Proceßkübel sind entweders unfreundliche Nachbaren oder sind Flöser. Ich muß manchmal lachen, wie d'Advocaten d'Sachen verdraien, und manchmal erzürn ich mich und wünschte, daß der Richter mehr strafte, sonderli d' Advocaten. Wanns Gricht ein End hat, so ist Essenszeit, da sind ich an Fleischtagen Suppen und Fleisch und ein Gemüß und der Tisch scho deckt. An andern Tagen sonst ein Gäzlein. Nachmittag holt uns mein Weiblein ein Meyel Rothen. Ich ha fast vergesse, daß der Richter doch nicht allemohl spricht, wie ich spräch, wenn ich Richter wär. Und vor 14 Tagen hat mir getraumt, ich syg der Advocat Triebisen, und der Böse (Gott behüt uns davor!) woll mich holen. — Am Sonntag gang ich zweymal in die Kirche und hernach in meine Güter, und es freut mich, wenns d'Pfarrer unsern Herren recht sage. Aber sie thuns manchmal selber nit, was sie andern predigen. Ich schick meim Pfarrer das gut Jahr, darum besucht er mich einmal im Jahr und dankt mir. Wer ihms nit schickt, zu dem goht er nit. Das letzte Neujahr hab ichs ihm doppelt geschickt, aber er ist doch nur einmal darfür gekommen. Ich glaub, ich hab ihn erzürnt. Ich hab ihn gefragt, warum doch er das Bös an den Gmeinen eher seh als an den Vornehme? — Alle Abend gang ich zu Meister Raublieb, dem Weinschenk. Dahin kummen unserer Zwölf. Wir lesen d'Zeitunge und höre was im Roht paßirt ist. Wir wären noch wohl z'friede, wenn nur alle Rohtsherre rechte Burgerfreund wären. Wir halte d'Schaffhuser und Baßler-Zitung. Wir disputiren alle Tag, ob d'Eidsgnosse werde müsse mithalten und mit wem? Ich glaub, es würd schwär halten z'wisse, welches besser wär, oder ob wir sollen Eidgnossen bleiben. Einmal in unserm Tubackkämmerlin sind wir darüber uneins, was aus uns werde wird. Und das wird uns wohl auseinander stäuben. — Um Achte gang ich heim. Ich iß nit viel Z'nacht, aber einen nehmen mag ich wohl. Es ist g'sünder, mit dem schwären Kopf als mit dem schwären Bauch in's Bett go. Heißt das alles nit recht schwitzerisch?"

II. Brief des Bauern (Nachlese zum Helv. Patr., 1759, S. 94):

„Ehrbarer und bescheidener Gevater Meister Undervogt! Meinen Gruß zuvor. Ich muß euch doch brichten, daß ich erst die vergangene Woche etwas Neus gelernt hab. Ich hab gemeint, der Herrenstand sey in der Jugend

schon wiziger als der grobe Bauerstand im Alter. Aber ein Herd junge Herrlein, welche 5 Tag bey unserm Wirth trunken habe, habe mir anders zeigt. Er hat das Esse nit genug könne auftreibe, und seine Magd wäre fast wild worde und lieber auf der Weite als im Wirthshaus übernacht bliebe, vor diese Maidleinstäubern. Es ist nit anderst, als wenn sie gemeint hätte, Thur und Thor stehe ihnen allwegen offen, wenn sie ein schön Weibervolk erblickt habe. Und noch darzu greife sies so grob an, daß die ärgste Lunz vor ihne verscheuche müst. Der gute Wein ist fast auf dem Bode herumglaufe, und sie hätte doch nit so ein gut Herz ghabt, einem ehrlichen Landmann mit einer rechten Art ein Gläßlein zu gönne. Nur unser krummer Peter (Ihr wißts Gvatermeister Undervogt, Niemand im Dorf wischte gern die Schuh an diesem Bollzapf) hat ein par Maß von ihnen bekommen und sich dafür gnug leide müsse; und dem narrechtige Thöni ist noch ärger gange, sie haben ihm zlest den Wein gar mit dem Küchleinträchter eingschüttet. Es dunkt mich, es sey kein Knust, Narre für Narre z'halte, und ein wiziger thu' es nit. Es sind Arme gekomme, denen haben sie ganze Handvoll Rappe in ein Mistgülle gworfe, und es hat sie lustig dunkt, wenn sie sie us dem Koth gsucht und ihre Kleider verderbt han. Ueber andere sind ganze Zuber voll Wasser wehrend dem Uslesen gschüttet worde. Am Sontag han sie in der Kirche so glacht und gmacht, daß der Pfarrer fast nit hat fortkomme könne und der Gmein alle Andacht vergange ist. Einer ist in der Nachtkappe komme, der Ander mit der Peitsche, der Dritt hat seine Strümpf nit bunde ghabt, und Andere noch ungebührlicher. Ich will nit davon sage, daß sie die graueste Männer auf den Buggel hinaus duze und mit uns rede, als wenn wir ihre gekaufte Knecht wäre. Einmahl wenn unser Pfarrer uns nit predigte, wir seyn Christenleuth und unser Seel sey unsterbli, sie machte mich bald glaube, daß sie uns nit für Mensche ansähn. Gott gegrüst verbleib ich euer getreuer Nachbar Jogge Altenfluh."

Heute ist das nun alles anders geworden. Die Schweizersprache, insbesondere in den großen Städten, hat einen schweren Stand. Zunächst ist es die vermehrte Schulbildung, die die Mundart langsam untergräbt. Jemandem, der mehr liest als spricht — und deren Zahl und Einfluß ist nicht gering — werden unvermerkt die hochdeutschen Wörter geläufiger als die mundartlichen. Sodann die durch die Eisenbahnen bewirkte soziale Revolution. Die geborenen Basler, die berufenen Träger der traditionellen Sprache, verschwinden mehr und mehr in der Fluth der nicht nur aus den Schweizerkantonen, sondern namentlich auch aus dem Ausland in einem Maße Einwandernden, welches selbst die vielgerühmte Assimilationskraft des baslerischen Charakters nicht mehr zu bewältigen vermag. Wie Jahrhunderte alte Sitten und Gebräuche spurlos sich verlieren oder dem Gespötte preisgegeben werden, so arbeitet die nivellirende

Tendenz sich fremdfühlender Elemente bewußt oder unbewußt an der Beseitigung der ausgeprägtesten unserer Eigenthümlichkeiten, der ihnen unverständlichen oder unerlernbaren und darum unsympathischen Mundart. Seit dem Beginn der Siebenziger Jahre, dem Zeitpunkte des rapiden Anwachsens der Stadt, ist eine entschiedene Abnahme des reinen Baseldeutsch zu beobachten. Die Ansicht, wenn die Basler Sprache ihre Eigenthümlichkeiten aufgebe, so werde es wenigstens geschehen zu Gunsten eines mit der Durcheinanderwürfelung der Bevölkerung sich etwa bildenden allgemeinen schweizerischen Dialektes, dürfte sich trotzdem kaum bestätigen. Das Hochdeutsche, das uns durch die tägliche Zeitungslektüre zugeführt wird, wirkt stärker als der mündliche Verkehr mit Solchen, die selber unter einander in der Mundart noch abweichen. Wenn ein baslerisches Wort abkommt, tritt selten ein gemeinschweizerisches, sondern fast immer ein hochdeutsches an seine Stelle.

Noch einige irrthümliche Anschauungen seien zum Schlusse berichtigt. Es wird vielfach behauptet, die stadtbaslerische Sprache gehöre zur elsässischen Mundart, da sie mit dieser gewisse Lauteigenthümlichkeiten, wie Kind, Dag, scheen, gwis, grien gegenüber Chind, Tag, schön gwüß, grüen der anstoßenden Schweizerdialekte gemeinsam habe. Nun hat aber gerade das benachbarte Sundgau, zu dem wir nach dieser Theorie sprachlich doch wohl gehören würden, das am meisten charakteristische anlautende ch so gut wie die Schweiz und der südliche Breisgau, denn jene Verflachung von ö und ü haben auch unbezweifelt schweizerische Mundarten wie die Urner, Unterwaldner und Berner Oberländer entwickelt. In keiner historischen Urkunde findet sich Basel als elsässische Stadt aufgeführt, wie es denn durchaus nicht sicher ist, daß der Sundgau bis an die Birs gereicht habe, während umgekehrt das Ober-Elsaß unter dem Bisthum Basel stand; und doch wird schwerlich Jemandem einfallen, aus diesem Verhältnisse heraus eine Beeinflussung der Elsässer Sprache durch die baslerische zu erschließen. Die der Stadtbasler Mundart am nächsten stehende ist vielmehr diejenige, welche in Rheinfelden, im Wiesenthal und landab etwa bis halbwegs Freiburg gesprochen wird, trotzdem weder kirchliche noch politische Administration mit diesen Gegenden uns je verband. Daß wir jenes rauhe ch aller unserer Nachbarn durch k ersetzen, beruht wohl auf der verschiedenartigen Zusammensetzung unserer Bevölkerung, wofür die Geschlechtsbücher seit dem XIV. Jahrhundert genügende Zeugnisse liefern, und auf dem in einer Stadt zu allen

Zeiten mächtiger als auf dem Lande sich geltend machenden Einfluß der geschriebenen Sprache.

Seit Hebel haben Fernerstehende sich vielfach daran gewöhnt, einen Unterschied zwischen „schweizerisch" und „alemannisch" aufzustellen, indem als letzteres nur der Dialekt „in dem Winkel des Rheines zwischen dem Frickthal und ehemaligen Sundgau" gelten soll. Aber Hebel selbst hat hinzugefügt: „und weiterhin in mancherlei Abwandlungen bis an die Vogesen und Alpen und über den Schwarzwald hin in einem großen Theile von Schwaben." Jeder Kenner der lebenden Mundart wird bestätigen, daß das „Schweizerische" der nördlichen Abdachungen des Jura, also in Baselland und in Theilen von Aargau und Solothurn, mit dem „Alemannischen" des Markgrafenlandes weit näher verwandt ist als mit der doch wieder „schweizerischen" Mundart des Thurgau's, Appenzell's u. s. w. Politische Grenzen und konfessioneller Unterschied können wohl auch im Laufe der Zeit sprachliche Besonderheit erzeugen; bis jetzt haben sie den allmäligen Uebergang einer Mundart in die andere noch nicht aufgehoben. Lassen wir also den von der Gelehrsamkeit des XVI. Jahrhunderts wieder aufgebrachten Ausdruck „alemannisch" im wirklich gelehrten und ursprünglichen Sinne als Gesammtbezeichnung der südwestlichen Mundarten im Gegensatz zu den fränkischen und bayrisch-österreichischen ruhig weiter bestehen; die Benennung der Unterabtheilungen ist ja durch die Namen der einzelnen Landschaften auf die einfachste und unzweideutigste Weise bereits gegeben.

Ueber das Vorurtheil, als sei der Dialekt eine verderbte Schriftsprache, ist nach dem Gesagten kein Wort mehr zu verlieren. Sollen wir eine bündige Formel für die Charakterisirung unseres Dialektes vorschlagen, so wäre es diese: Unsere Mundart ist die natürliche Fortsetzung einer älteren Schriftsprache, welche derjenigen, auf welcher das „Gutdeutsche" beruht, in keiner Beziehung nachstand und nur durch die Ungunst äußerer Verhältnisse vom Schauplatz verdrängt wurde.

Vgl. des Verfassers Werk „Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit" (Heilbronn 1888); Titus Tobler, Alte Dialektproben der Schweiz (St. Gallen 1872); Birlinger's Alemannia, Bd. XV (Bonn 1887/88); Götzinger's Hebelausgabe (Aarau 1873); Seiler, die Basler Mundart (Basel 1879).

# Die ältesten Kirchen im aargauischen Jura
## und die heilige Gysula.

Von R. Birrcher. †

Die frühsten urkundlichen Nachrichten über kirchlich religiöse Angelegenheiten knüpfen sich meist an Kirchen, Klöster und Bischofssitze; gleichwohl weiß die ältere Geschichte oft wenig mehr als einzelne Namen zu melden. So erfahren wir aus Wurstisen, daß Justinianus episcopus rauracensis noch am 12. März 347 auf dem Konzil zu Köln den ketzerischen Bischof Euphrat verdammen half, und Adelphius, noch 527 als rauracischer Bischof, erwähnt dem Konzil zu Orleans beiwohnte. Nach der Zerstörung von Augusta Rauracorum und unter der Herrschaft der Franken wurde der Bischofssitz nach Basel so wie der von Windisch nach Konstanz verlegt. Bischof Bualanus heißt daher schon 748 episcopus basiliensis. Zwar sträubten sich die allemannischen Herzoge gegen die fränkische Oberherrschaft, weßhalb 750 nach dem Tode Thiebolds die Grafschaft unmittelbar unter die Könige gestellt wurde, aber im Innern gestalteten sich die Verhältnisse nach fränkischem Vorbild, weßhalb die zuerst von König Theodorich 540 gesammelten und 100 Jahre später von Dagobert verbesserten alemannischen Gesetze durch das römische Gesetz verdrängt wurden. Im Jahr 752 schenkte ein Dudar dem Kloster St. Gallen seinen Erbtheil zu Angen, Lollingen und Corberio.* Das Christenthum war aber nicht volksthümlich, sondern verbreitete sich vom Hofe aus, der es auch zuerst aus politischen Gründen angenommen hatte. Chlodwig, König der Franken, erhob erst in der Schlacht von Tolbiacum gegen die Allemannen (496),

* Corberio, wahrscheinlich der Hof Görbel zwischen Kaiseraugst und Rheinfelden.

als ſeine Schlachtordnung wankte, die Hände zum Gott der Chriſten, und ließ ſich zum Dank für den errungenen Sieg zu Rheims taufen, wozu eine Taube vom Himmel das Oelfläſchchen gebracht haben ſoll.

Die vielen Naturtempel und heidniſchen Opferſtätten veranlaßten die Gründung von ebenſo vielen Kirchen, Klöſtern und Kapellen, wie Säckingen, durch den heil. Fridolin; Reichenau durch den ſel. Birmin (924); St. Blaſien (960); Gengenbach im Kinzigthal (740); Schuttern (734); St. Trutbert (890); St. Petri zu Sißach (erwähnt 858); Kapelle zu St. Jakob (1052); Kloſter zu St. Alban (c. 1221); zu Olsberg u. a. m.

Die Göttermärchen verwandelten ſich in Kirchenlegenden und Wundergeſchichten, wie ſie ſich noch in den Sagen von den eilftauſend Jungfrauen, vom heil. Fridolin, der heil. Verena von Zurzach u. a. m. finden. Die Heiligkeit ſolcher Klöſter wurde dadurch noch erhöht und befeſtigt, daß ſie ſpäter zu Verſorgungsanſtalten und Begräbnißſtätten gekrönter Häupter beſtimmt wurden. So war Bertha die Schweſter Karls des Dicken um 870, und Richardis, deſſen verſtoßene Gemahlin, um 888 Abtiſſin des Kloſters Säckingen, und Karl ſelbſt fand eine Ruheſtätte im Kloſter Reichenau. Es war eben das myſteriöſe Leben und Gebahren der Mönche und Nonnen, was das gemeine Volk anzog. Daher ſchon Rudolf mon. Fuld. in vita F. Bonifacii bemerkt: Es ſei weniger die kirchliche Gnade als das Weſen der Mönchs- und Nonnenklöſter, was das Volk dem katholiſchen Glauben geneigt machte. Den Einſiedeleien und Klöſtern im Waldesdunkel mit ihren Reliquien und Heiligenbildern entſprachen die heidniſchen Tempelhaine als Wohnſtätten des unſichtbaren Gottes, dem äußern Kultus mit ſeinen Prozeſſionen die alten Opfer und Umzüge und der lateiniſchen Sprache, die Runen- und Geheimſchriftzeichen der Prieſter. Wo immer möglich, ſuchte ſich das Chriſtenthum den alten Sitten und Gebräuchen des Volkes anzubequemen und dieſelben ſich dienſtbar zu machen. Ein von Mone beigebrachtes Fragment aus dem zwölften Jahrhundert, eine Vorſchrift zur Ermittlung des Schuldigen durch ein Gottesurtheil bei Genſingen, einem Dorf zwiſchen Kreutznach und Bingen am rechten Ufer der Nahe zeigt uns den chriſtlichen Kirchendiener gerade an der Stelle des heidniſchen Richters und Prieſters. Nach Celebrirung der Meſſe und Einſegnung des Waſſers ſtellen ſich Kläger und Beklagte letzterer mit ſeinem Stellvertreter, einem Knaben, an den Fluß, das Geſicht nach Oſten gekehrt und den ſog. Sunneſtab in der Hand. Hierauf betheuert der Be-

klagte die Grundlosigkeit der Anschuldigung, dem Kläger ein Roß gestohlen zu haben, und erbietet sich den Beweis der Unschuld mittelst des gesegneten Waags zu leisten.

Allein trotz allem kirchlichen Gepränge erhielten sich die alten heidnischen Göttervorstellungen, Sitten und Gewohnheiten im Volksleben fort und flüchteten sich zuletzt in die Sage hinüber, um noch Jahrhunderte lang als Aber- und Zuglaube den Unterhaltungsstoff des gemeinen Mannes zu bilden. Der Kriechgarten von Gansingen, die räthselhafte Inschrift von Sisseln, das Dorfwappen von Hornussen, der Kreidenberg von Laufenburg und viele andere Sagen beweisen, wie zähe der immanente Naturgottesdienst mit dem Volksbewußtsein verwachsen war. Das sog. Geiß- oder Gänsspiel der Muttenzer auf den Rheininseln, so wie die Kunsttänze der Pratteler um ihre Dorflinde mußte sogar die Regierung noch 1478 verbieten. Die Christianisirung heidnischer Gottesverehrung veranschaulicht besonders den Gedächnißtag der Juraheiligen Gysela.

Zu dem alten Kapitel Frickgau gehören nach dem Laufenburger Anv.-Buch 34 Gemeinden: Lucgern, Mandach, Mettow, Remigen, Gansingen, Sulz mit Rinsulz, Louffenberg, Frick, Hornaskon, Elffingen, Hertznach, Bötzberg, Monenthal, Umikon, Schinznach, Talheim, Gowenstein, Kilchberg, Ernlispach, Veltheim, Kienberg, Wulfiswil, Oltnigen, Witnow, Eiken, Mumpf inferior, Mumpf superior, Butzkon, Schupfhart, Wegenstetten, Stein, Oeschkon, Rotenfluo und Bus.

Nach der Reformation fielen natürlich alle mehr jenseits des Jura gelegenen Gemeinden weg, und das fast auf die Hälfte reduzirte Kapitel wurde mit dem Kapitel Sisgau vereinigt, in Folge dessen andere Ortschaften wie Zuzgen, Zeiningen, Magden, Möli und Augst dazu kamen. Die Seelenhirten dieses alten gesammten Kapitels Frickgau (quia neculiis spectat sagt die Urk.) feierten nun seit uralten Zeiten in der Kirche zu Veltheim zu Ehren einer heiligen Jungfrau Gysela eine Todtenfeier, welche in einer Abend- und Morgen-Prozession mit Kreuz und Rauchfaß zum Grabe der gottseligen Märtyrerin, den üblichen Todtenmessen und einer darauf folgenden Mahlzeit (prandium) für die Priester stattfand.

Das Fest fiel zufolge Renovatio Aniversarii b. G. d. d. Veltheim den 8. Februar 1277 auf den Todestag der Jungfrau, den 8. Februar, und die Kosten dazu wurden nicht aus den Erträgnissen einer besondern Stiftung, obschon Vergabungen zu Gunsten des Altars dieser

Heiligen noch vorkommen, sondern ex collatione fidelium, das heißt aus den allgemeinen freiwilligen Beiträgen der Gläubigen überhaupt bestritten.

Wo und wann diese gottselige Jungfrau gelebt, der zu Ehren doch ein so allgemeines Erinnerungsfest gefeiert wurde, wie sie gewirkt und endlich ihren Tod gefunden habe, weiß Niemand zu sagen. Nur so viel steht fest, daß ihr Gedächtnißtag schon lange vor dem Jahr 1277 festlich begangen wurde, daß aber schon damals eine kindische Nachlässigkeit und thörichte Gleichgültigkeit unter den celebrirenden Geistlichen eingerissen war, indem viele von ihnen nur aus Gewinnsucht oder aus Hang nach den üblichen Tafelfreuden sich zur Theilnahme an einer Feier noch bewegen ließen, deren Sinn und Bedeutung sie entweder nie begriffen oder wieder längst vergessen hatten. Das Fest wurzelte jedoch im Glauben des Volkes, und bot somit dem Klerus eine günstige Gelegenheit zur Entfaltung kirchlichen Glanzes und religiösen Pompes. Die Vernachlässigung der Feier erschien daher auch dem Dekanat als eine thörichte und strafbare Pflichtversäumniß, welcher durch eine gründliche Renovatio gesteuert und abgeholfen werden müsse. Die Vereinigung der Gedächtnißfeier der Mutter des damaligen Pfarrherrn von Umiken, Hrn. Dietrich von Hallwyl, mit dem Anniversarium der heil. Gysela schien daher besonders geeignet, das Andenken an diese Heilige wieder aufzufrischen und ihr einen neuen festern Halt im geschichtlichen Bewußtsein der Geistlichkeit sowohl als des Volkes zu verschaffen.

Für jene Zeit noch schreckliche Drohungen vor einstigen Höllenqualen in Gesellschaft von Judas und seiner Genossen sollten überdies die Geistlichen abhalten, durch Spiel und Trunk oder durch Schlafsucht sich zu entschuldigen und gewissenlos die Renovatio zu mißachten. Endlich war eine gerechte Vertheilung der Beiträge nur unter die Theilnehmer grundsätzliche Bestimmung.

Jedenfalls hatte diese Todtenfeier der Gysela durch das Nächtliche etwas Mysteriöses, was durch die Verbindung mit dem Genuß der Hostie noch vermehrt wurde.

Zufolge einem Bruchstück von einer Schenkungsurkunde auf dem Deckel des An.-B. hatte im Jahr 1346 ein gewisser Henricus, Rektor der Kirche Herznach, dem Kapitel Frickgau eine Summe Geldes geschenkt, weßhalb die Confratres beschlossen, zu Gunsten des hochherzigen Gebers entweder in ihrer Hauptversammlung zwei Messen selbst zu lesen oder dieselben

durch den Kaplan zum Altar der heil. Gyſela leſen zu laſſen. Als Kaplan dieſes Altars wird in einer Biſchenzen-Urkunde vom Jahr 1309 ein Arnold genannt. Ferner legirte Anno .. 69 Johannes Wüſt, Pfarrer in Veltheim, dem Kapitel Frickgau zu Gunſten der Kaplanei der ſel. Gyſela eine Wieſe auf Riſchmatt im Banne Veltheim.

So viel berichtet die Geiſtlichkeit über die Juraheilige Gyſela; das Volk dagegen hat noch ganz andere Erinnerungen an dieſelbe in ſeinen Sagen aufbewahrt. Auf dem ſog. Hauptli zwiſchen dem Ober- und Unterdorf Thalheim, erzählt es, habe vor Zeiten ein heidniſcher Tempel geſtanden, aber ein fremdes Volk ſei in's Land eingefallen, und habe das Heiligthum zerſtört. Noch fördern Spaten und Pflug bisweilen aus dem Boden Knochen von Schafen und Ziegen zu Tage, welche ehemals daſelbſt den Göttern geopfert worden ſeien, und heute noch liebe es der arme Bauer, jene ſonnigen Felder mit Korn zu beſtellen, weil die Frucht dort am frühſten reife. Nach der Zerſtörung des Heidentempels habe man verſucht, eine chriſtliche Kirche in der Nähe zu errichten, allein alles Bauholz, das man herbeigeſchafft, ſei nächtlich zur Steig hinübergeflogen an den Fuß der Gyſulafluh, weßhalb man ſich zuletzt habe entſchließen müſſen, an jenem Orte die alte Gyslikirche wieder aufzubauen. Indeſſen auch von dieſem Gotteshauſe ſei in Folge der Glaubensänderung jede Spur verſchwunden, und nur der Name Gyslimatt erinnere noch an ihren ehemaligen Standort.

Zwiſchen den Flühen auf Baldern ſei ferner die Einſiedelei der heil. Gyſela geſtanden; dieſe eine reiche Jungfrau habe ihren ganzen Reichthum zu Wohlthaten und Schenkungen an Arme verwendet, in Veltheim eine Kirche bauen laſſen, und dieſelbe mit Pfarrgeiſtlichen und Chorherren beſtellt, ſo daß das kleine Veltheim ein angeſehenes und blühendes Städtchen geworden ſei. Die Frömmigkeit Gyſela's ſei aber auch ſo makellos geweſen, daß wenn ſie zum Gebet in die Kirche hinabgeſtiegen, die Kirchenthüre ſich von ſelbſt geöffnet habe. Als ſie aber einſt durch die Hädermatte und das Moos an den Erlibach hinabgeſchritten, habe ſie ſich ſo matt und müde gefühlt, daß ſie von einem Weinſtock einen Pfahl ausgezogen habe, um darauf geſtützt den abſchüſſigen Weg zurückzulegen. Von da an habe ſich vor ihr die Kirchenthüre nicht mehr von ſelbſt geöffnet. Bei ihrem Tode habe ſie den Dörfern Veltheim, Schinznach und Oberflachs den Eichwald Alſpoltar, heißt jetzt noch „Aſpalter", mit der Bedingung geſchenkt, daß man jeden Abend zu ihrem Andenken in Velt-

heim und Schinznach die Glocken läute, ein Gebrauch, der sich in den beiden obschon nun protestantischen Gemeinden bis in die neuere Zeit erhalten hat.

Mit dem Hinscheid der gottseligen Jungfrau sei auch ihre Kapelle zerfallen, da Niemand mehr hinauf gestiegen, um zu beten, aber auch die Pracht und Herrlichkeit im Thal habe ein Ende genommen, so daß Veltheim nun wieder sei, was es anfänglich gewesen, ein armseliges Bauerndorf. Nur einige Häuser, die sog. Pfaffenhäuser, erinnern noch heute an die ehemalige Anwesenheit einer zahlreichen Priesterschaft.

Noch sei die Gyslijungfer zu gewissen Zeiten armen Kindern erschienen, die im Walde Holz sammelten, und habe sich mit ihnen liebreich unterhalten. Die Kleinen wußten denn auch nicht genug von der Artigkeit und Freundlichkeit der Jungfrau zu erzählen und versicherten, sie sei weiß gekleidet und trage ein schwarzes Handkörbchen. Die Dame müsse aber nicht zur Strafe herumwandeln, sondern nur, um ihre verborgenen Schätze zu hüten, bis sie dieselben in die Hände eines Würdigen legen könne. (Rochholz A. S. Nr. 289, Historisches Taschenbuch 1862, pg. 34.)

In alten Zeiten war Gysela in Fürsten- und Adelsfamilien ein beliebter Frauen-Name; man liebte es vielleicht Götternamen auf Sterbliche zu übertragen, als ob ihnen dadurch eine höhere gottverwandte Natur, eine beglückte oder beglückende Würde verliehen werden könnte, aber an keinen solchen historischen Namen knüpft sich ein so allgemeiner, von Volk und Kirche zugleich geheiligter Kultus, wie an die Juraheilige Gysela, um welche eine wahre Sagentraumnacht dämmert, die sie aber über die gewöhnliche Sphäre der Sterblichen emporhebt. Von ihrer Klause ist keine Spur mehr vorhanden, obschon Fäsi (Helvet. Erdbeschreibung I, 621) noch 1765 die Stelle bemerkt haben will, wo das alte Heiligthum gestanden. Dieses befand sich der Sage nach auf Baldern, wenn nicht im Eichwald Aspolter, das heißt im heil. Walde Baldurs, des guten und schönen Lichtgottes, denn althd. bedeutet nach Grimm (Myth. 57) gudhus Tempel und Paltar ays bäldäg der weiße gütige leuchtende Lichtgott, dessen himmlische Wohnung Breithablick oder Breitglanz heißt. Der schuldlose Gott wird vom blinden aber starken Kriegsgott Hödhr oder ahd. Hadu, der arglos den verhängnißvollen Pfeil mististein auf ihn abschießt, getödtet und muß hinab zur Unterwelt. Vergebens senden die Götter Hermodr zu

Hell, den geliebten Bruder zurückzufordern, nichts vermag ihn zurückzubringen und Nanna, die treue Gattin, folgt ihm nach in den Tod.

Merkwürdigerweise befällt nun auch die Jungfrau Gysela gerade in der Hädermatte eine sonderbare Müdigkeit, so daß sie sich einen Rebpfahl zur Stütze auszieht, und nun diese Schwäche damit büßt, daß sich ihr die Kirchenpforte nicht mehr von selbst wie bisher öffnet. So stellt sich diese heil. Gysela, in der Hr. Rochholz eine speerschwingende Walküre Wuotans erblickt, dessen Schimmelpferd ebenfalls noch auf dem Platz der alten Gyslikirche erscheint, als das Femininum zu jener merkwürdigen Geisel dar, dem auf der Ringlisau bei Gansingen das Hammersteinkreuz geweiht ist. Sie vertritt mit Baldur den heitern beglückenden Sonnenstrahl, während Geisel das mehr im Zornesausbruch grollende zerstörende Element des Feuers, die Himmels- oder Wolkengeisel, den Blitz darstellt. Auf dem höchsten Berge des aargauischen Jura dachte man sich auch den geeignetsten Ort zur Anbetung dieser Lichtgöttin der Sonne, daher auch noch bis in die neuste Zeit die jährlichen Ausflüge auf die Gysulafluh, um den Sonnenaufgang zu sehen.

Der Gedächtniß- und Todestag der Gauheiligen fällt nach dem Jahrzeitenbuch auf den VI. ante 7. dies Februarii, also den 8. Tag des Blut- und Opfermonats Hornung. Der ursprüngliche Heidentempel stand auf dem Häuptli, das heißt auf Roßhaupten, und deutet somit auf eine ehemalige Opferstätte. Noch ist das uralte Uirsmontagfest jener Freudentag des ersten Montags nach Aschermittwoch mit allen seinen Schmausereien, Umzügen und Fastnachts-Maskeraden nicht ganz vergessen, er galt ja dem Frühlingsempfang und Abschied vom Winter.

Die Renovatio von 1277 weiß von keiner Stiftung der nach der Sage doch so reichen und mildthätigen Jungfrau, sondern erwähnt nur ihres angeblichen Grabhügels im Dorfe Veltheim. Statt dessen dienten die Beiträge und clemosina der Gläubigen, die von allen Seiten zur Festfeier herbeiströmten, zur Bestreitung der Kosten für ein Kirchenfest, dessen Nationalfeier der gesammten Geistlichkeit des Kapitels Frickgau zur Pflicht gemacht wurde. Am Erinnerungstage hatte sich dieselbe in Veltheim einzufinden, in später Abend- und früher Morgenstunde die Todtenmessen und Vigilien zu lesen und dann in feierlicher Prozession mit Kreuz und Rauchfaß zum Grabhügel der Heiligen zu wallfahrten. Die Andachtsübungen scheinen bis spät in die Nacht, wenn nicht die ganze Nacht hin-

durch gedauert, und erst andern Tags mit einer Frühmesse und einem nochmaligen Besuch der Gruft geendet zu haben.

Zu dieser Annahme berechtigt wenigstens die Bemerkung in der Renovatio, es haben sich bisweilen manche von den Geistlichen vom Schlaf übermannen lassen oder durch Spiel und Trinkgelage sich wach zu halten versucht, statt der Ceremonie in der Kirche von Anfang bis zum Ende beizuwohnen.

Merkwürdigerweise wird das Verhalten des Volkes mit keiner Sylbe berührt, das doch für diese Landesfeier ein größeres Interesse bewahrte als die gesammte Geistlichkeit. Flossen vielleicht die Geldspenden weniger reichlich, seitdem das Volk selbst keinen materiellen Antheil und Genuß mehr an der Festlichkeit hatte?

Hauptresultat bleibt, daß ein gewisses heidnisches Opferfest durch ein Kirchenfest ersetzt und die jenem zu Grunde liegende Anschauung durch eine christlich-religiöse Idee vergeistigt wurde. Aus dem altheidnischen Naturtempel zog der Opferdampf als Weihrauch in den christlichen Tempel; Kerzen und ewige Lampen traten an die Stelle des reinen Naturlichts, das Blut-, Dank- und Sühnopfer wurde zur Hostie im heiligen Abendmahl, die Opferstätte selbst zum Grabhügel der gottseligen Jungfrau. Die Umzüge und Mummereien verwandelten sich in eine anständige Fridolinsprozession und die freiwillige Opferspende in eine Gabe auf den Altar Gysela's zur Bestreitung der Kosten für das Messelesen und das Prandium der celebrirenden Geistlichen.

So repräsentirt Gysela's Gedächtnißfeier den anfänglich christlichen Gottesdienst im Frickthal. So wurden die Heiden bekehrt und die Religionsgebräuche vergeistigt.

Der aargauische Jura, statt wie heut zu Tage die Bevölkerungen nach dem Glaubensbekenntnisse zu trennen, bildete im Gegentheil damals in seinem Höhepunkt die Gysulafluh ihre Vereinigung. Was Menschenverstand scheidet, kann nur der Naturgeist wieder vereinigen.

# Die Buchdruckerkunst in Freiburg.

Von B. G.

Aus den „Nouvelles étrennes fribourgeoises“.

Kaum hundert Jahre waren verflossen, seit Altmeister Gutenberg seinen Namen durch Erfindung der Buchdruckerkunst unsterblich gemacht hatte, als schon an allen Ecken und Enden die Pressen seufzten und den Nationen die Schöpfungen einer neuen Zeit vermittelten; überall erwachten die Völker aus langem Geistesschlaf und brachen begierig das Brod von dem Baum der Erkenntniß.

Die Republik Freiburg jedoch, sagt der Katalog der Kantonsbibliothek, nahm erst nach langem Zögern an diesem allgemeinen Erwachen Theil. Der Grund hiervon lag in der Reformation und den aus ihr hervorgegangenen Religionsstreitigkeiten.

Während die wichtigsten Buchdruckereien der Schweiz sich sämmtlich in den Händen der Reformirten befanden, ermangelten die Hauptorte des Katholizismus in unserm Vaterlande derselben gänzlich.

Die freiburgische Regierung ging sogar in ihrem Eifer, den katholischen Glauben zu wahren, so weit, überhaupt den Gebrauch irgend eines gedruckten Buches auf's strengste zu verpönen. Dieses Verbot traf nicht allein die Klöster, wo damals von vornherein Sammlungen wissenschaftlicher Bücher einzig anzutreffen sein mochten, sondern auch den ganzen Bürgerstand ohne Ausnahme (Verordnung vom 19. November 1523), und mit ganz besonderem Ernst ließ man sich jetzt die Fahndung auf hebräische und griechische Bibeln angelegen sein.

Im Jahre 1595 enthielt die den sämmtlichen Staatsbeamten auferlegte Eidesformel die ausdrückliche Verpflichtung, „alle ketzerischen Bücher“ ihrem Pfarrer auszuliefern. Unter dieser Bezeichnung verstand man die überhaupt an einem protestantischen Ort oder von einem protestantischen Verleger veröffentlichten Bücher.

Lange Zeit konnten deßhalb Druckwerke nur als verbotene Waare und unter Beobachtung größter Vorsicht auf freiburgisches Gebiet gelangen. Hieraus erklärt es sich, warum in einer Menge von der Kantonsbibliothek angehörigen Werken, welche im 15. und 16. Jahrhundert die Presse verließen, Druckort wie Name des Buchhändlers entweder mit äußerster Sorgfalt entstellt oder mit Tinte überstrichen und völlig unleserlich gemacht worden sind.

Der berühmte Froben in Basel hatte 1582 die Erlaubniß eingeholt, in Freiburg eine Buchdruckerei auf eigene Rechnung errichten zu dürfen, es scheint jedoch, er habe seine Absicht nicht ausgeführt. Im Monat August des Jahres 1584 ermächtigt nämlich die Regierung den Abraham Gemperlin von Freiburg im Breisgau zur Errichtung einer Buchdruckerei, sichert ihm ein Einkommen von 60 Pfund (Silber), 32 Säcke Weizen, nebst Wohnung und Bürgerrecht zu, und befreit ihn von Zoll und Ohmgeld, sowie von der Pflicht auf die Wache ziehen und einer Zunft beitreten zu müssen. „Auch wollen Meine Hochgeachtete Herren ihm sein Geschäftsmaterial und den Hausrath von Basel nach Freiburg schaffen lassen." Er war demnach der erste freiburgische Buchdrucker und veröffentlichte etwa 30 Bände theologischer oder religiöser Zeit- und Streitschriften. Gemperlin, welchem die Regierung bereits vor seiner Ankunft die in Basel gemachten Schulden bezahlt hatte, erlangte von seiner Thätigkeit als Buchdrucker keine sonderlich glänzenden Erfolge. Auch nahm die Behörde ihm 1597 die Presse weg und überließ sie einem Wilhelm Maes, der jedoch nur ein halbes Dutzend religiöser Werke herausgab.

Im Jahr 1599 erhielt ein gewisser Stephan Philot die Buchdruckerei, ging jedoch fallit und starb bald hernach. Nach seinem Tode wurde ein Theil des Materials nach dem Kanton Uri verschickt; das Uebrige blieb sammt der Presse zu Freiburg und wurde auf dem Dachboden des Stadthauses verwahrt.

Buchdrucker Darbelley, der durch den Krieg von Pruntrut, wo er bisher seinen Beruf betrieben hatte, verscheucht worden war, bewarb sich 1635 um die Erlaubniß, das Material in Gebrauch zu nehmen und das Geschäft wieder einzurichten. Der Rath beauftragt den Bannerherrn Bumann (de l'Auge) und den Kanzler Anton von Montenach, ihm jede wünschbare Auskunft und Anweisung zu geben. Die beiden Beauftragten lassen ihn von dem Material Einsicht nehmen, damit er sich die Sache überlege. Das Schriftzeug und die Presse scheinen seinen Wünschen nicht

ganz entsprochen zu haben, denn im Jahre 1640 stellt Darbelley das Begehren, man möge ihm die Mittel darreichen, die Buchdruckerei wieder in Stand zu setzen und ihm ein Haus anweisen, worin er seinen Beruf ausüben könne. Er versicherte den Rath seines Eifers, und erbietet sich einen Jüngling in die Lehre zu nehmen. Der Rath gibt dem Stadtseckelmeister und den zwei Bannerherrn Montenach und Techtermann Auftrag und Vollmacht, seinem Verlangen zu willfahren.

Zwei Jahre darauf (1642) ersucht Darbelley den Rath, man möchte ihm wie seinen Vorgängern einen bestimmten Gehalt auswerfen und Censoren (Bücherrichter) einsetzen; ihm seien nämlich von Solothurn aus die Lebensbeschreibungen von St. Ursus und St. Viktor nebst der Widerlegung eines in Zürich erschienenen Buches zum Druck übersandt worden, welche Schriften übrigens der Generalvikar gebilligt habe.

Im Juni 1650 ist der Seckelmeister beauftragt, dem Buchdrucker (Darbelley) die Druckkosten von 35 Pfd. 5 Batzen für eine Anzahl Exemplare des Landbriefes zu vergüten, welcher aus seiner Presse hervorgegangen war.

Wilhelm Darbelley starb 1651.

Am 24. November 1651 wird die Druckerei an David Irbisch aus Freiburg im Meißnerlande (Sachsen) nach Leistung einer Sicherstellung übergeben, unter den gleichen Pflichten und Rechten, wie sie sein Vorgänger hatte. Das Jahr darauf erbittet sich Irbisch ein Haus als Druckereigebäude; der Kanzler Hr. von Alt und der Bannerherr von Lanther erhalten die nöthigen Vollmachten, diese Wohnung zu suchen. Irbisch war gehalten, die Matrizen (d. h. die Formen für den Guß der Lettern) auf der Kanzlei zu hinterlegen. Es scheint demnach, die damaligen Buchdrucker mußten ihre nöthigen „Schriften" selbst gießen. 1655 wird das Buch von Rouvray über den „calvinisten Greuel" gedruckt.

Am 15. Januar 1663 verehrt Irbisch MHG. Herren zum Neuen Jahr zwei eingerahmte Bilder. Er drückte zugleich den Wunsch aus, man wolle ihm fernerhin ein Gewisses sammt der vor drei Jahren gewährten Zulage ausbezahlen; auch möge man unverzüglich die Ausbesserung des von ihm bewohnten Hauses anordnen. Der Rath beauftragt in Folge dessen den Stadtseckelmeister mit der Instandsetzung des Hauses und befriedigt Irbisch dieses Mal mit einem Sack Weizen. 1665 werden die „Constitutiones synodales" des Monsignore Strambino gedruckt.

Am 1. Juni 1666 bittet Buchdrucker Irbisch MHG. Herren, ihm zu Hilfe zu kommen: Die Presse sei sehr alt, die Buchstaben seien abgenützt, und es sollten neue gegossen werden. Die Ausgaben dürften sich indessen auf 300 gute Thaler (1050 Fr.) belaufen. Weil jedoch die Regierung aus der Buchdruckerei keine Einnahmen erzielte, fand sie, sie habe dieselben nicht zu unterstützen, und ernannte eine Kommission zur Untersuchung der Angelegenheit. Es wird nirgends gesagt, ob jener Bitte entsprochen worden sei.

Im Jahre 1669 erachtet es der Rath für überflüssig, dem Buchdrucker fernerhin einen Gehalt zu geben, und streicht denselben; das Wohnhaus jedoch wird ihm belassen. Am 12. Dezember 1670 wünscht Irbisch MHG. Herren ein glückliches Neujahr und bietet jedem Rathsmitglied einen Kalender an; zugleich bittet er sie, die früheren Zugeständnisse, welche abgeschafft oder wenigstens verweigert worden, zu bestätigen oder zu erneuern.

Anno 1676 verbietet der Rath dem Drucker irgend etwas zu veröffentlichen ohne Zustimmung des „Briefschätzers" (Censors). Dann heißt es ferner: es muß doch in der Stadt ein geschickter Buchdrucker zu finden sein, der zugleich Bürger ist; die Bannerherren sollen sich hienach erkundigen und dem Großen Rath ihre Vorschläge unterbreiten. Aus diesen Worten könnte man schließen, es habe damals noch andere Buchdrucker außer Irbisch in der Stadt gegeben, und man sei mit diesem unzufrieden gewesen; es wird sich sofort zeigen.

Am 6. Juli 1676 erhielt der Rath ein Schreiben aus Bern, in welchem die Behörde dieser Stadt ihn ersucht, der in Freiburg gedruckten Schmähschrift seines Mitbürgers Peter Huber gegen dessen Schwager, ein Mitglied des bernischen Raths, keinen Glauben zu schenken, indem der Große Rath das genannte Libell mißbilligt und die Konfiskation sämmtlicher ausgegebener Exemplare angeordnet habe. Er bittet, es möchten die nöthigen Befehle gegeben werden, damit der Druck von Schmähschriften unmöglich werde, wie bei Irbisch's Kollegen Jenner (in Bern) der Fall sei; auch erbiete man sich von Staatswegen, in dieser Hinsicht zu gleichem Verhalten, Freiburg gegenüber.

Irbisch wird alsbald vom Rath vorgeladen und über die Sache befragt. Er leugnet, daß das Schriftchen von ihm gedruckt worden, gibt jedoch zu, daß er es eingebunden und eine gewisse durch ihn herausgegebene Tabelle beigefügt habe; auch glaube er nicht, dadurch seinen

Pflichten zuwider gehandelt zu haben, indem das Büchlein weder auf Religion noch Bekenntniß im Geringsten Bezug nehme. Finde jedoch der Rath ihn dennoch schuldig und seien MHG. Herren durch ihn beleidigt, so bitte er um deren Verzeihung; im Uebrigen erbiete er sich die Druckerei fortzuführen, sofern man ihm das ehedem Festgesetzte von Neuem zukommen lasse.

Von anderer Seite her stellt sich jetzt der junge Johann Jakob Quentz vor, und bietet seine Dienste als Buchdrucker an. Die Untersuchung der Angelegenheit wird Bevollmächtigten übertragen, welche der geheimen Absicht des Rathes gemäß darüber berichten sollen. Aus eben bemerkten Gründen entschließt sich der Rath, die Druckerei dem Irbisch zu entziehen und Quentz zu übergeben. Zu diesem Ende beauftragt er den Seckelmeister, die Bannerherren und den Kanzler mit der Suche nach dem bei Anstellung des Irbisch aufgesetzten Inventar und mit der schriftlichen Aufzeichnung dessen, was dem neuen Buchdrucker zu übergeben sei. Auch solle Quentz ein Examen bestehen, auf daß man erfahre, ob er seine Profession und seinen Verpflichtungen der Behörde gegenüber genügsam inne habe.

Am 16. September 1676 hat David Irbisch den Beauftragten zurückgestellt:

Die alten Lettern im Werth von 1835 Pfd. zu 5 Batzen. Die sogenannten Spatien im Werth von 20 Pfd. Die neuen Lettern im Werth von 682 Pfd. Im Ganzen 2537 Pfd. oder 1735 Franken. Ferner das übrige Material.

Im Jahr 1678 erlaubt der Rath dem Stadtbuchdrucker den Druck und Verlag von französischen Kalendern. Im Juni desselben Jahres wünscht Quentz gleich seinen Vorgängern sein Gewisses an Getreide zu bekommen; man gewährt ihm für dieses Mal zwei Säcke Korn. 1694 erhielt er die Erlaubniß, einen Buchladen an der Hausmauer des Rathsherrn Franz von Glerneſſe unterhalb der Krämerzunft zu errichten.

Am 8. Februar 1710 wird der Guß von neuen Lettern zum Werth von 2393 Pfd. (1640 Fr.) begonnen. Zwei Jahre später (1. Februar 1712) gibt der Rath dem Seckelmeister Befehl zur Wiederherstellung des in der Auge gelegenen Buchdruckereigebäudes. Am 29. des gleichen Monats gibt Johann Jakob Quentz hohen Alters und Schwachheits halber das Geschäft auf und empfiehlt zum Nachfolger seinen Schwiegersohn Innocenz Theodor Hautt von Luzern. Der Rath nimmt diesen zu den

gleichen Bedingungen und Vorbehalten an. Im Monat März wird Hautt um 50 Thaler in das Bürgerrecht aufgenommen. Er ſtarb aber ſchon 1736.

Den 6. November 1736 erbittet ſich Heinrich Ignaz Hautt vom Rath die gleiche Gunſt, die ſeinem verſtorbenen Vater zu Theil geworden, und bewirbt ſich demgemäß um Uebernahme der Stadtbuchdruckerei. Er verſpricht williges und ehrbares Betragen und Vermeidung jeden Anlaſſes zu Klagen. Der Rath geht auf ſein Begehren ein für ſo lange, als Hautt gegen ſeine Mutter die Pflichten der Kindesliebe erfülle. Auch verordnet er die Aufnahme eines Inventars der Buchdruckerei, die Stellung einer Kaution und die übliche Eidesleiſtung. Er billigt die Maßnahme des Seckelmeiſters betreffend Abſchaffung gewiſſer Buchſtaben.

Den 24. Januar 1737 beſtätigt der Rath auf Hautt's Anſuchen die ſeinem Vater am 7. März 1734 ertheilten Privilegien zur Verfertigung von Papier. Wie man ſieht, mußte der damalige Buchdrucker ſich zugleich auf die Schriftgießerei und die Papierfabrikation verſtehen. Am 9. Dezember 1737 ermächtigt der Rath Hautt zur Herausgabe eines „Avisblattes" zum Zweck der Bekanntmachung der Kaufsgelegenheiten u. ſ. w. Vor dem Erſcheinen mußte jedoch das Blatt jedes Mal den Cenſoren vorgelegt werden. In derſelben Sitzung läßt ſich der Große Rath einen neuen Kalender verehren und überreicht Hautt nach Gewohnheit ein Geſchenk von zwei „Mirlitons".

Den 29. Auguſt 1740 überläßt der Rath dem Buchdrucker auf ſein Begehren drei Eichenſtämme zur Ausbeſſerung der Baulichkeiten der Papierfabrike, unter der Bedingung, daß er der Kanzlei gutes Papier liefere und den Preisunterſchied bezahle, wenn man anderwärts theurer einkaufen müſſe. Am 10. Juli 1741 nimmt Hautt auf der Kanzlei die 58 Thaler (250 Fr.) Bernergeld in Empfang, die man ihm zu einer neuen Preſſe vorgeſtreckt hat; nichts deſto weniger ſoll dieſe Preſſe auf dem Verzeichniß der Buchdruckerwerkzeuge ſtehen, welche Eigenthum der Regierung ſind.

Im Monat Auguſt 1747 erbittet S. Excellenz der Schultheiß von Alt, der ſoeben ſeine „Geſchichte der Schweiz" vollendet hat, um gnädige Geſtattung, dieſelbe in Freiburg drucken laſſen zu dürfen. MHG. Herren geben mit Freuden hiezu ihre Einwilligung, und bezeugen Herrn Schultheiß von Alt ihren Dank. An dieſem zehnbändigen Werke wurde von 1749 bis 1753 gedruckt.

Den 14. März 1748 verlangt Hautt von MHG. Herren ein Dar-

lehen von 150 Thalern (630 Fr.) zur Bezahlung der zu Basel gegossenen neuen Lettern und verspricht diese Summe nach und nach vermittelst der durch die Regierung überwiesenen Arbeiten abzutragen. Der Rath läßt durch Beauftragte sogleich ein Inventar der Buchdruckerei aufnehmen, ihren Zustand prüfen und darüber Bericht erstatten.

Noch im gleichen Jahre, wie Alt's Geschichte vollendet wurde, machte Hautt MHG. Herren Vorstellungen wegen der im Buchdruckereigebäude herrschenden Feuchtigkeit, welche nicht allein dem Papier und den Schriften, sondern auch der Gesundheit seiner Familie und seiner Arbeiter nachtheilig sei, worauf beschlossen wird, die Offizin anders wohin zu verlegen. Zuerst wird an den Ankauf der Seifenfabrike (en l'Auge) um 2900 Thaler (6900 Fr.) gedacht; allein der Rath will hiezu nicht Hand bieten und beauftragt eine Kommission, ein anderes Gebäude ausfindig zu machen. Zuletzt wird auch diese Absicht aufgegeben. Hautt starb 1792. In seinem Todesjahr ertheilt ihm der Rath noch das alleinige Recht zum Druck der Katechismen.

Auf Heinrich Ignaz Hautt, der 36 Jahre die Druckerei betrieben hatte, folgte Beat Louis Piller, welcher die Staatsbuchdruckerei bis 1816 fortführte.

Nach seinem Tode wurde der Sohn François Louis Piller sein Nachfolger und betrieb das Geschäft bis 1838. Der letzte von der Regierung angestellte Buchdrucker war Joseph Louis Piller, welcher 1860 starb. Wir geben im Folgenden das Namensverzeichniß der Buchdrucker, wie sie seit 1829 ohne Unterbrechung hinter einander auftraten:

Ludwig Joseph Schmid 1827—1858; Bonifaz Galley 1841; Leonz Schmid-Roth 1844—1867; Peter Meyll 1848—1854; J. Koch-Arbischer 1850—1861; Charles Marchand 1855—1871; Heliodor Rämy 1855 bis 1864; J. F. Forney-Schmid 1858; F. Rädle 1863; C. Clere 1864; Fragnière; Ph. Häsler und Cie. 1865—1870; Mamert Souffens 1870; Aug. Marmier und Ed. Bielmann 1871—1876; Katholische Buchdruckerei 1872; Buchdruckerei zu St. Paul 1886; Ed. Bielmann 1876—1880; Anton Henseler 1876.

Gegenwärtig zählt die Stadt Freiburg 5 Buchdruckereien, Bulle 2, Murten 1 und Romont 1.

# Ueber das Schützenwesen in Hallau
## aus alter Zeit.

Von J. G. Pfund, Archivar.

Die erste Spur einer Schützengesellschaft in Hallau und Neunkirch treffen wir im Jahre 1541, also vor 347 Jahren. Damals schickten die Schützen dieser Gemeinden die zwei Abgeordneten Haini Schöttli von Hallau und Hans Brotbeck von Neunkirch an den Rath zu Schaffhausen, um von diesem zu erwirken, „noch ein Barchet thuch vnd bulffer vnd bly und das Min Herren Jnen zulaßit, das si vff aim blatz zesamen kemind und das die gemainden Jnen etwas am hüttli erschüßint." Wir sehen hieraus, daß in Hallau und Neunkirch bereits Schützengesellschaften existirten, daß sie den Rath um weitere Ehrengaben angingen, diese aber auf einer gemeinsamen Zusammenkunft aufschießen wollten, und daß die Gemeinden verpflichtet würden, ihnen an den Kosten der zu errichtenden Schießhütte resp. Schützenstand einen etwelchen Beitrag zu leisten. Daß der Rath hauptsächlich dem ersten Begehren bezüglich der Ehrengabe entsprochen hat, geht daraus hervor, daß folgenden Jahrs Anno 1542 auch den Schützen von Thayngen jährlich nicht nur ein, sondern „zway barchet thücher ze verschüßen" sollen gegeben werden. Auch Anno 1547 verordnete der Rath, daß die Hallauer Schützen zwei Barchettücher erhalten sollen.

Einen neuen Aufschwung erhielt die Gesellschaft durch die im Jahre 1547 stattgefundene Eintheilung der Hallauer Kriegsmannschaft und Aufstellung einer Kriegsverfassung. Es verordnete der Rath betreffend „den landlütten, das sy die taillung des vßzugs sollen machen, wie der bruch Jn der Statt vnd vff den Zünfften sige." Es mußte nämlich das Kriegsvolk jeder Ortschaft in 4 Theile oder Quartale abgetheilt werden. Größere Gemeinden, wie z. B. Hallau, theilten jedes Quartal wieder in 4 Fähnlein ein, so daß die ganze Mannschaft aus 4 Quartalen oder 16 Fähn-

lein bestand. Das ist der Ursprung unserer alten 16 Fahnengesellschaften. Gemäß der Verordnung mußte das „Erst viertail" unter dem „fendlin" marschiren und das „ander viertail mit dem ersten viertail, das ist der Halbtail des ganzen Dorfs vnder das Banner gehören. Vnd sollen die, so im Menzinger krieg allda vff dem Berg gsin (auf dem Gubel 1531) weder in das Erst, ander, noch dritt, sondern in das letst Viertel getaillet werden, vnd soll sonst kain krieg, weder der Müsser- (1531) puren- (1525) noch Rottweilerkrieg (1525) damit gerechnet werden." Dieser Verordnung zufolge wurden also nur diejenigen zum letzten Viertel oder zur Reserve eingetheilt, welche die Schlacht auf dem Gubel im Kappelerkriege (1531) mitgemacht hatten. Aus Hallau nahmen damals 37 Mann Theil am Kampfe, von denen 5 todt auf dem Schlachlfelde blieben. Wer aber nur den Müsserkrieg am Comersee in Italien, den Bauernkrieg 1525 und den Rottweilerkrieg mitgemacht, wurde eingetheilt wie jeder andere. Wenn also nur ein Quartal oder 4 Fahnen ausmarschirten, wurde nur das Fähnlein mitgenommen. Wenn aber die Hälfte Mannschaft oder 8 Fahnen aufgeboten wurden, so mußte mit dem Gemeindsbanner ausgerückt werden. Im Fernern wurde den Untervögten anbefohlen, daß sie bezüglich der anstoßenden Grenzgemeinden, „so fremd volk vorhanden, gut „sorg und acht habint," und bei Kriegsgefahren so schnell als möglich, „es sye tag oder nacht min herren ain waren grund bringen." Zum dritten, wenn ein Kriegsaufbruch geschehen müsse, so wolle man die Gemeinden „in yl berichten, wer und wohin sy louffen oder zühen söllint. Vnd darumb so sölle sich der halbtail darnach versehen, so man Inen embütt (aufbietet); wann man vnder dem Banner zühen wöllte, das derselbig halbtail schon wohl gerüst sige. So man aber wurd mit dem fendlin vffbrechen, daß alßdann der erst viertail gerüst sige." Im Fernern wurden die Untervögte verpflichtet, solchen, die Vorrath an Früchten hatten oder im Besitz von Geld oder werthvoller Habe waren, anzurathen, solches alles „in die Statt zu flöuken."

Im Frühjahr 1553 wurde mit dem Bau eines neuen Schützenhauses begonnen und zwar auf der eine Juchart großen Klosterwiese auf Hochägerten an der Nordseite des Dorfes, die Schußlinie gegen den Berg gerichtet. Das Areal gehörte zum aufgehobenen Kloster „Allerheiligen", war somit Eigenthum des Staates; für dieselbe trat die Gemeinde eine andere ebenso große Wiese an den Staat ab.

Das Erdgeschoß des neuen Schützenhauses wurde mit Ausnahme des

Kellerraums zur Aufbewahrung der Geschosse, Munition und Fahnen eingerichtet. Oben darüber war eine Küche, mehrere kleine Zimmer und die große Schützenstube mit den runden Fensterscheiben, wo während des Schießens gewirthet wurde, und wo auch die Verhandlungen der Schützengesellschaft stattfanden. Das Dach krönten zwei schön durchbrochene eiserne Fahnen mit den Gemeinds- und Stadtwappen. Die obern Theile der Fenster wurden mit prächtigen Glasmalereien geschmückt, welche Kunst gerade damals in der höchsten Blüthe stand. Es waren diese Scheiben meistens Geschenke sowohl der Regierung, als früherer Obervögte und Nachbargemeinden, da damals die schöne Sitte existirte, solche öffentliche Gebäude mit Gaben und Geschenken aus den Gebieten der Kunst zu schmücken. So war auch unser altes Gemeindehaus, das nur 38 Jahre früher erbaut wurde, mit prächtigen Glasmalereien geziert, von denen die meisten Geschenke der 13 Orte der Schweiz waren, und ihre Standeswappen und Bilder aus der Schweizergeschichte darstellten. Auch später noch haben Obervögte die Schützenstube mit ihren Wappen in Glas verzieren lassen, so der Obervogt Kaspar Ringk von Wildenberg, welcher 1568 bei seinem Abzug sein Familienwappen und dasjenige seiner Ehefrau mit einem geharnischten Ritter als Schildhalter in dem Fenster anbringen ließ. Diese prachtvolle Scheibe, der letzte Rest des alten Schützenhauses, ist jetzt noch vorhanden und bildet eine schöne Zierde unserer Rüstkammer.

Nachdem das Schützenhaus zum größten Theil auf Kosten der Gemeinde erstellt worden war, so betrachtete man dasselbe auch als ein Gemeindsgebäude, in dem allerdings die Schützengesellschaft in ihren Angelegenheiten ziemlich frei verfügen konnte. Die Gemeinde wahrte sich jedoch das Recht, die Wirthschaft im Hause und auf dem Schützenplatz zu verpachten, ebenso die angebrachten Kegelbahnen. Es gestaltete sich der Schützenplatz von jetzt an zum Vergnügungsort und Tummelplatz der Hallauer Bevölkerung. An warmen Sonntagen sammelte sich Jung und Alt unter dem Schatten der prächtigen Linden, um dem Wettkampfe der Schützen zuzusehen. War dann gar Musterung oder Inspektion der Wehrmannschaft durch den Stadtmajor und den Landvogt, wo gewöhnlich die alten Hallauer Banner entfaltet wurden, da strömte Alles auf den Schützenplatz, um sich der Freude und Lust hinzugeben.

Einer der ersten Schützenwirthe war Hans Weider; er gab der Gemeinde im Jahre 1555 fünf Gulden Zins vom „Gsellenhus", so hieß das Gebäude damals im Volksmund. „Geselle" nannte man Jeden, der einer

Gesellschaft oder einem Vereine angehörte. So nannten sich die Mitglieder der 16 Fahnengesellschaften bis auf unsre Zeit „Rottgsellen", d. h. Gesellen einer Rotte oder einer Fahne. Diejenigen einer Zunft hießen Zunftgesellen. „Knecht" nannte man jeden, der einen Dienst hatte. Der Weibel hieß früher Stadtknecht oder Dorfknecht, der Pächter der Gemeindsstube war der Stubenknecht. Das Wort „Knecht" hatte durchaus nicht den herabwürdigenden Begriff, wie heut zu Tage. Im Jahre 1556 war der Vogt Hieronymus Gasser, also der erste Ortsvorsteher, zugleich Schützenwirth und bezahlte einen Pachtzins von 6 Pfund oder 4 Gulden, scheinbar eine kleine Gebühr, die aber nach jetzigem Geldwerth doch eine 10 bis 20 mal größere Summe darstellt. 1560 und die folgenden Jahre hatte der Stubenknecht Jakob Keller die Schützenwirthschaft ebenfalls für 4 Gulden Zins. Was die Kegelbahnen der Gemeinde früher eingetragen, kann nicht bestimmt gesagt werden; erst im Jahre 1779 wird gemeldet, daß das Säckelamt 30 Pfund oder 20 Gulden „Kegelgrabenzins" bekommen habe.

Bezüglich der unentgeltlichen Verabfolgung von Pulver und Blei, oder wie man damals sagte „Kraut und Loth", an die Schützen der Landschaft durch die „gnädigen Herren" entstanden häufige Unordnungen, so daß sich der Rath veranlaßt sah, Anno 1556 eine bezügliche Verordnung zu erlassen. Es müssen zu dieser Zeit sich besonders die Schützen von Schleitheim, Beggingen und Hallau die Gunst der Regierung erworben haben, denn sie erhielten 1561 neben der gewöhnlichen Ehrengabe noch ganz besonders „ein stuck Barchet", doch sollen in Zukunft zu Stadt und Land alle „gestrubten büchsen" verboten sein. Auch diejenigen Schützen, die sich durch Erlegung von größeren Raubthieren, besonders Wölfen, verdient machten, bedachte die Regierung mit Schußgeldern. Ein solches, bestehend in 1 Gulden, erhielt auch 1564 der hiesige Schütze Jakob Hübscher für einen geschossenen Wolf. Als sich aber später in Folge des dreißigjährigen Krieges die Wölfe in schauderhafter Weise bei uns vermehrten, da mußten die Gemeinden, auf deren Gebiet die Wölfe geschossen wurden, die betreffenden Schußgelder zahlen. 1632 war es sogar nöthig, zur Vertilgung dieser Raubthiere eine allgemeine Wolfsjagd zu veranstalten. 1635 schossen die hiesigen Schützen wieder 4 Wölfe und 1639 wurden 6, 1642 10 und 1645 sogar 17 getödtet.

Von jetzt an kamen auch die Jagdbüchsen oder sog. Birschbüchsen in Gebrauch. Obschon sich auch verschiedene Schützen auf den „Zylstätten" damit übten, so hatte doch der Rath bis jetzt keine Ehrengabe für solche

Schützen ausgesetzt, weil diese Büchse mehr nur ein Jagdgeschoß, als eine Kriegswaffe war. Erst im Jahre 1567 bewilligte der Rath, daß auf dem Schießet zu Neunkirch, wo sich auch die Schaffhauser Schützen einfanden, „mit den pirßbüchsen umb des obervogts erhengab" geschossen werden dürfe.

Im Jahre 1576 veranstalteten die Schützen in Straßburg das berühmte Gesellenschießen, wozu auch die Schweizer freundnachbarlich eingeladen wurden und dabei die bekannte Hirsbreifahrt ausführten. Ein einziger Hallauer Schütze entschloß sich, den weiten Weg unter die Füße zu nehmen und in Straßburg unsere Gemeinde am Schützenwettkampfe zu vertreten. Es war dies der reiche Uli Schöttli, der Erbauer des obern Hauses in Oberwiesen und Mitglied des hiesigen Rathes. Es scheint, daß die Gnädigen Herren Anfangs nicht gewillt waren, ihm das Reisgeld von 5 Gulden zu geben, vermuthlich weil er ein Unterthan und kein Stadtburger war. Da er aber ein Jahr später die 5 Gulden von der Regierung dennoch erhielt, so ist zu vermuthen, daß er sich in Straßburg als Schütze wohl gehalten habe.

Im Jahre 1593 existirte auch schon eine Schützengesellschaft in Oberhallau. Sie wendete sich gemeinschaftlich mit Unterhallau, Wilchingen, Schleitheim und Beggingen an den Rath um Verabfolgung noch einiger Ehrengaben. Dieses Vorgehen hatte den Erfolg, daß der Rath zu den früher bestimmten 7 Stück Barchet „uß gnaden" noch 4 Stücke zum „verkurzwylen" dekretirte.

In Folge fortwährender Verbesserungen an den Handfeuerwaffen bewehrten sich nach und nach immer mehr Wehrpflichtige mit der sog. Muskete. Sie war gegenüber dem langen schweren Zielrohr leicht zu handhaben. Der Lauf hatte nur eine Länge von 4 Fuß und statt des unpraktischen Luntenschlosses war bereits das Radschloß in Anwendung. Dessen ungeachtet gab es immer noch vermögliche Militärpflichtige, die aus lauter Sparsamkeit und Bequemlichkeit, statt eine Feuerwaffe anzuschaffen, lieber mit der Hellebarte oder dem Spieß ausrückten. Da nun aber wieder drohende Kriegswolken im Anzug waren, so verordnete der Rath im August 1607, daß bis nächsten Gallustag jeder Landmann, der mit einem Pflug sein Feld baue, der einen ganzen oder halben Bauerngewerb habe, oder sonst in vermöglichen Verhältnissen sich befinde, eine Muskete zu kaufen verpflichtet sei, welche Waffen im Zeughaus Schaffhausen per Stück zu 4 Gulden bezogen werden könnten. Nur ärmern Unterthanen sei noch gestattet, die Hellebarte oder den Spieß zu tragen.

Doch scheint diese Verordnung nicht von allen Betreffenden befolgt worden zu sein, denn der Rath mußte ein Jahr später mit Androhung von Gefangenschaft und 20 Gulden Buße die Anschaffung der Muskete anbefehlen. Und damit der Verordnung um so schneller Genüge geschehe, wurde erkannt, daß in Zukunft auch mit der Muskete um die Ehrengaben der Gnädigen Herren geschossen werden dürfe, während die „Zielbüchsen", welches sehr wahrscheinlich die frühern Pirßbüchsen waren, ausgeschlossen seien.

Bis jetzt benutzten die Schützen von Oberhallau in Gemeinschaft mit denjenigen von Unterhallau den hiesigen Schützenplatz. Den 13. April 1610 wandte sich nun die Gemeinde Oberhallau an den Rath um die Erlaubniß „wegen der Ville der schützen ein eigne Zillstatt" errichten zu dürfen, was der Rath auch bewilligte und den Oberhallauern nebst gewohntem Blei und Pulver jährlich 2 Stück Barchet verabfolgen ließ, die aber denen von Hallau an ihren bisher bezogenen 10 Stück abgebrochen wurden. Anno 1616 fand eine Hauptmusterung der Wehrmannschaft des ganzen Klettgaues in Neunkirch statt, wozu nicht nur der Obervogt, sondern noch zwei Rathsglieder abgeordnet wurden. „Sie mögen auch spilleüt haben und ein schlachtordnung machen," heißt es im Protokoll. Folgenden Jahres mußten die Obervögte des ganzen Kantons die Mitgliederverzeichnisse sämmtlicher Schützengesellschaften der Regierung einreichen, damit diese die Ehrengaben im Verhältniß der Schützenzahl an die Gemeinden abherrschen könne. Jedes Stück Ehrenbarchet bestand aus 22 Ellen, wovon aus jedem Stück 5 Gaben gemacht wurden.

Bald kam Kriegsgeschrei in's Land; bereits war im Deutschen Reich der dreißigjährige Krieg losgebrochen, weßhalb die Regierung Allem aufbot, um im Nothfalle gerüstet zu sein. Jeder Musketenschütze auf der Landschaft erhielt 1620 unentgeltlich ½ Pfund Pulver und 5 Kugeln, welcher Vorrath aber durch die Pfarrer (!) einstweilen aufbewahrt werden sollte. Dann wurde den Stadtoffizieren alles Ernstes der Auftrag zu Theil, bei den Musterungen des wehrhaften Landvolkes Acht zu geben, „ob sy nit allein mit ihren seyten wehren gehenkt und mit spießen ver„sehen, sondern auch die Mußcetirer mit Mußceten, gablen, Bandalier, „Zundtfläschen, Ladung, Zundtstrickhen, und was hiezu gehörig der notturfft „nach versehen, gerüst und verfaßt seyen." 1622 näherte sich wirklich feindliches Kriegsvolk unsern Grenzen, weßhalb Schaffhausen sofort 400 Musketiere ab der Landschaft in die Stadt zu ihrem Schutze beorderte.

Das mochte den Hallauer Schützen nicht gefallen. Sie wollten ihren Herd und ihr heimathliches Dorf nicht den Feinden preisgeben und die ummauerte Stadt beschützen helfen, weßhalb sie sich bei ihrem Einmarsch ganz ungestüm und rebellisch erzeigt und über die Schaffhauser alle möglichen Verwünschungen ausgestoßen hatten. Hans Keßler, Hans Stüdli und Hans Brunner wollten durchaus den Eid nicht schwören. Da wurden sie „der ehrlichen Companey endsetzt", in den obern Thorthurm gesteckt und ihres Aktivbürgerrechtes verlustig erklärt. Die sämmtliche Mannschaft wurde aber im November in ihre Dörfer wieder entlassen.

Im Jahre 1627 veranstaltete Erzherzog Leopold in Konstanz ein Freischießen; 20 der besten Schaffhauser Schützen nahmen Theil daran und gewannen 6 vergoldete Becher und 3 Paar Hosen. Dann zog dieser Fürst mit seinem Gefolge durch das Klettgau in's Elsaß. Auf seiner Reise kam er über Neunkirch und Hallau. Dorthin wurden alle Klettgauer Schützen aufgeboten, mußten sich in Reih und Glied stellen und bei Ankunft der hohen Gäste eine gemeinschaftliche Salve losbrennen und nach dem Vorüberziehen sie schließlich wieder mit einer Salve verabschieden. Als der fürstliche Zug sich Hallau näherte, wurden die auf dem Kirchthurme aufgepflanzten Doppelhaken losgebrannt. Vogt und Räthe bewillkommten den Erzherzog beim Einzug in's Dorf und die Hallauer Schützen bildeten die Ehrenwache. Der Fürst und sein Gefolge hielten dann ein Mittagsmahl im Flecken, wozu die Gemeinde aus dem Gemeindskeller einen Saum und 14 Viertel Ehrenwein vom besten Hallauer spendete. Bei der Abreise gaben die hiesigen Behörden und Schützen dem Fürsten das Ehrengeleite, und wurden die Gäste sogar mit den schönsten hiesigen Pferden auf Kosten der Gemeinde „geführt", wahrscheinlich bis nach Thiengen oder Waldshut.

Im folgenden Jahre 1628 drohte unserer Gegend wieder Kriegsgefahr. 13 Wochen lang waren die Hallauer genöthigt, die Grenze von Wunderklingen bis Hausen streng zu bewachen; auch der Flecken wurde mit Thoren und Schanzgräben versehen. Wer eine Feuerwaffe hatte und nicht zufällig auf der Wache war, mußte alle Sonntage auf der „Zielstatt" Schießübungen halten, bis zum Schaffhauser „Kilbischießen" im August war die größte Gefahr wieder etwas vorüber, weßhalb die Hallauer sich ebenfalls dort einfanden. Es durfte jedoch kein Landschütze auftreten mit dem alten Stellschloß oder „Blächen," d. h. mit dem Luntenschloß, sondern jeder solle nach Kriegsgebrauch der Eidgenossen „frey mit dem Schlüßel oder Schnapper (resp. Radschloß) zu dem fürgesetzten Ziel losschießen."

Die Spielleute durften wohl beim Auf- und Abmarsch blasen, jedoch war ihnen bei Gefängnißstrafe verboten, „zue Dantz oder anderer leichtfertiger kurtzweill" aufzuspielen.

Nun ging es aber nicht lange, so hatten unsere Schützen wirklich Gelegenheit, ihre Schießkunst und Tapferkeit auch im Ernstfalle zu bethätigen. Als im Spätjahr 1633 die ausgehungerte kaiserliche Armee unter General Altringer sich dem Kanton näherte, trat Alles unter die Waffen. Zahlreiche feindliche Schaaren aus dem Wutachthal überschritten die Landesgrenze und überfielen mehrere Schaffhauser Dörfer, so auch Beggingen, Schleitheim, Oberhallau, mit Raub, Mord und Brand. Die Mannschaft der Gemeinden Wilchingen und Hallau hielt allen Ueberfällen muthig Stand. Wer in die Flecken eindringen wollte, wurde ohne Gnade niedergemacht. Allbekannt ist die That des „Spiegelbetheli" im Busisegg. Wenn die Hallauer Chronik mit kurzen Worten erwähnt: „es ist manker Mann druff gangen", so ist das ein Beweis, wie mancher Feind seine Raubgier mit dem Leben büßen mußte. Auch in den Jahren 1634 und 1635 hatten die Hallauer Gelegenheit, sich mit dem Feinde zu schlagen. Beide Male wurden ihnen von feindlichen Schaaren ihre Viehheerden weggetrieben, doch die Mannschaft der 16 Fahnen eroberten dieselben wieder auf der Bonndorfer Alp im Feindeslande, wobei allerdings auch einige Hallauer ums Leben kamen.

Als die Kriegsjahre vorüber waren, feierten die Hallauer auf Lätare 1638 ein Freudenfest und stifteten diesen Tag zu einem immerwährenden Gedenktag an ihre Kriegsnoth während des 30jährigen Krieges, an welchem Tage alljährlich die 16 Fahnen den Freudentrunk erhielten bis auf das Jahr 1853. Diese schweren Zeiten waren aber für die Hallauer zugleich eine Mahnung, das Schützenwesen und die Militäreinrichtungen nicht zu vernachlässigen.

Aus der im Jahr 1647 zu Stande gekommenen eidgen. Kriegsverfassung geht hervor, daß der Stand Schaffhausen zum ersten eidgen. Auszug 400 Mann und eine Kanone zu stellen verpflichtet war, und für den zweiten und dritten Auszug doppelt so viel. Eine aus 200 Mann bestehende Kompagnie mußte zählen: 120 Musketiere, 30 Spießknechte mit Schwertern, 30 mit bloßen Spießen und 20 mit Hellebarten. Mit dem ersten Auszug soll die Schützenfahne oder eine andere mit des Orts Ehrenfarbe marschiren, mit dem zweiten Auszuge die Stadtfahne und mit dem dritten das Banner. Durch die im Jahre 1652 abgehaltene Militär-

musterung traten im Militärwesen manche Uebelstände zu Tage. Nicht nur zeigten sich viele untaugliche Waffen, sondern auch das Volk „war „wenig exerzirt und abgericht, weliches übelanstendig und in fürbrechenden „militärischen fälen sehr schedlich" sein könnte. Deßhalb wurden aus der Stadt Hauptleute auf die Landschaft verordnet, welche eine Rotte nach der andern in Wehr und Waffen einexerziren mußten und zwar so lange, „bis sy darin wol underrichtet und geübt sind". Aus jeder Gemeinde sollen auch zwei oder drei Mann „erkiest werden, welche das Mustern „wol erlernen sollen, damit sy hernach andere in Waaffen abrichten köndind."

In den bernischen Bauernkrieg sandte Schaffhausen unterm 18. Mai 1653 550 Mann Hilfstruppen aus Stadt und Land. Aus Hallau mußte die erste und zweite Fahne ausziehen. Sie kamen nach Brugg und Mellingen, wo die eidgen. Armee unter General Werdmüller stand. Der Bauernaufstand in Bern und Luzern wurde blutig unterdrückt, und unsere Hallauer Mannschaft kehrte im Juni mit dem Bewußtsein wieder zurück, gezwungen worden zu sein, die Freiheit jener Landleute vernichtet und der Städtearistokratie wieder zum Siege verholfen zu haben.

Auf Antrieb der Geistlichen, welche das Zielschießen, Kegeln und Blättlen als eine Sonntagsentheiligung betrachteten, wurden die Schießübungen eine Zeit lang an den Werktagen gehalten; allein es fehlte an der gehörigen Theilnahme, weil der Handwerker und Bauer die nöthige Zeit nicht aufbringen konnte. Nachdem daher das Schützenwesen gänzlich in Zerfall zu kommen drohte, beschloß der Rath 1654 zu Handen der Synode, es sei das Zielschießen als ein „nothwendiges ehrliches Exerzitium" an den Sonntagen nach der Predigt wie früher zu gestatten, weil der Handwerksmann am Werktag seine Arbeit unmöglich versäumen könne. Hingegen bleibe das „Kegeln, blatenschießen (Blättlen) und andere ungebür, durch welliche der Sabbath entheilliget werden möchte", abgeschafft.

Damals besaß die Gemeinde Hallau einen sehr tüchtigen Büchsenschmied, Namens Martin Atzinger. Er hatte sein Handwerk zu Preßburg in Ungarn erlernt und 30 Jahre daselbst als tüchtiger Meister gearbeitet. Als ihm dort seine Frau gestorben, kehrte er wieder nach Hallau zurück und fing mit Lust und Freude sein Geschäft an. Obgleich die Büchsenschmiede damals sehr selten waren und auch die Stadt Schaffhausen diesen Mangel empfand, so wurde ihm dennoch das Handwerk gelegt und ihm verboten, ferner darauf zu arbeiten, weil solches Handwerk nur in der Stadt betrieben werden dürfe. Da blieb nun unserm Atzinger nichts

anderes übrig, als sich um das Stadtbürgerrecht zu bewerben. Er wurde 1661 um 100 Gulden aufgenommen in Anbetracht, daß man „seiner wohl bedürftig und benötiget" sei. So ging's mit allen andern Kunsthandwerkern. Aller Verkehr und Verdienst wurde in die Stadt gezogen, und unsere Schützen durften nicht einmal ihre Büchsen bei den hiesigen zwei Schlossern repariren lassen, denn diesen wurde bei Strafe untersagt, sich mit Verbesserung von Schrauben, Deckeln „und dergleichen Klutterarbeit an geschoßen, rohren oder büchsen" abzugeben.

Um dem Schützenwesen eine immer größere Ausdehnung zu ermöglichen, wurden von 1663 an auf jede Zielstatt der Landschaft zu dem gewöhnlichen „Verschießbarchet" noch weitere 6 Ellen als „Freigab" beigegeben. Hallau aber als die größte Gemeinde erhielt 18 Ellen.

Im Jahre 1666, nachdem die Gesellschaft bereits 125 Jahre bestanden, war es nöthig, eine neue Schützenfahne anzuschaffen. Die Gemeinde betheiligte sich an den Kosten mit der schönen Summe von 20 Pf. 5 ß 6 Hlr.

Eine neue Kriegsgefahr bedrohte unsern Kanton, als 1668 französische Kriegsvölker gegen die schweizerische Grenze rückten. Die militärischen Wachen wurden wieder eingeführt, die Schlagbäume und Thore an den Dorfeingängen hergestellt und alle Landgemeinden in Vertheidigungszustand gesetzt. Die Freikompagnie der Landschaft mußte mit „Kraut und Loth, „Ober- und Untergewehr" nach Schaffhausen einrücken, um einstweilen tüchtig einexerzirt zu werden. Den Gemeinden des Klettgaus wurde anbefohlen, ihre Hochwachten, wie im 30jährigen Kriege geschehen, wieder einzuführen, damit bei Feindesgefahr mit den Feuerzeichen gegen einander gehörig korrespondirt werden könne. Hallau erhielt einen eigenen Kommandanten in der Person des Tobias Peyer von Schaffhausen, und damit die Gemeinde desto wachsamer und eifriger sich zur allfallsigen Vertheidigung rüste, schenkte ihr der Rath einen halben Centner Pulver. Auch dadurch gab die Regierung der Gemeinde ein Zeichen der Zuneigung und des Wohlwollens, daß sie der 1664 organisirten Reiterkompagnie, in welcher auch 6 Hallauer Dragoner sich befanden, einen Hallauer Bürger, Hans Meyer, als „Fahnenjunker" erkor, eine Ehre, die bisher keiner Landgemeinde zu Theil geworden.

Nachdem das bisherige Schützenhaus bereits 137 Jahre gestanden, wurde es so baufällig, daß 1690 eine großartige Renovation vorgenommen werden mußte, die sich fast zu einem gänzlichen Umbau gestaltete. Um

nun die Baukosten etwas zu reduziren, griffen die Hallauer leider zu dem verwerflichen Mittel, mehrere der alten Glasscheiben von 1553, wahre Kunstwerke der Glasmalerei, die sich in der alten Schützenstube befanden, zu verkaufen. Der bischöflich konstanzische Amtmann erwarb sich zwei Stücke für den Spottpreis von 10 Pf. 10 ß., ebenso die Standeshäupter Burgermeister Hs. Conrad Neukomm und Seckelmeister Wepfer zwei Stücke um den gleichen Preis. Das Schönste aber dabei ist, daß, nachdem die Gemeinde in die Falle gegangen und sich von diesen Herren hat erwischen lassen, noch jedem derselben von der Gemeinde ein „Brathen verehrt" worden war. In das neue Schützenhaus kamen allerdings wieder einige Geschenke von neuen Glasmalereien, die aber an Kunst und Farbenpracht den alten verkauften weit nachstanden. So schenkte die Regierung eine Scheibe mit dem Standeswappen, dem Schaffhauser Bock. Auch Burgermeister Tobias Holländer, Landvogt Melchior Pfister und Jungfrau Juditha Peyer, „Gerichtsherrin zu Haßlach", haben das neue Gebäude mit solchen Geschenken geehrt.

Im Mai 1695 wurde in Neunkirch der aus dem dreißigjährigen Kriege her datirende und alle 24 Jahre sich wiederholende „Schießet" wieder abgehalten. Er wurde von 400 Schützen besucht und währte drei Tage. Es waren an Gaben vorhanden 14 Silberbecher, 121 Stück Zinngeschirr und ein Paar Hosen im Werth von sechs Gulden. Die drei hiesigen Schützen Hieronymus Fotsch, Hs. Melchior Brunner und Esajas Heer, Seiler, gewannen Becher und Jerg Zimmermann von hier wurde mit den schönen Schweizerplumphosen beglückt. Die Regierung hatte ein Mandat erlassen, daß während des Schießens alles in gebührender Bescheidenheit hergehen und Jedermänniglich sich Alles Uebermuthes, Tanzens und Spielens entmüßigen solle. Allein das Verbot wurde in keiner Weise beachtet, weßhalb der Landvogt den Auftrag erhielt, die Fehlbaren ausfindig zu machen und andern zum Exempel gebührend abzustrafen. Der Schießet hat auch sonst, wie ein Hallauer Chronist berichtet, „vill geldt kostet".

Es scheint, daß Hallau um diese Zeit eine Anzahl recht guter Schützen hatte. Es war ihnen daher ein Zwischenraum von 24 Jahren bis zum Zeitpunkt des nächsten Schießets zu lang, und wünschten sie, nach Verfluß von 12 Jahren einmal einen Klettgauer Freischießet in Hallau zu veranstalten, und der nicht nur 3, sondern 4 Tage dauern sollte. Die Regierung gab die Bewilligung. Die eingesandten Gaben beliefen sich auf 170 Gulden.

Den 25. September 1707 wurde das Freischießen eröffnet, und die Hallauer hatten wirklich die Freude, den Schützenkönig in der Person des Esajas Heer, Seiler, zu haben, welcher die beste Gabe gewann, bestehend in einem vergoldeten Becher, 23 Gulden im Werth. Die zweite Gabe, ein Wasserkessel, 21 Gulden geschätzt, erhielt der Schaffhauser Hans Moßmann. Auch die dritte und vierte Gabe, ebenfalls Becher, wurde wieder Hallauern zu Theil.

Der auf das Jahr 1719 fallende 24jährige Klettgauer Schießet fand wahrscheinlich nicht statt, da gerade damals der politische Wilchingerhandel die Gemüther in Aufregung hielt und das meiste Militär in dem rebellischen Wilchingen in Besatzung lag. Ueberhaupt wurden diese Schießet immer mehr nur Vergnügungsfeste; fand sich doch 1722 die Regierung bewogen, die Abhaltung sämmtlicher Freischießen zu verbieten, weil die Erfahrung gelehrt habe, daß mit diesen Festen Unordnungen und „große Köften" verbunden seien und Manche „zu Schaden ihrer Haushaltungen sich bei denselben eingefunden". Dieses Verbot wurde zwar 1732 indirekt wieder aufgehoben; allein selbst in manchen Schützengesellschaften herrschte Unordnung, Untreue, Bestechlichkeit und Betrug. So ließ sich die Neunkircher Schützengesellschaft jahrelange betrügliche Handlungen gegenüber dem Seckelamt in Schaffhausen zu Schulden kommen. 1740 kam die Sache an den Tag, und die Regierung verurtheilte die Neunkircher Schützen zu 200 Gulden Buße und Ersatz des Schadens. Auf Anhalten derselben wurden jedoch 50 Gulden an der Buße nachgelassen. Dieser bedenkliche Fall veranlaßte den Rath, für die ganze Landschaft eine neue Schützenordnung aufzustellen. Ob durch dieselbe wirklich die rechte Ordnung im Schützenwesen hergestellt wurde, bleibt dahingestellt. Immerhin wurde der Schießet in Neunkirch 1743 abgehalten, der allem Anschein nach von Hallau aus nicht stark besucht, da das Zutrauen zu der Neunkircher Gesellschaft nicht so bald wieder befestigt war.

Zu dieser Zeit waren bereits alle Handfeuerwaffen mit dem Feuersteinschloß versehen, wodurch die frühern Luntenschlösser und Radschlösser total verdrängt wurden. Die Muskete oder Flinte bürgerte sich nach und nach vollständig ein. Es war ein Vortheil, daß sie ohne Ständer oder Gabel frei abgefeuert werden konnte. Jetzt erhielt sie noch das Bayonnet und wurde hiedurch nicht nur Schuß-, sondern auch Stichwaffe, so daß dem Infanteristen in Zukunft das Tragen eines Seitengewehrs erlassen wurde. Einzig die Offiziere und Unteroffiziere behielten letzteres

als Unterscheidungszeichen noch bei. Die Offiziere trugen zudem statt einer Flinte einen kurzen Spieß oder sog. Esponton. Da die Musketen oder Flinten Rollgewehre mit kurzen Läufen waren, so konnten sie allerdings schnell geladen und abgefeuert werden, aber die große Schußweite und Treffsicherheit der Zielrohre mit den langen gezogenen Läufen hatten sie nicht. Daher wurde das Zielrohr als eigentliche Schützenwaffe immer noch beibehalten, wogegen den Musketenschützen auf den Zielstätten besondere Schießstände, jedoch mit kürzerer Schußweite als für die Zielrohrschützen, eingerichtet wurden. In Hallau wurde der Schießstand für die Musketenschützen im Jahre 1740 errichtet und hieß dieser in Zukunft der halbe Stand und der andere der ganze Stand. Der halbe Stand kam auf die nördliche Seite des Schützenplatzes, und die Scheiben wurden an der Oberwiesenstraße plazirt, während die Zielrohrscheiben bei der Deuchelrooß standen. In jeden Stand wurden zur Aufsicht und Handhabung der Ordnung zwei Schützenmeister bestellt, die von 1774 an von der Gemeinde eine kleine Besoldung erhielten.

Große Uebungen und Vorbereitungen wurden dann veranstaltet auf den im Jahre 1767 wieder abgehaltenen 24jährigen Schießet in Neunkirch. Schon am 9. März fanden sich zwei Abgeordnete der Neunkircher Schützen in der Versammlung der obern Schützengesellschaft zu Schaffhausen ein und brachten die Angelegenheit der Abhaltung des großen Freischießet zur Verhandlung. Der Beschluß wurde gefaßt, und nachdem die Gnädigen Herren den Freischießet „in gnaden bewilliget", geschah die Einladung hiezu auf den 17., 18. und 19. Juni in allen Kirchen des Klettgaus von den Kanzeln herab. Schöne Ehrengaben gingen ein, im Ganzen 20 Silbergaben, 16 Kupfergaben und 139 Zinngaben. Der Bischof von Konstanz, als früherer Besitzherr von Neunkirch und Schirmherr von Hallau, sandte 12 silberne Löffel, im Werthe von 60 Gulden, für den besten Schützen. Das Domkapitel Konstanz schenkte als zweitgrößte Gabe 6 goldene Kopfdukaten, also 30 Gulden und der Prälat des Klosters Rheinau als dritte Gabe 5 Kopfdukaten, also 25 Gulden. Mit dem Schießet wurde zugleich ein Kegelschieben verbunden und 3 „Kegelgräben" oder Kegelplätze eingerichtet, wo die Hauptgewinner ebenfalls Gaben erhielten. Am Morgen des 17. Juni rückten die Schützengesellschaften aus sämmtlichen zur Herrschaft Neunkirch gehörenden Ortschaften ziemlich zahlreich trotz des strömenden Regens in Neunkirch ein. Die Hallauer erschienen in ihrer alten Nationaltracht mit Fahne, Tambour und Pfeifer

an der Spitze, 67 Mann stark. Gächlingen sandte 34 Mann, Wilchingen 32, Neunkirch 31, Siblingen 32, Trasadingen 30, Oberhallau 24 und Osterfingen 20, im Ganzen mit den 75 Stadtschützen aus Schaffhausen 345 Mann. Die Schaffhauser sammelten sich am Morgen bei der „Weberstube" und zogen mit ihrer Fahne und in Begleitung mit der ganzen Regierung in feierlichem Zuge zur Stadt hinaus nach Neunkirch. Unterdessen stellten sich die Klettgauer Schützen auf dem Neunkircher Schützenplatz in Reih und Glied und marschirten während anhaltendem Regen den Schaffhausern entgegen, aber nicht bis zur Stelle, wo die Schaffhauser warten, sondern bis zu einem näher gelegenen Rendevous. Endlich brachen die Schaffhauser auf und trafen die Ländler am Rank bei Erlatingen. Unfreundlich war das erste Begegnen. Mit Vorwürfen wurden die Landschützen überschüttet, daß sie die Frechheit gehabt, die Herren beim größten Regen am Schmerlat warten zu lassen. Die Bauern waren aber an Entschuldigungen nicht verlegen und meinten, „sy seien nicht schuld, warum Unser Herr Gott so schlecht wetter schike, „die Schaffhauser sollen Unserm Herr Gott die schuld geben ꝛc." Doch fand nach und nach eine gemüthlichere Stimmung unter den gereizten Gemüthern Platz. Der Redner der Landschützen, Adam Pfeiffer, Küfer von Neunkirch, bewillkommte die Schaffhauser im Namen aller „Landleuten und Unterthanen" in einer freundschaftlich gehaltenen Anrede. Auch der Himmel schien sich aufhellen zu wollen. Der Statthalter der Schaffhauser Schützen, Zunftmeister Wipf, hatte den Auftrag, die „Anrede und Danksagung" zu halten an die sämmtlichen Festtheilnehmer. Er gedachte in seiner Schützenrede, die heute noch wörtlich vorhanden ist, des köstlichen Gutes der Freiheit, welches uns unsere Vorfahren mit Aufopferung ihres Blutes und Lebens erkauft und erstritten hätten und wie zur Vertheidigung dieser Freiheit des Vaterlandes tüchtige Schützen unentbehrlich seien. Dann berührte er die Entstehung der Schützengesellschaften, und mahnte zur Ordnung und Einigkeit und zur Beobachtung der Schützenartikel, die „sogleich auf der Gemeindstuben einem jeden zur Nachricht" würden vorgelesen werden, dankte den „lieben Landleuten und Unterthanen" im Namen der löblichen Schaffhauser Schützengesellschaft für die „geschehene, nicht „wohl überlegte, zwar dem Schein nach freundliche Bewillkommnung" und munterte alle auf, „nach dem Beispiel unserer tapfern Vorfahren stets „bereit und willig zu sein im bedürffenden Fall für unser Vaterland und „für unsere geist- und leibliche Freiheit auch unser Gut und Blut auf- „zuopfern."

Dann ging's mit klingendem Spiel Neunkirch zu. Auf dem Gemeindhaus wurde zuerst die Schützenversammlung abgehalten und die Schützenartikel speziell verlesen, worin festgestellt war, daß Niemand zu schießen erlaubt sei, „als den sämmtlichen Junkern und Herren von Schaffhausen „und den Landleuten der Herrschaft Neunkirch, jedoch mit dem klaren An„hang, daß ein jeglicher, der schießen wolle, schon müeße zur heiligen „Kommunion gegangen sein, und sein Seitengewehr in dem Kuppel an der „seiten haben". Dann wurde vor Eröffnung des Schießet das Loos geworfen, in welcher Reihenfolge die Schützen der verschiedenen Gemeinden zu schießen hätten. Aus Schaffhausen und den klettgauischen Gemeinden war eine Menge Volks herbeigeströmt. Es muß über den Schießet ein tolles, verschwenderisches Leben geführt worden sein. Im landvögtlichen Hof wurden auf Staatsrechnung 20 Ehrengäste und ihre 16 Bedienten bewirthet, und obgleich es ziemlich nasses Wetter war, haben diese 36 Personen dennoch über $5^1/_2$ Saum Wein und 37 Maß Bier vertilgt, wodurch dem Säckelamt eine Ausgabe erwuchs von 333 Gulden. Auf dem Schützenhaus zechten auf Rechnung der Gesellschaft die Schreiber, Aufseher, Standmeister, Spielleute und Zeiger, welche einzig an Fleisch für 45 Gulden verbrauchten.

Als die beiden besten Schützen zeichneten sich aus Hs. Jakob Neukomm von Unter-Hallau und Hans Weber von Gächlingen. Sie standen sich gleich und mußten um die erste Gabe, die 12 silbernen Löffel des Bischofs von Konstanz, stechen. Das Glück war dem Hans Weber günstig, und es erhielt somit Hs. Jakob Neukomm die zweite Gabe, 6 Golddukaten oder 30 Gulden vom Domkapitel Konstanz. Die dritte Gabe, 5 Golddukaten oder 25 Gulden vom Prälat zu Rheinau, erhielt Hs. Georg Schelling, Richter von Siblingen. Bedeutende Gaben gewannen noch drei Hallauer Schützen im Werthe von 18 und 5 Gulden. Tobias Gasser, Klostervogt, war Hauptschütze in den Trüllscheiben; er erhielt verschiedene Gaben $12^1/_2$ Gulden an Werth. Adam Bringolf erhielt die sog. „Jungferngab". Im Ganzen hatten 34 Hallauer kleinere oder größere Gaben gewonnen, selbst der Schulmeister Jakob Rahm befand sich unter den Glücklichen. Dieses Resultat hatte besonders unter den Schaffhauser Schützen böses Blut gemacht. Als sie sahen, daß die Landschützen sie überholten, gaben sie sich so der Schwelgerei und Ausgelassenheit hin, daß nach Schluß des Festes sich nur acht Mann einfanden, um die Fahne nach Schaffhausen zu begleiten, obgleich die Stadtschützenordnung vor-

schrieb, daß jeder Schütze bei einem Gulden Buße gehalten sei, „mit dem Fahnen wider nach Hauß zu ziehen".

Diese schlimmen Auswüchse im Schützenwesen gaben nachher Veranlassung zu verschiedenen Beschwerden und Wünschen unter den Gesellschaften. Ein großer Theil der Stadt- und Landschützen drang darauf, es möchten in Zukunft die Gaben auf die verschiedenen Zielstatten zum Verschießen vertheilt werden, wodurch im Schützenwesen mehr geleistet und den Gnädigen Herren wenigstens 4- bis 500 Gulden erspart würden, auch „die großen Exzeß, Hurerey und schwelgerey von Burgeren und Land-„leüthen vermieden" werden könnten. Den Stadtschützen besonders gefiel nicht, daß sowohl die Umschützscheiben, als auch die Stich- und Trüllscheiben in Neunkirch verschiedene Größe hatten und in ungleicher Distanz von einander standen, und daß für die Sicherheit der Zeiger zu wenig Sorge getragen worden sei.

Der verlotterte, politische Zustand am Ende des vorigen Jahrhunderts übte auf das Schützenwesen einen lähmenden Einfluß aus. Die Regierung verabreichte zwar die Barchetgeschenke an die Schützengesellschaften noch; allein 1778 wurde eine Abgabe darauf gelegt, so daß die Schützenmeister in Zukunft zuerst die sog. „Barchetlösung" von 1 Pfund 16 Schilling bezahlen mußten, ehe sie das Geschenk von den Gnädigen Herren in Empfang nehmen durften. Seit die Regierung der Landschaft in Bezug auf Gewerbe, Handel und Verkehr alle Lebensadern abgeschnitten, alle Offizierstellen den Schaffhausern gegeben und das Studium der Wissenschaften den Landleuten verboten worden, schwand das gegenseitige Zutrauen zwischen Stadt und Land immer mehr und die Kluft wurde zusehends größer. Die Landschaft verarmte, und mit ihrem finanziellen Ruin erstarb nach und nach jedes nationale Gefühl, jedes politische Selbstbewußtsein. Der Verlust der Freiheit und Selbständigkeit hatte natürlich zur Folge, daß auch auf dem Gebiete des Schützenswesens aller Eifer auf der Landschaft erkaltete. Die Gemeinde Hallau nahm zwar 1790 noch einen politischen Anlauf, um wieder in den Besitz ihrer früheren Rechte und Freiheiten zu gelangen; allein das unglückliche Ende dieser Revolution, verbunden mit Einkerkerung, Folter und Verbannung unserer besten Bürger, mit Bezahlung der großen Gemeindsbuße und der deßhalb nothwendig gewordenen Veräußerung der 46 alten prachtvollen Silberpokale, wirkte zu niederschlagend auf die Gemüther, als daß dem Schützenwesen noch irgend welche Aufmerksamkeit hätte geschenkt werden können.

Immerhin fand der 24jährige Schießet 1791 in Neunkirch noch statt, aber ohne irgend welchen nationalen Schwung. Vermuthlich haben ihn die Hallauer gar nicht besucht, denn es fehlen alle speziellen Berichte darüber. Man weiß nur, daß der Speiszeddel der Schaffhauser Ehrengäste, die auf Staatsrechnung zechten, sich auf 677 Gulden belief. Es war der letzte 24jährige Klettgauerschießet und zugleich das Todtenfest des alten Schaffhauser Schützenwesens.

Da kam das Jahr 1798. Der Donner der französischen Kanonen zertrümmerte die Throne der aristokratischen Machthaber in der Schweiz, und die Rechte des Landvolks kamen wieder zur Geltung. Aber durch die immerwährenden Einquartierungen und Durchzüge fremder Truppen geriethen die Gemeinden in große Schulden. Niemand kümmerte sich mehr um das Schützenwesen. Das Hallauer Schützenhaus diente von 1798 an abwechslungsweise als Unterkunft für französische, kaiserliche und russische Soldaten, die in ihrem Uebermuthe alles daran ruinirten. Die Fenster und prächtigen Glasmalereien wurden zerschlagen; Schlösser, Thüren und Wände demolirt, so daß, als die fremden Truppen abgezogen waren, das Haus einer Ruine glich. Da das Gebäude nicht mehr geschlossen werden konnte und Tag und Nacht offen stand, so holte von jetzt an jeder Bürger heimlich davon, was ihm beliebte. Thüren, Läden, Fenster, Bretter, alles bekam Füße und so mochte wohl auch auf diese Weise die von Junker Landvogt Ringk 1568 geschenkte Glasscheibe, sowie eine andere vom Jahre 1593 in hiesige Privathände gekommen sein, die dann aber 1870, als sie bereits an Juden verschachert waren, durch meine Dazwischenkunft der hiesigen Rüstkammer gerettet werden konnten. Die Gemeinde hatte zwar schon 1799, als noch kaiserliches Militär hier lag, beschlossen, es solle das „in „Ruin verfallene Schützenhaus" einer Renovation unterworfen werden; allein das Jahr 1800 mit dem sog. „Ritterat" (Retraite, Rückzug der Armee), brachte neues Kriegsunglück. Die zwei feindlichen österreichischen und französischen Armeen stießen bei Hallau aufeinander, so daß am 1. Mai 1800 in und um unsern Flecken wohl gegen 80,000 Mann Militär lagen, und zudem noch um Mitternacht auf dem Metzgerrain eine Feuersbrunst entstand, die zehn Häuser und das Gemeindsmetzglokal einäscherte. Die Gemeinde erhielt Kriegsschulden auf Kriegsschulden, und an eine Renovation des Schützenhauses konnte nicht mehr gedacht werden. Nach einigen Jahren glich dasselbe einer zerbrochenen Laterne; Sturm und Regen, Eulen und Spatzen waren eingezogen, bis endlich 1809 der Ver-

kauf auf Abbruch erfolgte. Die Gemeinde faßte den Beschluß am 12. März mit 107 gegen 78 Stimmen „mit dem deutlichen Vorbehalt, daß das „Schießrecht dabei für die Gemeinde vorbehalten bleibe." Doch die Freunde des Schützenwesens machten gegen den Verkauf und Abbruch Opposition und drangen darauf, es solle der bezügliche Beschluß rückgängig gemacht und ein Umbau oder eine Renovation des Hauses vorgenommen werden. Wirklich kam die Sache am 14. Dezember 1809 noch einmal vor die Gemeinde, welche aber mit 159 gegen 111 Stimmen erkannte, daß das Schützenhaus „solle verkauft und abgerissen werden". Der Käufer war Georg Gasser, Beck, welcher damals gerade mit dem Bau eines neuen Hauses im Eigen beschäftigt war. Die noch brauchbaren Balken, Rafen, Dachziegel, Steine ꝛc. verwendete er zu seinem neuen Bau, wo jetzt Adam Gasser wohnt. Was erlöst worden ist, bleibt ein Räthsel, da in den damaligen Gemeindsrechnungen nichts hierüber figurirt.

Kaum hatte sich die Gemeinde unter der Napoleonischen Mediationsverfassung wieder etwas erholt, so traten 1813, 14 und 15 neue Kriegsjahre ein. Unaufhörliche Truppendurchzüge und Einquartierungen brachten unsere Gemeinde in neue Schuldenlasten hinein. Der Sturz Napoleon's bei Leipzig war für die Stadtaristokratie und Junkerherrschaft das Auferstehungsfest. Während das Volk unter den Drangsalen des Krieges seufzte, proklamirten die Schaffhauser Machthaber 1814 eine Verfassung, wodurch die politischen Rechte des Landvolks wieder gebrochen wurden. Daher kam es, daß nun seit mehr als 20 Jahren das Schützenwesen total erstorben war. Der Schützenplatz sah öde und leer aus. Selbst die alten, ehrwürdigen Linden, die beim Bau des Schützenhauses 1553 gesetzt worden waren und unter deren Schatten unsere Voreltern so manche frohe Stunde verlebten, sollten unter den Axthieben einiger verdrehter Köpfe fallen. Wie schade, daß es selbst diesen herrlichen 300jährigen Zeugen der Geschichte Hallaus nicht vergönnt bleiben sollte, auch dem jüngern Geschlecht noch lebendige Prediger zu sein von dem vaterländischen Sinn und Geist unserer Altvordern. Und wo ist die uralte Schützenfahne hingekommen? Das weiß bis zur Stunde Niemand. Es mag ihr gegangen sein wie den zwei alten Gemeindsbannern, die 1798 im sinnlichen Freiheitsrausche zerscheert und zerrissen und die Bänder an die neuen Freiheitsbäume aufgeknüpft wurden, die größern Stücke auch als Privathalstücher zur Verwendung kamen.

# Der bernische Jura.

Von J. Elzingre.

(Mit acht Abbildungen.)

## Pruntrut, seine Lage und Geschichte.

Hauptort eines Landestheiles, der keilförmig zwischen Frankreich und Deutschland eingeschoben ist, verdankt die Stadt Pruntrut dieser außergewöhnlichen Lage ihre Bedeutung in Bezug auf die Handelsbeziehungen zwischen den drei benachbarten Völkern. Ihre monatlichen Märkte, die eine beträchtliche Anzahl elsässischer und französischer Kaufleute herbeiziehen, geben ihr eine große Belebtheit und sind der hauptsächlichste Tauschmarkt des Jura. Die Fruchtbarkeit des Bodens des Elsgau's, die Schönheit der Weinberge der Baroche, die Landwirthschaft, welche in den Dörfern mit Erfolg betrieben wird, die Bemühungen der Ackerbaugesellschaft machen aus dem Ort gleichsam ein Centrum der bäuerlichen Gewerbsthätigkeit. Endlich ist die Stadt durch ihre Anstalten für den höheren Schulunterricht, durch die Kantonsschule und das Lehrerseminar, durch ihre Bibliothek, ihre Archive, ihren botanischen Garten zur pädagogischen und wissenschaftlichen Hauptstadt des Jura's sozusagen designirt.

Die Altstadt ist malerisch zwischen zwei Hügeln gelegen, deren einer das Schloß und der andere die Gebäude des Kollegiums trägt. Am Verbindungspunkt von mehreren kleinen Thälern placirt, von zwei Bächen bespült, von Weinbergen, Promenaden, koketten Landhäusern umgeben, gewährt der Ort, dessen alte Befestigungen wohl noch leicht zu erkennen sind, einen recht eigenthümlichen und interessanten Anblick.

Die Gelehrten haben nichts Positives und Sicheres über den Ursprung der Stadt entdecken können. Eine Zeit lang hatten unsere Alterthumsforscher dem Einen leicht verzeihlichen Eifer, unsere Stadt auf einen berühmten historischen Namen zu pfropfen, als Mutterstadt das vielberufene Amagetobria gewählt, welches in den Denkwürdigkeiten Cäsar's angeführt ist anläßlich eines von dem Germanen Ariovist über die Eduer

davongetragenen Sieges, aber schließlich mußten sie auf deren ruhmvollen Adelsbrief verzichten, mangels genügender Beweisgründe.

Der Name des Ortes wird verschieden erklärt. Von den vier Erklärungen, die man von demselben gegeben hat, scheint uns die plausibelste und annehmbarste diejenige zu sein, welche das Wort Pruntrut (Porrentruy), das in den ältesten Texten in der Form Pouteragenrud erscheint, von den keltischen Wörtern Pons-ragen-trud, gleich: Brücke über die Zauberquelle, ableitet. Diese Quelle ist der Creugenot, dessen intermittirende Ueberschwemmungen und dumpfes Geräusch bei seinem Anschwellen die Einbildungskraft der naiven und abergläubischen ersten Bevölkerung des Landes lebhaft erregen mußten. Der Name Creugenot bedeutet noch heute im Patois die Höhle der Zauberer. Wir werden übrigens noch Gelegenheit haben, auf diesen Waldbach, der so bemerkenswerthe hydrographische Eigenthümlichkeiten zeigt, zurückzukommen.

Es gab aber zur Zeit der Gallier eine kleine, von Raurakern bewohnte Ortschaft. Das Wappen der Stadt, der schwarze Eber, soll, wie man glaubt, von dem symbolischen Wappenthier Rauracien's herrühren. Die Römer erstellten nach der Eroberung des Landes auf dem Schloßhügel ein Kastell und später bauten sie den Thurm Réfouse.

Das erste Dokument, welches den Namen Pruntrut trägt, ist vom Jahre 1140 datirt, es stellt die Kapelle Saint-Germain unter die Abhängigkeit der Metropole von Besançon. Der Thurm der St. Peterskirche ist 1055 gebaut worden, wie eine auf einem Stein der Mauer entdeckte Inschrift bezeugt. Pruntrut hat die Schicksale aller romanischen Gegenden jener Zeit getheilt; der Ort gehörte nach einander zum alten Königreich der Burgunder (bis 534), zum fränkischen Reich (bis 887), um dann wieder an das zweite burgundische Königreich und schließlich, 137 Jahre später, unter die Herrschaft der deutschen Kaiser zu fallen, deren mehr oder weniger durchgreifende Suzeränetät der Jura während nahezu acht Jahrhunderten anerkennen mußte.

Der Elsgau oder die Ajoie war der regierenden Familie der Grafen von Sundgau, später Grafen von Montbeliard, zugefallen; indessen besaß auch das Kloster St. Ursanne, welches vom Kapitel von Münster abhängig war, Güter, Häuser und Leibeigene in der Stadt und dem Bezirk. Als der letzte König von Burgund, Rudolf III., die Abtei Münster dem Bisthum Basel schenkte, fielen alle Güter, Rechte und Privilegien des Abtes an die Fürstbischöfe von Basel. Die Grafen von Montbeliard und der

bischöfliche Stuhl, diese beiden mächtigen und rivalisirenden Häuser, die beide in der gleichen Stadt Besitzer waren und dort eine getheilte Autorität ausübten, konnten nicht ohne schwere Streitigkeiten neben einander bestehen. Nach mehrjährigen Zänkereien willigte schließlich Theobald, Graf von Montbeliard, ein, auf alle seine Rechte über die Stadt Pruntrut vermittelst einer starken Geldsumme zu verzichten (1280). Dieser erste Konflikt war kaum beendet, als Renatus, Nachfolger von Theobald, gegen dieses Abkommen Einsprache erhob und alle Ansprüche seiner Familie wieder frischerdings vorbrachte. Es wurde beschlossen, daß ein Schiedsgericht ernannt werden solle zur Schlichtung des Streites. Ohne aber den Richterspruch abzuwarten, bemächtigte sich Renatus verrätherisch der Schlösser. Der Bischof von Basel, ein vertrauter Rathgeber Rudolfs von Habsburg, bat um den Beistand seines Suveräns, des deutschen Kaisers. Rudolf eilte an der Spitze eines starken Heeres zur Belagerung Pruntruts herbei (2. März 1283). Nach einem Widerstand von sechs Wochen ergab sich Renatus und schwor feierlich, auf alle Rechte auf die Stadt zu verzichten. Die Einwohner hätten zweifelsohne es vorgezogen, unter der Herrschaft eines französischen Grafen zu bleiben, statt als Vasallen eines deutschen Fürsten zu leben. Auch gewährte ihnen der Kaiser, um sie fester mit dem Bisthum von Basel zu verbinden, eine Charte, durch welche die Stadt zum Rang einer kaiserlichen Stadt erhoben wurde; und ein Wochenmarkt wurde unter der Protektion des Reiches eingerichtet.

Trotz seines Eides suchte Renatus das Schloß durch einen kühnen Handstreich wieder in seinen Besitz zu bringen. Der Kaiser eilte zum zweiten Mal herbei und trieb den Grafen bis nach Besançon zurück. Renatus machte darauf seine Unterwerfung und erklärte sogar, für die wenigen Güter, welche seine Familie noch im Elsgau besaß, die Suzeränetät des Bisthums anzuerkennen. So endete der Streit zwischen den beiden rivalisirenden Häusern.

Der Elsgau sollte jedoch noch durch andere Hände gehen, bevor seine Stellung endgültig festgestellt wurde. Die Bischöfe von Basel waren bei den fast beständigen Kriegen, welche sie gegen ihre Unterthanen unterhielten, so in Schulden gerathen, daß sie ihre Güter und Besitzungen verkauften oder als Hypotheken hergaben. Pruntrut wurde nach und nach an vier Häuser vergeben, zuletzt an die Grafen von Montbeliard unter dem Vorbehalt, daß diese Cession nur eine bedingte sein solle. Die Bischöfe behielten sich nämlich das Recht zum Rückkauf vor (1386). In diese Zeit fällt die Regierung der guten Gräfin Henriette, der guten „Arie", von

der das Volk durch Jahrhunderte hindurch eine unbestimmte Rückerinnerung bewahren sollte. Diese Fürstin begünstigte die Handwerkergilden, gründete das erste Spital, welches sie großmüthig dotirte, und soll auch, wie die Legende berichtet, den Elsgauern eine sehr wichtige Charte gewährt haben, auf welcher die Auflagen und Frohndienste verzeichnet waren, welche die Herrschaft verlangen durfte. Dieses Dokument, dessen Existenz fraglich ist, ist niemals aufgefunden worden. Aber es sollte in der Folge in den Zeiten der Unruhen trotzdem Gegenstand von Nachforschungen Seitens der aufrührerischen Bauern und der Freibrief werden, auf welchen sie alle ihre Forderungen stützten.

Im Jahre 1461 kauften die Bischöfe, den Verträgen gemäß, die Stadt und auch die umliegenden Dörfer, die ebenfalls in Hypothek vergeben worden waren, zurück. Bis zum Jahr 1793 blieb der Baselstab im Besitze aller Distrikte des Jura.

Während den Burgunderkriegen ergriff der regierende Fürstbischof die Partei der Schweizer gegen Karl den Kühnen. In der Schlacht von Hericourt, welche von den Bernern gewonnen wurde, war auch das Elsgauer Kontingent betheiligt; die nämlichen Truppen nahmen auch Theil an den glorreichen Schlachten von Grandson und Murten und kamen aus denselben mit Siegeszeichen und reicher Beute zurück. Erst nach Beginn der Reformation, als der bischöfliche Hof gezwungen war, das protestantisch gewordene Basel zu verlassen, schlug er seine Residenz dauernd im Schloß von Pruntrut auf (1528). „Diese Uebersiedlung," sagt unser nationale Geschichtsschreiber, Dr. Quiquerez, „war den politischen Freiheiten dieser Stadt weniger günstig, als man glauben konnte. . . . Bald wollten der Fürst und seine Diener die Gerichtsbarkeit an sich ziehen und drängten sich immer mehr in die städtische Verwaltung ein." Diese Politik hatte im Laufe der Zeit viele Unruhen zur Folge. Aber wir wollen für einen Augenblick diese lange historische Auseinandersetzung abbrechen und sie in dem Schlosse dieser Fürsten, Angesichts ihrer eigenen Bilder, wieder aufnehmen.

## Das Schloß Pruntrut.

Die sehr gut erhaltenen Gebäulichkeiten, welche die bedeutendsten der ganzen Gegend sind, beherrschen stolz die Stadt. Wenn man, um dahin zu gelangen, der Fahrstraße folgt, so kommt man durch eine Allee von

schönen und großen Bäumen, dem ehemaligen Spazierweg der Fürstbischöfe.

Im Hof des Schlosses ist das erste in die Augen fallende Gebäude „der Thurm Réfouse“. Er ruht direkt auf dem Felsen; seine Mauern haben an der Basis 14 und gegen den Dachstuhl 6 Fuß Dicke. Der Thurm ist 45 m. hoch. Von den Römern erbaut, zwar nicht gerade in den ersten Zeiten der Eroberung, sondern in der gallo-römischen Epoche, mußte der Thurm in Augenblicken der Gefahr als Zufluchtsort (refuge, von refugium, daher Réfouse) dienen. Das Gebäude hatte damals noch kein Dach und auf der ungedeckten Plattform wachten Tag und Nacht die Wächter dieses Speculums, welche beauftragt waren, für die Sicherheit der Straßen zu sorgen. Wie die Abbildung zeigt, ist das Thor mehrere Meter über dem Bache angebracht, eine ausgezeichnete Vorsichtsmaßregel gegen jeden unvorhergesehenen Angriff.

Das Schloß Pruntrut.

Die Verbindung konnte nur durch Strickleitern hergestellt werden. Die Burgunder verschonten diesen Thurm, der eine so große Wichtigkeit als Vertheidigungsmittel hatte. Die Herren von Sundgau und Montbeliard ließen ihn ebenfalls beständig besetzen.

Man gelangt auf den Balkon durch eine kleine Wendeltreppe. Die Flur war am Eingange durch zwei Thüren abgeschlossen, wie die Ueberreste von Thürangeln beweisen. Der erste Saal, als Gewölbe gebaut, empfängt sein Licht nur durch ein sehr kleines, langes und rechteckiges Fenster; dasselbe enthält einen „Vergeßwinkel“ (oubliette), ein dunkles und tiefes Gelaß, in welches die Gefangenen vermittelst einer Strickleiter hinabgelassen wurden. Durch eine nicht erleuchtete Wendeltreppe, welche in der Mauer angebracht ist, gelangt man in den zweiten Stock, welcher ebenfalls aus einem einzigen gewölbten Gemach besteht, das durch eine kleine und enge Oeffnung sein Licht erhält. Von einem ungeheuren Kamin stehen noch die alten in die Mauer eingelassenen Säulen aufrecht. Der Mantel ist unglücklicher Weise zerbrochen und weggetragen worden. Der in der Mauer angebrachte Rauchfang endet am Dachstuhl. Dieses Kamin

hat denjenigen Archäologen, welche den römischen Ursprung des Thurmes leugnen, ihr Hauptargument geliefert; aber die Ausgrabungen von Pompeji haben bewiesen, daß die Römer bisweilen ganz ähnlich gebaut haben.

Das dritte Gemach ist geräumiger und besser erleuchtet; es ist nicht gewölbt, aber von einem starken Balkenwerk bedeckt. Eine hölzerne Stiege führt in das vierte Stockwerk. Dasselbe besitzt drei große und breite Fenster, welche Aussicht auf das flache Land gewähren; von dieser Seite ist der Thurm am leichtesten zugänglich. Endlich gelangt man vermittelst einer sehr primitiven Leiter auf die alte Plattform, welche durch eilf Schießscharten geschützt ist, die zur Zeit der fürstbischöflichen Herrschaft mit einigen Kanonen versehen waren. Das Dach ist, wie bereits bemerkt, von jüngerer Konstruktion. Wer muthig genug ist, kann noch ein letztes Stockwerk erklimmen, bis zum Wächterhäuschen. Von diesem Platz aus entrollt sich vor dem Beschauer ein prächtiges Panorama: die Stadt mit allen ihren Gebäuden, ihren beiden Flüßchen, den zwei Hügeln la Perche und Cras d'Hermont, die von Cäsar und Arioviſt vor der großen, später noch zu erwähnenden Schlacht besetzt worden sein sollen, endlich im Hintergrund die Kette des Mont Terrible, von welcher sich sehr deutlich der Mont Terri mit seinem gewölbten Rücken abhebt. In der Ebene sieht man die Dörfer Courtedoux, de Fontenais und, zur Linken, Courgenay.

Am Fuße des Thurmes kann man einen etwa 60 m. tiefen Brunnen sehen, der zum großen Theil in den Felsen eingehauen ist. Man glaubt nicht, daß diese Arbeit den Römern zuzuschreiben sei.

Bevor wir den sogenannten Empfangssaal besuchen, ist es vielleicht angezeigt, den Gefängnissen des Schlosses, welche sich in dem alten Gebäude rechts von dem großen Eingangsthore befinden, einen Besuch abzustatten. In den unterirdischen Räumen befinden sich die alten Gefängnisse, kalte und feuchte, finstere und schreckliche Löcher, in denen man noch die Ueberreste einer in der Mauer befestigten Kette sehen kann. Noch schrecklicher sind die unter einem dieser Keller liegenden „Vergeßwinkel", die keine andere Oeffnung haben, als ein viereckiges Loch. Fast noch entsetzlicher aber ist die enge und finstere Zelle, welche unter der Stiege angebracht ist und in welcher der Gefangene gezwungen war, beständig in derselben Stellung zu verbleiben.

Im ersten Stock des alten Gefängnißgebäudes ist seit mehr als vier Jahren die Uhrmacherschule des Bezirkes installirt. Diese Schule gedeiht gut und verdient wohl einen Besuch der Gäste.

Der Empfangssaal ist in dem Flügel angebracht, den man das Haus der Prinzessin Christine nennt, welche eine Tante Ludwigs XVI. und Direktorin der Abtei von Remiremont war. Die Aebtissin hatte in ihrem Kloster eine Schwester und eine Nichte eines Fürstbischofs und pflegte ziemlich oft diesen Prälaten zu besuchen.

Der Saal ist mit den Bildern der Fürstbischöfe geschmückt; er enthält überdies noch ein Relief der Gemeinde von Pruntrut und einen Karton, auf welchem das alte Schloß abgebildet ist. Diese Oelgemälde sind authentische Kopien der seither verschwundenen Bilder, welche den Thronsaal zierten; sie sind von Dr. Quiquerez gesammelt worden.

Das erste an der Wand rechts vom Eingang befindliche Portrait ist das des Christoph von Blarer (1575 bis 1608), eines der ruhmreichsten Fürsten des Basler Bisthums. Dieser Fürst war einer der ersten, der zum Zweck der Bekämpfung der Reformation sich mit den katholischen Schweizer Kantonen verbündete (1579). Er ließ das Schloß restauriren und vergrößern, gründete die erste Buchdruckerei und beschenkte die Stadt mit einer Schule (Collège), deren Leitung er den Jesuiten anvertraute und die bald sehr wichtig wurde. Er selbst war ein großer Freund der Gelehrsamkeit; seine in den Archiven aufbewahrte Korrespondenz verdiente wohl veröffentlicht zu werden, im Interesse der Geschichte sowohl als wegen ihres literarischen Verdienstes. Ein thätiger und wachsamer Fürst, verstand er es durch Energie und weise Sparsamkeit, Ordnung in die Finanzen des Staates zu bringen und das Bisthum von seinen hundertjährigen Schulden zu befreien. In der lokalen Geschichte führt er dafür den Namen eines Restaurators des Fürstenthums.

Sein Neffe und Nachfolger, Wilhelm Rink von Baldenstein (1608 bis 1628), führte das Werk seines Vorgängers fort, er gründete das Kloster der Ursulinerinnen, deren Aufgabe die Erziehung der jungen Mädchen war und machte demselben reiche Vergabungen. Dieses religiöse Institut besteht jetzt noch unter dem Namen der Klosterschule (Ecole du Convent).

Die Ruhe sollte nicht lange dauern. Der dreißigjährige Krieg mit allen seinen Schrecken brach über das Land ein. Vergebens hatte der Bischof Johann Heinrich von Ostein, deutscher Reichsfürst und schon deßwegen mit Einfällen französischer und schwedischer Banden bedroht, seine Vorsichtsmaßregeln getroffen, indem er die Vertheidigungswerke der Stadt vermehren ließ: Pruntrut wurde zu wiederholten Malen belagert, be-

schossen und von den Schweden, den Franzosen und den Kaiserlichen besetzt. Die feindlichen oder verbündeten Banden ließen sich die größten Ausschreitungen zu Schulden kommen. Diese Plünderer folgten ohne Unterbrechung auf einander; es war nach dem bezeichneten Ausdruck der Chronisten dieser Zeit, wie die Wogen des Meeres andere Wogen verdrängen und sich ohne Unterlaß ablösen. Diese zwanzig Kriegsjahre ließen Pruntrut ruinirt und fast als eine Einöde zurück. Das Schloß war verwüstet und geplündert.

Die Herren von Ramstein, von Schönau und Roggenbach bemühten sich, die Uebel dieser Zeit zu heilen. Die Abgaben drückten immer schwerer auf das erschöpfte Volk. Es setzte einige Aufstände ab, die aber sofort unterdrückt wurden. Aber die Unzufriedenheit brach unter der Herrschaft des Johann Konrad von Reinach aus. Dieser Fürst promulgirte in der Absicht, Uebelstände abzustellen und einige Verbesserungen in seiner Regierung einzuführen, seine viel berufenen Ordonnanzen von 1726, indem er, nach dem Muster des Hrn. Dr. Eisenbart vorgehend, die verschiedenartigsten Reformen in einem einzigen Gesetz zusammenstellte. Die Bevölkerung sah in diesen Verringerungen nur die Schaffung von neuen Beamten, von neuen Kommissionen, von neuen Steuern und glaubte, daß man damit an seine alten Rechte rühre. Eine hartnäckige Ueberlieferung behauptete das Vorhandensein einer von der guten Gräfin Henriette gewährten Charte. Man beschuldigte den Fürstbischof, daß er dieses Dokument verborgen halte. Die Bauern versammelten sich des Nachts bei Courgenay, und ernannten vier Vertreter, deren Aufgabe war, die Rechte des Volkes zurückzufordern. Péquignat von Courgenay übernimmt trotz seiner 60 Jahre diese undankbare und gefährliche Aufgabe; seine Kollegen waren Lion, Riat und Vallat. Die Bauern erklärten, unterstützt von der Stadtbevölkerung, daß sie keine Steuern mehr zahlen werden und brachten beim Wiener Gerichtshof eine Klage ein. Während 10 Jahren ging im Lande alles drunter und drüber. Dieser Intervention eines Reichskommissarius, die Aufforderung des Kaisers, der Beschluß des Reichgerichtes, welches die Aufständischen verurtheilte, alle diese Maßregen blieben ohne Wirkung; die Landbevölkerung, zum Widerstand entschlossen, verweigerte die Unterwerfung. Vergebens versuchte Bischof Johann Konrad, sich durch Ueberraschung der Führer, der Bewegung zu bemächtigen, seine Truppen wurden bei Courgenay von 1700 Bauern zurückgeworfen, welche auf das Geläut der Sturmglocken in Waffen herbeigeeilt waren, um Péquinat zu

schützen. Der Nachfolger von Johann Konrad, Jakob Sigmund von Reinach, knüpfte mit dem König von Frankreich geheime Verhandlungen an, zum Zweck der Unterdrückung der Unruhen. Während Pequignat und seine Kollegen sich nach Bern begeben hatten, um Hilfe zu erbitten, dringen unvermuthet 400 französische Dragoner und 200 Grenadiere in Pruntrut ein und unterwerfen in wenig Tagen das ganze Land. Die Beauftragten des Volkes werden bei ihrer Rückkehr verhaftet und in die Gefängnisse der Sept-Pucelles geworfen. Entsprechend der langen Dauer des Widerstandes fiel die Strafe schrecklich aus. Nach einer fünfmonatlichen Untersuchung wurden Péquignat, Lion und Riat zur Enthauptung verurtheilt. Die Exekution fand am 31. Oktober 1740 vor dem Stadthaus statt, der Körper des Erstgenannten wurde vom Henker geviertheilt und an den Galgen geheftet. Im Volk ist das Andenken an seine Beauftragten nicht erloschen und obwohl die Rolle des Péquignat je nach dem Standpunkte, auf den man sich stellt, sehr verschieden beurtheilt wird, verewigt eine männliche und energische Weise, die bei allen unsern Volksfesten gesungen wird, den Namen des Opfers des Aufstandes.

Fünfzig Jahre später brach die Revolution aus und der letzte Fürstbischof Joseph von Roggenbach sah sich gezwungen, in der Nacht vom 27. zum 28. April 1792 seine Residenz zu verlassen, nachdem ihn eine österreichische Garnison während einiger Jahre beschützt hatte. Am 19. September 1793 wurde die Rauracische Republik gegründet, aber nach einer flüchtigen Existenz von neun Monaten wurde sie unter dem Namen des Departément du Mont Terrible mit Frankreich vereinigt, der Bischof Xaver von Neveu ist nur dem Namen nach Fürstbischof gewesen.

Es ist Brauch, daß man nach dem Portraitsaal die Gefangenzellen des Sept-Pucelles besucht. Man steigt auf einer engen und dunklen Steintreppe in dieselben hinab. Die vier Zellen sind niedrig, feucht und dunkel; erst nach einigen Minuten bemerkt man, wie ein sehr mattes Licht durch eine in die drei Meter dicke Mauer angebrachte Oeffnung eindringt. Der Portier zeigt dem Besucher mit der Laterne in der Mauer eingeritzte Initialen und rohe Skizzen, welche man den Vertretern des Volkes zuschreibt. Ob diese Inschriften authentisch sind, ist freilich zweifelhaft. Die Gebäude, in welche wir nun eingetreten sind, werden die Residenz genannt; hier war in der That die Privatwohnung der Fürstbischöfe. Im Erdgeschoß befanden sich die Küchen, Brodstuben, Bäckerstuben, die Confiserie und die vier Speisesäle; im zweiten Stocke die für Gäste bestimmten Gemächer

und die Kanzlei. Man zeigt hier ein kleines Zimmerchen, welches Point-de-vue genannt wird; man kann von demselben alle Straßen der Stadt überblicken, es soll der liebste Zufluchtsort der Bischöfe gewesen sein. Der dritte Stock blieb den Privatgemächern des Fürsten reservirt; er enthielt den Thronsaal und den Empfangsaal. Gegenwärtig ist dieser Palast des Reichthums das Asyl der armen Waisenkinder und alter Leute und die einst so prachtvollen Säle sind in einfache Schlafgemächer der Waisenanstalt und des Spitals umgewandelt worden. Der Thurm du Coq, so genannt von dem ehemals auf der äußern Mauer gemalten Wappen Christophs von Blarer, enthält die kostbaren Archive des Jura.

Man verlasse das Schloß nicht, ohne die großen Keller besucht zu haben, welche auch ihrerseits ihre Zeit der Pracht und Majestät gehabt haben. Man bewunderte damals — man kann es auch heute noch thun — die geräumigen Stiegen, die Größe der ungeheueren in den Felsen eingeschnittenen Keller, die beträchtliche Höhe ihrer Gewölbe und ihre gewaltigen Kellerlöcher. Wenn die Keller mit ihrem Mobiliar ausgestattet waren, müssen die Wogen der Bewunderung jeweilen hochgegangen sein. Der König der Keller, ein Prachtexemplar von 60,000 Litern, welches als Spund ein kleines, dreißig Maß haltendes, mit einer Statuette des Bacchus gekröntes Fäßchen hat, thronte inmitten von 44 mächtigen Fässern, von denen jedes 250 bis 330 Hektoliter hält. In den Flaschenkellern waren tausende von versiegelten Flaschen mit köstlichem und feurigem Wein bis an das Gewölbe angehäuft. Es gehörte dies übrigens zu den großen politischen Hilfsmitteln jener Zeit.

Gewöhnlich biegt man durch die Treppe des Schatzthurmes in die Stadt hinab. Die Decke dieses Thurmes ist mit schönen Skulpturen geschmückt, auf denen das farbige Wappen des Bischofs von Roggenbach angebracht ist. Der Thurm diente ursprünglich als Kapelle.

## Die Stadt.

Wenn man sich vom Schloß in's Collège begibt, begegnet man dem „Hôtel des halles", wo seit dem XIII. Jahrhundert der Markt abgehalten wurde. Hier war auch der Sitz der zivilen Gerichtsbarkeit; man fand hier auch die öffentliche Waage und den allgemeinen Backofen. Diese 1766 von dem Fürstbischof von Montjoie wiederhergestellten Gebäude wurden

zur französischen Zeit als Präfektur des Kreises Mont Terrible, und später als Unterpräfektur des Departements Haut-Rhin verwendet. Gegenwärtig sind die alten Hallen für die Post und die Administration des Bezirksgerichtes verwendet. Das Stadthaus ist das alte Bürgerhaus; seine zwei von einem eleganten Thürmchen gekrönten Façaden sind im Jahr 1762 rekonstruirt worden. Der Haupteingang besaß außen eine bedeckte Stiege wie bei ähnlichen Häusern, die man heute noch in Bern und Freiburg sehen kann. Neben der Stiege befand sich der „Fischstein", auf welchem sich bei Volksversammlungen der Präsident der Bürgerschaft setzte. Von dieser primitiven Kanzel herab richtete der Reformator Farel seine leidenschaftlichen Reden an das Volk; erfolglos, denn er war gezwungen, vor der Wuth der Einwohner zu flüchten.

Das Spital ist ein sehr schönes Gebäude mit einem schmiedeisernen Gitterthor von bemerkenswerther Arbeit. Die Gründung dieser philantropischen Institution geht in's zwölfte Jahrhundert zurück, die jetzt vorhandenen Bauten aber datiren von 1760. Das Spital ist ziemlich reich, Dank großmüthiger Vergabungen; sein Vermögen übersteigt gegenwärtig eine Million Franken.

Es steht armen Kranken aller Länder unentgeltlich offen; von Jahr zu Jahr dehnt sich der Kreis seiner wohlthätigen Wirksamkeit aus. Der ärztliche Dienst ist ausgezeichneten Aerzten der Stadt anvertraut; dieselben werden in ihrem Werk unterstützt durch die Schwestern der heiligen Martha, deren Barmherzigkeit und Hingebung bewunderungswürdig sind.

Unterhalb des Spitals steht ein alter zum Theil zerstörter Brunnen, der Samaritaner-Brunnen. Derselbe ist im Jahr 1564 errichtet worden; er zeigt zwei gleichgebaute Säulen von sonderbarem Aussehen und ist ein seltenes und merkwürdiges Beispiel der Skulptur jener Zeit. Die Stadt besitzt noch einen andern architektonischen Typus aus dem nämlichen Jahrhundert, den Schweizerbrunnen, der seinen Namen von der Statue eines Schweizer-Soldaten trägt, welche ehemals seine Spitze krönte. Durch ein merkwürdiges Zusammentreffen stürzte dieser alte Eidgenosse in der nämlichen Zeit in's Wasser, als der Jura mit den Schweizer Kantonen vereinigt wurde; er ist seither von der Bildfläche verschwunden.

Wenn man durch ein kleines Gäßchen links hinauf geht, kommt man bei der Kapelle und dem Kloster der Ursulinerinnen vorbei. Dieses im Jahr 1622 gegründete, im Jahr 1793 aufgehobene und seit 1816 wieder eingerichtete Stift enthält gegenwärtig eine sehr gut gedeihende

Schule. Es ist dies von den zahlreichen Klöstern der Stadt das einzige, welches sich noch als religiöses Institut erhalten hat.

Der Thurm der Peterskirche ist im Jahr 1055 erbaut worden. Als Ueberbleibsel dieses alten Baues ist noch das Fundament des Thurmes und sein erster Stock erhalten, der Rest ist mehrere Male umgebaut worden.

Die Pfarrkirche ist reich geschmückt mit alten Gemälden von großem Werth und mit gemalten Fensterscheiben. In der ersten Kapelle rechts steht der vom Jahr 1600 herrührende Taufstein. Es ist das eine sehr schöne Bronze-Arbeit, auf welcher religiöse Szenen dargestellt sind. Die Mehrzahl der Bodenplatten trägt Inschriften von Gestorbenen, eine davon ist als der Grabstein des berüchtigten Bischofs Johann von Vienne bezeichnet.

Endlich sind wir nach allen diesen Umwegen beim Kollegium angekommen. Diese weitläufigen Gebäulichkeiten könnten heute sehr altmodisch erscheinen; wenn man sich aber in das Jahr ihrer Erbauung (1597) zurückversetzt, so wird man nicht umhin können zuzugeben, daß das Kollegium für diese Zeit einen großen Fortschritt in Bezug auf die Installation bedeutete und recht wohl den Ruf einer der größten und reichsten Schulen des ganzen Reiches verdiente. Diese von Christoph von Blarer gegründeten Gebäude enthielten drei verschiedene Schulinstitute, von denen jedes ein besonderes Gebäude inne hatte: Ein Seminar, ein Gymnasium und eine Pagenschule. Von den Jesuiten geleitet, blühten diese Schulen schnell auf und erwarben sich einen großen Ruf. Sie wurden durchschnittlich von 400 bis 500 Schülern besucht, welche Zahl selbst bis 600 stieg.

Die Disziplin war sehr streng, und wehe den Lärmern, Nachtschwärmern, ja selbst den „Tabacarii“, welche im Versteck rauchten! Der Karzer, ein Gefängniß, welches sich im Hofe befand, bot aber — dura lex, sed lex — eine großmüthige Gastlichkeit. Doch die Väter verstanden es auch, vom Ernst zur Gutmüthigkeit und von der Nachgiebigkeit zur Strenge überzugehen. Ein Theater bot den Schülern jedes Jahr einen angenehmen Zeitvertreib. Dieser Theatersaal besteht noch, doch darf man nicht vergessen, daß er zur Schule gehörte und nur für die öffentlichen Abendunterhaltungen der Studirenden bestimmt war. Das Institut wurde im Jahre 1790 unterdrückt. Die Nationalversammlung ordnete zwar im Jahre 1794 die Errichtung einer Centralschule an, welche später in eine Sekundarschule umgewandelt wurde und welche einige Bedeutung beibehielt und bewährte Lehrkräfte aufzählen konnte. Der Zeichenlehrer,

Bandinelli, hatte die Ehre, den berühmten Neuenburger Maler Leopold Robert heranzubilden. Im Jahre 1856, nach verschiedenen Wandlungen, wurde das Institut in eine Kantonsschule verwandelt. Dieses Gymnasium, welches durchschnittlich 110 Schüler zählt, bereitet zur Universität und zum Polytechnikum vor. Die Normalschule, eine besondere Anstalt, im Jahre 1837 gegründet, ist in den Gebäulichkeiten des Gymnasiums installirt. Die Kurse werden von ungefähr 50 Lehramtskandidaten besucht. Die Büsten von zwei Freunden des Unterrichts, früheren Schülern unserer Anstalt und hervorragenden Männern, Thurmann und Stockmar, schmücken den Garten der Kantonsschule. Thurmann ist der gelehrte Botaniker und Geologe, der Verfasser des Werkes „Soulèvements du Jura" und der „Phytokosquischen Versuche", Werke, welche klassisch geblieben sind. Lehrer an der Schule, dann Vorsteher der Normalschule, ist er der Gründer der mineralogischen Sammlung und des botanischen Gartens. Xaver Stockmar, ein hervorragender Politiker, wurde Staatsrath des Kantons nach der Revolution von 1830, deren Haupturheber er war. Als Redner und Schriftsteller hat Stockmar seinem Vaterlande große Dienste geleistet; seinem Einfluß und seiner Willenskraft verdankt der Jura seine Eisenbahnlinien, deren Ausbau unser Mitbürger jedoch nicht mehr erlebte, denn er starb inmitten seiner Bemühungen, bevor die Sache in Angriff genommen wurde.

Der erste Stock der Normalschule enthält die Säle für die verschiedenen Sammlungen, die Bibliothek, den naturwissenschaftlichen Saal, das mineralogische Museum und den Meridian. Die Bibliothek ist sehr reich an alten Manuskripten und Büchern, welche noch von der ersten Zeit der Buchdruckerkunst herrühren. Einige dieser Werke, welche fortwährend der Habsucht der auswärtigen Bücherwürmer ausgesetzt sind, sind von der größten Seltenheit. Diese prachtvollen großen Ausgaben sind der schönste Schmuck der Sammlung. Die zwei großen Säle, welche durch eine Wendeltreppe verbunden sind, zählen augenblicklich mehr als 20,000 Bände. Darunter befinden sich 400 Manuskripte und Incunabeln; ferner ein kleines historisches Museum mit Gegenständen aus dem Pfahlbauten-, dem keltischen und römischen Zeitalter, eine Münzen-Sammlung, welche aus mehr denn tausend Münzen besteht, worunter gallische und römische Münzen, und die ganze Sammlung der Geldstücke des bischöflichen Hofes, einige Bilder, Gemälde und archäologische Karten.

Das Naturhistorische Kabinet nnd die Mineralogischen Säle, welche

von Thurmann und seinem Schüler, dem Geologen Greßly eingerichtet wurden, werden die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich ziehen, welche dort kostbare und merkwürdige Schaustücke finden werden.

Ein sinnreicher Meridian wurde in der Flur des Museums errichtet. Diese sehr komplizirte Arbeit ist im Jahre 1812 durch Herrn de Bilieux, Provikar des Institutes, ausgeführt worden.

Pruntrut besitzt mehrere industrielle Anstalten, welche die Besucher interessiren können: Unter denselben sind einige große Uhrenfabriken, welche auf den letzten Ausstellungen ausgezeichnet worden und welche für die Güte ihrer Erzeugnisse bekannt sind; eine Brennerei und Branntweinfabrik. Diese Anstalt, welche in der modernsten Weise eingerichtet ist, besitzt die neuesten Apparate. Der Anstalt ist ein Muster-Viehstall angeschlossen, welcher circa 60 Mastochsen zählt, die mit den Brennereiabgängen gefüttert werden. Ferner ist noch eine große Fabrik, die Wein aus getrockneten Trauben bereitet, zu erwähnen. Endlich eine bedeutende Korbmacherei, eine erst aufblühende Industrie, welcher man eine glänzende Zukunft voraussagen kann. Diese Fabrik liefert außer den gewöhnlichen Artikeln sehr elegante Luxusgegenstände.

## Die Umgegend von Pruntrut.

Dank der Beschaffenheit des Bodens, seiner Obstgärten, seiner großen Waldungen, Dank seinen Bergen, bietet der Distrikt mannigfaltige, anziehende Ausflugspunkte. Die Reisenden können entweder die nördlichen Dörfer besuchen, Courchavon mit seiner alten Burg und seiner alterthümlichen Kirche, Courtemaiche und Buix mit seinen prächtigen, zum größten Theil noch unerforschten Grotten, Grandgourt mit den Ueberresten seiner nunmehr restaurirten Abtei, Milandre mit dem noch ziemlich erhaltenen Thurm seines alten Schlosses, Boncourt, dessen Tabakmanufakturen berühmt sind, und endlich die kleine französische Stadt Delle, oder sie können die lachende Baroche durchwandern, welche wegen ihren Obstgärten und ihrem weitbekannten Kirschwasser berühmt ist, und welche die Dörfer Alle, Miecourt, Charmoille und die zwei alten Burgen Pleyouse und Asuel enthält. Oder sie können sich auch nach Fontenais begeben, ein sehr betriebsames Dorf, um die kleine einsame Kapelle von Ste. Croix zu besuchen. Doch gibt es besonders zwei bedeutende Ausflüge zu machen,

welche man nicht unterlassen soll: den nach Courgenay und den nach Roche d'or.

Courgenay besitzt zwei merkwürdige historische Monumente. Zuerst die Pierre percée, ein Monolith von $2^1/_2$ Meter Höhe, welcher durchbohrt ist. Es ist ein keltischer Menhir, welcher den Druiden als Opferaltar diente. Dazumal war die ganze Umgegend mit einem ungeheuern und düsteren Eichenwald, welcher heutzutage verschwunden ist, bedeckt, dessen Ueberreste man aber vor circa 50 Jahren noch sehen konnte. Der Druidenstein war lange Zeit der Gegenstand abergläubischer Praktiken. Die kleinen Kinder, welche an Magenkrankheiten litten, wurden radikal geheilt, wenn sie durch das Loch des Steins durchgeschoben wurden, und die Schnaps- und Essigflaschen, welche denselben Weg genommen hatten, bekamen unglaubliche therapeutische Eigenschaften. Die Kirche des Dorfes, in modernem Styl erbaut, ist eine der schönsten in der ganzen Gegend. Das Haus von Pequinat, welches sich einige Schritte weiter unten befindet, erinnert an die Unruhe von 1740. Schließlich rufen der Mont Terrible und das Lager von Julius Cäsar die Niederlage von Ariovist und den Sieg des großen römischen Eroberers in der Erinnerung wach. Dieses Schlachtfeld wird uns übrigens von der kleinen Stadt Mandeure streitig gemacht. Wir können hier nicht die diesbezügliche Debatte resümiren, welche durch Bücher, Schriften, Brochüren und Notizen von beiden Seiten geführt wurde. Wie sich die Sache auch verhalten mag, eine unleugbare Thatsache ist, daß ein römisches Lager am Abhang des Berges Terri existirt hat. Die vielfachen Gegenstände, wie alte Münzen, Waffen, Schmuckgegenstände, Töpfe, welche ausgegraben wurden, beweisen es zur Genüge. Der Besuch dieses Lagers wird das Interesse jedes Freundes der Archäologie in hohem Grade erregen; er kann hoffen, dort einen glücklichen Fund zu thun. Bemerkenswerth ist namentlich ein Brunnen von 30 Meter Tiefe, ganz in den Felsen gehauen, und die Ueberreste von Mauern und Wällen eines Kastells.

Vom Mont Terri steigt man in einer halben Stunde nach St. Ursanne herab. Die Leute, welche die Gebirgstouren lieben, können sich jedoch dabei auf einen andern Weg begeben, dessen mäßige Schwierigkeiten reichlich durch die schönen Aussichtspunkte und den wunderbaren Anblick, welchen der Sonnenaufgang (von der Roche d'or aus gesehen) gewährt, entschädigt. Verfolgen wir die Straße von Courte doux; doch bevor wir nach Chenevez kommen, biegen wir links ab durch die Felder, um die Quelle von Creugenat zu besichtigen. Sie wird durch ein großes Becken

von 12—15 Meter Tiefe gebildet. Gewöhnlich, wenn der Wasserstand niedrig ist, kann man bis auf den Grund des Beckens hinabsteigen, und dann sieht man unter einer kleinen Grotte eine unbedeutende Quelle hervorsprudeln.

Wenn jedoch der Schnee schmilzt oder es anhaltend geregnet hat, so stürzt sich das Wasser mit einem Getöse aus der Grotte, welches einem fernen Gebrüll zu vergleichen ist, füllt rasch das Becken und ergießt sich dann über die Felder, dieselben überschwemmend. Dieses lang unaufgeklärte Phänomen rührt von einem unterirdischen Seespiegel her, welcher von den Bächen der umliegenden Berge gespeist wird und seinen natürlichen Ausgang in der Stadt hat. Wenn der Wasservorrath zu groß wird, so daß der Ablauf der Brunnen ein zu langsamer ist, so füllt sich das Becken an und bald läuft es über durch die Höhle von Creugenat. Von Chenevez gelangt man durch einen angenehmen Weg zu dem Dörfchen von Roche d'or, welches die Ruinen eines auf einem hohen Felsen gebauten Schlosses aufweist. Vom Signal aus umfaßt der Blick ein Panorama von 80 Stunden, welches sich wie eine unendliche Dekoration zu Füßen des Touristen aufrollt. Auf der einen Seite die Ebene des Elsgau mit seinen zahlreichen Dörfern, welche wie Spielsachen zerstreut liegen und in der Ferne ein blauer Vorhang, welcher durch die Vogesen gebildet wird. Auf der andern Seite mehrere Reihen grüner Berge, welche sich wellenförmig wie gigantische feste Wellen dahinrollen, und darüber eine immense und glitzernde Mauer die mit ewigem Schnee bedeckten Alpenspitzen. Bei Sonnenaufgang ist der Anblick ein feenhafter. Am Horizont werden zuerst schwache Lichtschimmer immer deutlicher, die umliegenden Felsen nehmen nach und nach mattrosa- bis dunkelrothe Färbungen an, und in der Ferne glitzern die Alpen wie ein riesiges Diamanten-Diadem. Das majestätische Gestirn erscheint, taucht mit einem plötzlichen Ruck näher den hintersten Spitzen auf, und die glänzenden Bergrücken leuchten, wie durch Zauber von tausenden von großen goldrothen Flecken.

Man steigt in die Doubsebene hinab an den französischen Dörfern von Fol und Glere vorbei. In Ocourt, der ersten schweizerischen Ortschaft ist es leicht, sich einen Wagen zu verschaffen, um den Weg bis nach St. Ursanne fortzusetzen. Die Straße folgt den breiten und ruhigen Fluß, durch ein tiefes, enges Thal zwischen zwei riesigen Felsenmauern. Man geht an der frühern Schmiede von Bellfontaine vorüber, welche einsmals sehr prosperirt haben. Diese alten Waffenfabriken sind gänzlich verlassen.

St. Ursanne.

St. Ursanne ist ein kleines Städtchen in einer ungemein malerischen Lage an einer Biegung des Stromes. Die Gemeinde besitzt die älteste Kirche des Jura's mit einem bemerkenswerthen Chor und Hauptaltar. Der Bau der Kirche wird der guten Königin Bertha zugeschrieben. Hier kann man das ehemalige Kloster, die Einsiedelei und den prachtvollen Viadukt von Maran besichtigen.

Jetzt sind wir an die äußerste Grenze unseres Distriktes gelangt. Mögen alle unsere Gäste und Freunde, wenn sie uns verlassen, ausrufen: „Auf Wiedersehen, und es lebe das Elsgau!"

## Glovelier, le Pichoux, Bellelay, Tavannes, Delsberg.

Gute Fußgänger können, wenn sie über St. Ursanne heimkehren, ihren Weg von Glovelier durch die Engpässe von Undervelier und Pichoux nach Tavannes nehmen. Dieser Ausflugspunkt ist vielleicht der bemerkenswertheste und schönste des Berner Jura's. Die zwei Pässe, die Kleinode der Jurakette, sind ungemein interessant; namentlich der letztere bietet ein malerisches Bild eines auffallenden Durcheinanders dar. Der Eingang ist am Fuße eines Berges: ein riesiger Einschnitt, der wie durch die Axt eines Titanen in den Berg gehauen. Der Weg bildet einen so engen Gang, daß oft die Wände der Felsen zusammen gehen und die Tannen sich vereinigen, um einen dunkelgrünen Laubgang zu bilden. Mehrere Wasserfälle,

wovon der eine drei Absätze hat, verleihen der Landschaft einen besondern Reiz. Doch kaum ist man aus dem Engpaß heraus, so verwandelt sich die Landschaft in anmuthige Bilder. Bellelay, dessen umfangreiche Gebäulichkeiten bald erreicht sind, ist eine ehemalige Abtei, im 12. Jahrhundert gegründet, welche als Erziehungsanstalt für junge Leute lange einen wohl verdienten Weltruf besaß. Zur Zeit der französischen Revolution wurde das Kloster aufgehoben. Auch nachdem die Gebäulichkeiten zu verschiedenen Industriezwecken verwendet worden sind, wie z. B. zu Bierbrauereien und Glasfabriken, sind die jetzt zu landwirthschaftlichen Zwecken bestimmten Gebäulichkeiten dort auch heute noch sehenswerth. Man fabrizirt jetzt dort wie auch in denen, in frühern Zeiten in den vom Kloster abhängigen Höfen, den berühmten Käs, welcher „Tête de moine, Mönchskopf" genannt wird und eine Hauptliebhaberei der Feinschmecker ist. Von Bellelay nach der Eisenbahnstation Tavannes ist die Entfernung keine bedeutende, und der Weg über die Landstraße ein angenehmer. Doch wird dieser Ausflug trotz seinen Reizen unsern Gästen wenig zusagen. Nach einigen Stationen bringt uns der Zug nach Delsberg, in ein schönes, heiter und munteres Städtchen, mit breiten sauberen Straßen, welche von zahlreichen Brunnen geschmückt sind. Die kleine Stadt macht einen sehr angenehmen Eindruck. Sie besitzt ein umfangreiches Schloß, welches im vorigen Jahrhundert wieder aufgebaut wurde, um den Fürstbischöfen als Sommeraufenthalt zu dienen. Heutzutage dienen die schönen Gebäulichkeiten als städtisches Schulhaus. In der Umgegend von Delsberg baut man Eisenerz ab. Die Grubenarbeiten mit ihren Schachten und Galerien, der kleinen Drahtseilbahn, werden gewiß die Besucher lebhaft interessiren. Die Erzeugnisse dieser Gruben speisen die Oefen von Choindez.

Von Delsberg gelangt man in einer Viertelstunde zu der Kapelle und den Ruinen von Vorburg. Die Schloßruinen, feste und breite Mauern von drei großen viereckigen Thürmen, sind noch sehr imponirend. Das Schloß, welches lange Zeit ein Schlupfwinkel von Raubrittern und Wegelagerern war, wurde als Räubernest verwüstet. Sonderbare Zusammenstellung: eine kleine Kapelle, welche an die Ruinen gestützt ist, zieht seit Jahrhunderten eine große Anzahl Pilger an. Sie ist auf einem Felsen erbaut, in einer schwindelnden Höhe. Doch die wunderbare Aussicht auf die fruchtbare an Waldungen reiche Ebene der Sorne und auf die Pässe von der Birs ist ein genügender Ersatz für die Mühseligkeiten des Aufstiegs. Die Kapelle wurde im Jahre 1049 gegründet und durch den Papst Leo IX. in Person

eingeweiht, wie es eine im Chor aufgehängte Gedenktafel bezeugt. Am Fuß des Hügels befindet sich Bellerive, welcher von der Birs bespülte Ort eine bedeutende Holzstofffabrik besitzt.

## Delsberg-Basel.

Beim Ausgang von der Stadt Delsberg verläßt der Zug die Ebene, um in die Pässe von Bellerive einzudringen. Bald ist das kleine Dorf Soyhière erreicht, dessen Häuser, zwischen Felsen eingekeilt, sich malerisch um die Kirche gruppiren. Die Ruinen des Schlosses, von einer unzugänglichen Felsenmasse umzingelt, krönen das kleine Thal.

Die Landschaft wird immer romantischer, der Engpaß, welcher sich zwischen bewaldeten Felsen hinschlängelt, erweitert oder verengert sich jeden Augenblick. In der Nähe der Glashütte befinden sich große Kalksteinwände, welche wie massive Schanzen aussehen und den Gang zu schließen drohen; dann auf einmal erweitert sich der Paß, und in einem idyllischen Thal gelegen taucht ein pittoreskes Städtchen auf, Laufen, in seine engen alten Festungswerke eingezwängt. Weiter erblickt man die Burg und den viereckigen Thurm von Zwingen, welche bis zu Anfang der Revolution den bischöflichen Landvögten zur Residenz dienten. Der breite Kreis verengt sich wieder, die Felsen nähern sich und die Eisenbahn dringt in die Schluchten von Grellingen ein durch einen tiefen Schacht. Zweimal überschreitet die Bahn die Birs, welche dort einen brausenden Wasserfall bildet. Grellingen besitzt große Papierfabriken. Auf allen Hügelspitzen erblickt

Grellingen.

man Burgruinen, und bis Basel kann man deren bei 15 zählen. Von Weitem kann man Pfeffingen erkennen. Seine alten Ueberreste ragen stolz auf einem senkrechten Felsen empor. Im Jahre 1356 durch das furchtbare Erdbeben, welches 80 Schlösser umwarf, zerstört, wurde das Schloß wieder aufgebaut und von einem bischöflichen Vogt bewohnt. Gegen Mitte des 18. Jahrhunderts aufgegeben, fiel es nach und nach in Trümmer. Doch machen seine alten Mauern immer noch einen gewissen düsteren und erhebenden Eindruck. Weiter weg sind die Burgen Bärenfels und Angenstein, unter welchen die Eisenbahn durchfährt. Diese noch ziemlich erhaltene Burg vertheidigte den Eingang des ersten Jurapasses. Durch das Erdbeben im Jahre 1356 stürzte sie ebenfalls ein; wieder aufgebaut, wurde sie einige Jahre darauf durch einen Brand ganz zerstört. Wolf von Lichtenfels, der Burgherr, ging in diesem Brand mit seiner ganzen Familie und seinen Leuten zu Grunde. Die Zugbrücken waren von den Flammen zerstört worden, und die engen Eisenstangen der Fenster machten die Flucht zur Unmöglichkeit. Zum zweiten Mal wurde das Schloß mit Rücksicht auf seine strategische Bedeutung wieder aufgebaut. Angenstein ist die letzte Station des Berner Jura. Eine lachende Ebene breitet sich vor dem Auge des Reisenden aus. Dort ist Dornach, eine schöne solothurnische Gemeinde, inmitten von Weinbergen und Obstgärten gelegen. Hier ist das Schlachtfeld von 1499. Dort auf jenem bewaldeten Hügel steht das Schloß Birseck mit seinem schönen Park, welcher Grotten und eine interessante Einsiedelei enthält. Wir passiren Mönchenstein, durchschreiten die Häusergruppe von St. Jakob, stolz auf ihr schönes Denkmal. Endlich sind wir in Basel, der goldenen Pforte der Schweiz, der schönen, reichen Rheinstadt, mit ihren gelehrten, künstlerischen und philanthropischen Anstalten!

## Delsberg, Moutier, der Weißenstein, Gonceboz.

Von Delsberg ist die Richtung der Bahn von Norden nach Süden. Sie erreicht bald das industrielle Dorf Courrendlin und nicht weit von da die Hochöfen und die Schmieden von Choindez, das einzige der metallurgischen Etablissemente des Jura, welches noch besteht. Es gehört zu den Fabriken von Roll, welche schon seit langer Zeit existiren. Die Gießerei erzeugt hauptsächlich Röhren von allen Größen. Die Schlacken des Hochofens werden zu Ziegeln und Backsteinen verwendet. Nichts ist interessanter

als das Leben, welches in den Werkstätten herrscht; hunderte von Arbeitern, deren Gesichter durch Rauch geschwärzt sind, arbeiten, mit langen Hemden angethan, beim Schein eines Schmiedefeuers. Einige davon, mit großen Zangen versehen, halten glühende Eisenblöcke, auf welche Andere mit kolossalen Hämmern losschlagen. Man könnte sich in der Höhle der Cyklopen wähnen. Wenn dieser Anblick sogar den praktischen Menschen genügen kann, wie viel mehr wird der Tourist von dem Bild dieser wilden und romantischen Natur ergriffen sein, denn was das Pittoreske anbelangt, so läßt die Gegend nichts zu wünschen übrig. Es ist empfehlenswerth —

Schloß Angenstein.

variatio delectat — in Courrendlin auszusteigen und bis nach Moutier zu Fuß zu gehen, um dort die Pässe zu besuchen, von welchen der eine romantischer denn der andere ist, und deren wilde Schönheiten sich elf Stunden wiederholen werden, mit stets ergreifenderen Abwechslungen. Es wäre am besten, Morgens vor Sonnenaufgang sich auf den Weg zu machen. Die Höhen erglänzen in Lichtstrahlen, und der Paß ist deßhalb nur um so finsterer. Die riesigen Risse, durch welche sich die Bahn und der Fluß mühsam einen Weg bahnen, die eine, indem sie sich durch mehrere Tunnels Bahn bricht, der andere, indem er über überschüssige Felsen schäumt, sind ein ergreifendes Zeugniß von der Macht der geologischen Umwälzungen, welche die mitlaufende Gebirgskette durch Seiten-Einschnitte spaltend, diese engen Pässe gebildet haben, deren senkrechte Wände sich vereinigen zu wollen scheinen. Die felsigen Massen, wie Schiefertafeln geglättet, welche quer über den Fluß hinaufragen, die großen Spaltungen, welche die grauen Mauern durchbrechen, die grünen Wiesen, die Steingeröllhaufen, die großen Felsen, welche wie Schanzen abgerundet sind oder sich wie kühne Säulen emporheben, oben die Reihe dunkler Tannen, unten der weiße Fluß, welcher abwechselnd brausende Fälle bildet oder ruhig dahin fließt: alle diese so mannigfaltigen Scenerien werden stets in der Erinnerung der Reisenden einen dauernden Eindruck hinterlassen. Nach der Station Roches, welche der interessanteste Punkt der ganzen Fahrt ist, mündet der Paß in eine kleine Ebene ein. Moutier-Grandval, welcher Ort in Mitte dieses Amphitheaters gelegen ist, ist ein altes aber schönes industrielles Dorf. Gegründet im Anfange des 7. Jahrhunderts durch den heil. German, einen Edelmann von Trier, welcher sich in diese abgelegenen Thäler zurückzog, um sich ungestört seinen Betrachtungen hingeben zu können, erlangte das Kloster von Moutier eine große Bedeutung und großen Reichthum. Rudolf III. überließ es im Jahre 999 dem Bischof von Basel und Moutier theilte das Schicksal des Bisthums, doch nicht ohne sich zeitweise dagegen aufzulehnen. Das kleine Dorf besitzt eine bedeutende Glaserei, die einzige des ganzen Kantons. Wir können hier einen schönen Spaziergang empfehlen, dessen unbedeutende Schwierigkeiten man gewiß nicht bereuen wird. Der angenehmste Aufstieg zum Weißenstein ist vom Norden aus, von Moutier, die Ueberraschung des Ausblickes ist auch angenehmer. Man verfolgt den schönen Weg von Cornet, frisch, anziehend und bewaldet, durch einen kleinen Fluß, die Rausse, durchschnitten, welche einige schöne Fälle bildet, bis zu dem Dörfchen Gäns-

brunnen (St. Joseph). Von da an gelangt man in anderthalb Stunden, halb durch Waldungen, auf den Gipfel des Berges. Von der Terrasse des Hôtels, welches sich oben befindet, bietet sich dem Auge ein prachtvolles Panorama dar. Es ist eine der ausgedehntesten Aussichten, der einzige Punkt des Jura, glauben wir, von dem aus man ein solches Landesgebiet erblicken kann, welches 7 Seen, 52 bewohnte Orte und nicht weniger denn 140 Bergspitzen aufweist, vom Mont-Blanc bis zum Glärnisch und zum Säntis, und im Vordergrund die ganze Schweizer Ebene. Das Hôtel, in einer Höhe von 1200 Meter gelegen, ist ein vielbesuchter Kurort; die Luft ist dort rein, frisch und kräftigend. Von Moutier geht die Bahn in die Pässe von Court, die vielleicht etwas wilder sind als die vorigen, aber mit derselben Abwechslung der Bilder. Das Thal wird breiter, die zahlreichen industriellen Dörfer von Sonvillier, Bévilard, Malleray, Reconvillier und Tavannes folgen sich mit Geschwindigkeit. Hier erwartet den Reisenden eine neue Ueberraschung: Der Pierre-Pertuis erhebt seinen gähnenden Bogen über dieses letzte Dorf. Diese natürliche Oeffnung, welche schon der keltischen Bevölkerung als Weg diente, wurde von den Römern erweitert. Eine römische Inschrift, welche von dem Zahn der Zeit stark zu leiden gehabt hat und die nicht älter als vom Jahr 161 nach Christus sein kann, schreibt diese Arbeit dem Paternus Diumvir der helvetischen Kolonie (Avenches) zu. Dieses Thor, welches 12 Meter hoch ist und am höchsten Punkt des Passes zwischen Tavannes und Sonceboz liegt, diente seiner Zeit als Grenze der helvetischen und rauracischen Provinzen, und später der Bisthümer Basel, Lausanne und Avenches. Die Birs hat einige Schritte davon ihre Quelle; mit großem Lärm stürzt das Wasser aus den Felsen und einige Meter tiefer hat es schon die Kraft, das Rad einer Mühle zu treiben. Die Bahn geht unter dem Berg von Pierre-Pertuis durch einen Tunnel, welcher 1/4 Stunde lang ist und in das Thal von St. Imier mündet, wendet sich dann, indem sie einen starken Bogen macht, zwischen Sombeval und Corgémont, und fährt zwei Mal über die Suze, um in Sonceboz anzulangen.

## Sonceboz, St. Imier, les Convers, der Chasseral.

Das Thal von St. Imier, durch welches die Suze fließt, schlängelt sich wie ein schmales Band zwischen zwei bewaldeten Bergen hin. Es zeichnet sich mehr durch seine zahlreichen und reichen Dörfer aus, denn

durch malerische Aussichten. Die Uhrenindustrie hat das Thal vollständig verändert, indem sie Wohlstand und Thätigkeit hineinbrachte. Ueberall schön gebaute Häuser, von niedlichen Gärten umringt, überall saubere Niederlassungen, welche kleinen Städten ähneln und von welchen eine jede ihre industrielle Bedeutung hat. Es gibt das Alles dem Erguel einen ganz eigenthümlichen und modernen Charakter. Zu bemerken ist, daß sich die Bevölkerung stets durch heitere Laune, Bildung und Gastfreundlichkeit ausgezeichnet hat. Die großen Dörfer, welche alle ebenso viele Centren der Uhrenfabrikation sind, folgen sich in den fünf Stunden des Thales, wie wenn sie sich die Hand geben wollten. Sonceboz, Cortébert, Courtelary, Hauptort des Distriktes, Cormoret, Villeret, haben bedeutende Fabriken und die Industrie, je weiter man in das Thal vordringt, nimmt mehr und mehr an Werth und Thätigkeit zu. Bei Villeret ergießt sich ein Bach in die Suze durch einen Fall von 4 Metern. Ueber den „Corrent", so nennt sich dieses stille und zahme Gewässer, sind drei merkwürdige Brücken geworfen, welche sich eine über der andern befindet und drei sehr verschiedenen Arten von Verbindungsstraßen vorstellen. St. Imier, die Perle des Thales, ist ein sehr niedliches Dorf von 8000 Einwohnern. Seine öffentlichen Gebäude, seine zwei Kirchen, seine breiten Verkehrsstraßen und reichen Läden, seine Gasthöfe, ja selbst seine Privathäuser geben ihm den Anschein einer Stadt. Vier Mal wurde St. Imier durch große Brände verwüstet, und immer ist es wieder aus dem Schutt emporgewachsen, schöner und jünger denn zuvor.

Eine halbe Stunde davon entfernt, auf einem mit Tannen bewachsenen Hügel, befinden sich die Ruinen des Schlosses Ergöu, der Wohnort der früheren Amtmänner der Fürsten. Im Jahre 1367 durch die Berner und Bieler zerstört in ihrem Krieg gegen den Bischof Johann von Vienne, wurde die Burg wieder aufgebaut, um drei Jahrhunderte später ganz verlassen zu werden. Die Zeit, diese große und beharrliche Zerstörerin, nahm es auf sich, das Zerbröckelungswerk zu vollenden.

Sonvillier und Renan sind zwei große industrielle Dörfer, mit je über 2000 Einwohner. Bei Convers schließt sich die Linie Jura-Bern der Linie Jura-Neuchâtelois an. Die Station, welche ganz in einer Vertiefung gelegen ist, von welcher aus die beiden Tunnels von Val-de-Ruz und Chaux-de-Fonds sichtbar sind, ist mehr unter dem Namen Roc-Mil-Deux bekannt, welcher von einer Felseninschrift herrührt, die besagt, daß zu dieser Zeit das ganze Ergöu von Pierre-Pertuis bis zu den Felsen

von Convers an das Basler Bisthum durch den Bischof von Lausanne abgetreten worden war.

Wie für den Weißenstein, so ist der Aufstieg auf den Chasseral viel leichter von der nördlichen Seite, das heißt über St. Imier. Es ist dies überhaupt der klassische Ausflug der Thalbewohner, und an schönen Tagen steigen fröhliche und lustige Schaaren karavanenweise den Berg hinauf. Welche Freude, aus voller Brust die reine Luft der Berge einzuathmen, das grüne Gras der Weiden zu betreten, unter den hellgrünen Buchenwäldern oder im dunkeln Schatten der Tannen auszuruhen! Welche reiche Beute an wilden Pflanzen für die Botaniker: die Rosa-Lilien, die blaue Gentiane, die rothen Myrthillen in ihrem gescheckten Moos. Und für den Geologen, wie viele Motive zu interessanten Studien! Das Panorama des Chasseral ist vielleicht ausgedehnter als das des Weißenstein; doch unser glücklicher solothurnischer Rival mit seinem prachtvollen Hôtel wird stets den Sieg vor unserem weniger bekannten Berg davon tragen, welcher nichts als eine einfache Pension nnd einige Hütten aufzuweisen hat.

## Sonceboz, Biel, Magglingen, Neuveville.

Von Sonceboz aus wendet sich der Zug nach Biel und überschreitet die Suze; dann, einen Zweig des Montoz durchfahrend, dringt er in ein schön bewaldetes Thal, welches sich bald zu einem Paß umgestaltet, durch welches sich der Bach, so gut er kann, hindurchzwängt. Letzterer verschwindet, nachdem er einen prachtvollen Wasserfall gebildet, unweit der inmitten der Felsen verlorenen Station Reuchenette, in der Tiefe des Passes. Am wildesten Eingang des Passes erblickt man die magern Ueberreste von dem, was einstmals der Zwinger von Rondchâtel war. Der Anblick dieser Ruinen erinnert an Kämpfe, welche einst in dieser rauhen Gegend gewüthet haben. Eine ergreifende Episode knüpft sich daran. Zur Zeit der Kreuzzüge war der Besitzer der Burg der Ritter Enguerrand, ein wüster und gefürchteter Freiherr, welcher in der ganzen Umgegend durch seine Räubereien Schrecken verbreitete. Eines Tages überfiel er in der Nähe seines Schlosses einen jungen Mann Namens Boujean, um ihm seine Braut zu rauben. Der Bräutigam fällt unter den Hieben der feigen Mörder, doch das junge Mädchen, um der Schmach zu entgehen, stürzte sich in den Abgrund, ihren grausamen Verfolger verdammend. Dieses ab-

scheuliche Verbrechen empörte die Bauern der ganzen Gegend. Enguerrand, in einen Hinterhalt gelockt, wurde mit seinen Leuten erstochen und sein Schloß in Grund und Boden zerstört. Kaum sind heutzutage noch die letzten Ueberreste unter den wuchernden Gebüschen herauszufinden.

Biel.

Der Ort, wo das junge Mädchen den Tod fand, führt heute noch den Namen: „das Taubenloch". Lang hat ein einfaches Kreuz das Schicksal der Armen bezeichnet. Eine prachtvolle Brücke, ein kühner Bau, ist über die Kluse geworfen. Neben Bötzingen bemerkt man einen Fall der Suze. Doch genug von diesen wilden Scenerien, genug von diesen finstern Pässen, von diesen dunkeln und engen Schluchten: jetzt kommen die weiten Ansichten, die prachtvollen und entzückenden Gegenden! Wir befinden uns am Eingang der schweizerischen Ebene, und plötzlich taucht ein wunderbares Panorama, das entzückendste unseres schönen Vaterlandes vor uns auf. Zu unseren Füßen der Bieler- und der Murten-See, dann der Neuenburgersee; unzählige Städte, Dörfer und Kirchthürme auf dem Plateau gesäet, und die silbern schimmernden Flüsse, die Thièle, die Aare, und andere Gewässer, welche sich längs der Hügel

hinschlängeln, durch Wälder, bis weit in die Ebene hinaus. Dort, im Hintergrund die beschneiten Höhen der Alpen, vom Mont-Blanc bis zum Säntis, das Massiv des Glärnisch, die drei Spitzen vom Tödi, die Zwillingskuppel des Wetterhorns und all' die stolzen Riesen des Oberlandes, ein prachtvolles blendend weißes Amphitheater. Der Zug braust durch Weinberge, auf einem steilen Abhang, er hält an: Wir sind in Biel. Die Bieler finden Gefallen daran, ihre Vaterstadt die „Stadt der Zukunft" zu nennen. Keine schweizerische Gemeinde hat aber auch eine solche wunderbare Ausdehnung genommen; in einigen Jahren hat sich die Bevölkerung Biels vervierfacht; neue Straßen, neue Stadtviertel sind wie durch Zauber entstanden. Biel verdankt besonders der Uhrenindustrie sein neues Aufblühen.

Die Einwohnerzahl beträgt nahe an 16,000 Seelen. Biel hält drei Wochenmärkte und acht große Jahrmärkte ab, welche viel besucht sind. Schöne Gebäude, darunter hauptsächlich die katholische Kirche und das Museum schmücken die Stadt, und außer seiner Schule und den Uhrenwerkstätten besitzt sie eine große Anzahl Manufakturen: Webereien, Nagelfabriken, Konstruktions-Werkstätten. Sie ist reinlich, elegant, schön gebaut und ihre Lage ist höchst malerisch. Wenige Städte besitzen so viel Wohlthätigkeits-, Gesang-, Musik- und Turnvereine, welche von der Intensität des öffentlichen Lebens zeugen. Man wird mit Interesse die archäologische Sammlung besichtigen, welche zum größten Theil vom Obersten Schwab in dem Museum, welches seinen Namen trägt, zusammengestellt wurde. Eine Trambahn, welche den Fahrdienst zwischen dem Bahnhof und der Stadt besorgt, verbindet Biel mit dem schmucken Nachbarstädtchen Nidau, mit einem alten Schloß, deren Herren eine große Rolle in dem Kampf des Feudaladels gegen Bern gespielt haben, welcher seinen Ausgang auf dem Schlachtfelde von Laupen fand. Eine Drahtseilbahn setzt Biel in Verbindung mit dem am südlichen Abhang der

Schloß Nidau bei Biel.

Gebirgskette vom Chasseral gelegenen Kurort Magglingen. In Fünfviertelstunden kann der Fußgänger das dort sich befindende Hôtel erreichen. Von Evilard ab windet sich der Weg im Zickzack durch Weinberge und Gehölze und über den grünen Teppich der Weiden. Das Hôtel, ein eleganter Bau, welcher in einer Höhe von 900 Meter gelegen ist, im Schutz eines Tannenwaldes, erfreut sich eines ausnahmsweise milden Klimas. Es ist auch ein viel besuchter Sommeraufenthalt, an welchem kranke oder schwache Leute Ziegenmilchkuren, Sauermilch und im Herbst selbst Traubenkuren durchmachen können. Der Kurort bietet dem Fremden einen schönen Park, reizende Spaziergänge, große Konversationssäle, und zum Ergötzen der Augen eine prächtige Natur. Das Panorama kann mit dem von Weißenstein verglichen werden, doch muß man zugeben, daß es weniger frei, weniger ausgebreitet ist. Von Biel nach Neuveville geht die Bahn längs der nordöstlichen Küste des See's. Die Kanalisations-Arbeiten der Thièle und der Aare haben leider das Niveau des See's ein wenig verringert, und dieser lange Sandgürtel, mit seinem Schilfrohr und seinen Kieselsteinen hat dem Seebecken ein wenig von der durch Rousseau klassisch gewordenen „romantischen Wildheit" geraubt. Doch ist die Aussicht auf den See, seine Inseln und die Alpen, welche sich nach und nach entrollen, je weiter der Zug durch die Stufen der Weinberge faust, immer noch prächtig. Wie viel schöne Dörfer, welche den ländlichen Anblick der guten alten Zeit fast unberührt bewahrt haben. Da sehen wir Twann mit einem schönen Wasserfall, Ligerz (Gleresse) und Chavannes.

Wir kommen nach Neuenstadt, dieser lachenden und koketten kleinen Stadt mit ihren zahlreichen Pensionaten von jungen Leuten, ihren Schulen und gelehrten Sammlungen, ihrem Museum, die Kunde geben vom Studium und von Arbeit. Der Reiz und die Anmuth ihrer Lage haben schon manchen enthusiastischen oder zarten jurassischen Sänger zu lieblichen Ergüssen der Poesie begeistert. Die Stadt besitzt das Spital Montagu, das der Großmuth eines englischen Lords zu verdanken ist, ferner das neuerbaute Museum, das die Beute der zahlreichen Pfahlbautenstationen am See enthält.

Auf der Höhe liegen die Ruinen des Schloßberges, eines ehemaligen Sitzes der Landvögte der Bischöfe von Basel, und nahe dabei, ein hübscher, im Sommer oft eingetrockneter Wasserfall, der durch die Ruz-de-Vaux gebildet wird.

Nun die St. Peters-Insel! Eine Barke führt uns dahin. Die Insel, „die Perle des See's", bietet sich uns unter einem angenehmen und originellen Anblick. Ihr Gipfel ist gekrönt von hundertjährigen Eichen, auf der Südseite begegnen uns Weinberge und Obstgärten. Welche Verschiedenheit in der Anlage! Alleen von Obstbäumen, düstere dunkle Wege, frohmüthige Terrassen, die jeden Augenblick die Aussicht gestatten auf den See.

Die kleine Insel erhält ihren Namen von einer Abtei, die im 12. Jahrhundert vom Kloster Cluny in Burgund gegründet worden und dem heil. Petrus geweiht war. Sie wurde 1488 den Benediktinern des benachbarten St. Johann abgetreten, welches den Kirchendienst durch sechs Mönche versehen ließ. Zur Zeit der Reformation wurde das Kloster unterdrückt, und seine Güter gingen an den Stand Bern über, der es dem Bürgerspital abtrat, und der sie heute noch besitzt. Ein Schaffner verwaltet das Gut. Im Osten befindet sich das Schaffnereigebäude, in dem J. J. Rousseau 1765 gewohnt hat. Aber sein Aufenthalt war nicht von langer Dauer. Schon nach zwei Monaten erhielt er vom Rath von Bern den Befehl, diesen Ort zu verlassen. Man hat noch die Kammer erhalten, die er bewohnte. Die Mauern derselben sind bedeckt von den Namen derjenigen, die das Asyl des unglücklichen Philosophen besucht. In der Liste der Besucher ist es merkwürdig, den Namen Cagliostro's zu sehen, der lange Zeit die Aufmerksamkeit so Vieler zu fesseln wußte. Die zahlreichen Kranken, welche er zu heilen vorgab, gaben ihm auf der Insel ein glänzendes Fest.

Schiller, der große deutsche Dichter, bewegt bei dem Gedanken an die ausgestandenen Qualen des kühnen Denkers, verfaßte das schöne Gedicht über Rousseau, in welchem er die Intoleranz verdammt:

„Monument von unserer Zeiten Schande,
„Ewige Schmachschrift deiner Mutterlande,
„Rousseau's Grab, gegrüßet sei'st Du mir!"

Der Verfasser des Gedichtes „Barmherzigkeit", der Uebersetzer des „Georgiques", Dellile, welcher während der Schreckenszeit nach Ligerz geflüchtet war, kam oft, um unter den Bäumen der Petersinsel zu träumen, und in seinen Werken widmet er diesen Erinnerungen einige ergreifende Seiten:

Que j'aimais ce beau lac à mes pieds étendu,
Ces bosquets de St-Pierre, île délicieuse,
Qu'embellit de Rousseau la prose harmonieuse!

Doch ach, der Dichter würde heute ſeine Inſel nicht wieder erkennen, ſeitdem durch die Entwäſſerungsarbeiten der Sümpfe dieſelbe mit der kleinen Kaninchen-Inſel verbunden und ſelbſt mit dem feſten Boden durch eine ſchmale Straße in Verbindung geſetzt worden iſt. Unſere liebliche Inſel iſt manchmal in Wirklichkeit nur eine breite Halbinſel. Ade Romantik! O Utilitarismus! Das iſt dir zu verdanken, das iſt einer von deinen Streichen! Dennoch, im Sommer an Sonntagen und hauptſächlich während der Weinernte iſt die Inſel von einer Menge junger Leute beſucht, welche aus der ganzen Umgegend hier zuſammen kommen. Da ertönen Lieder und Muſik und Gläſerklang. Und unter dieſem nehmen wir Abſchied vom ſchönen, theuren Jura.

# Brandſchatzung,

## welche an den Rheingrafen Otto Ludwig zu bezahlen war.

Von Pfr. Dr. **Karl Schröter** ſel.

Wir von Stett und Landtſchafften Abgeſandte des Oberen Rhein viertels vff dato in der Statt Rheinfelden Empieten Allen vnnd Jeden, Unſeren bey Uns geſeſſenen Geiſt: vnnd Weltlichen mit Standesgliedern, Unſer Fründlich Dienſt Unnd gruoß Auech was wir mehr liebs vnnd guets vermögen, zuvor, vnnd füegen Jnen gantz beweglich zue vernemen. Dennoch mit deß hoch- vnnd wolgebornen Herrn Herrn Otto Ludwigen, Wildt- vnnd Rheingraffen vnnd Herren zue Vinſtingen der Confœderirten Reichsſtenden vnnd Commendanten, wir vns wegen unſerer Stett vnnd Herrſchafften an vns mit überzogener macht geſuochten Prandtſchatzung einmüetig abgefunden vnnd dahin verglichen: das wir Namblichen fünfzehentauſſend gulden zue zweien Terminen, das halb in vierzehen Tagen vnnd das ander halb von dato in MonatsFriſt vnd das in gueten groben annemblichen goldt, vnd SilberSorten ohnfehlbar

erlegen vnnd hierin khein hindernuß erzeigen sollen. Das wär dannenhero auß welt vnnd Landkhundiger höchster Angelegenheit, ja vmb mehrer Verschonung, Landt vnd Leuthen, weiterer verherung und verderbung auch gentzlicher allerseits befahrender totalruin getrungen, Ein jedes Standtsglied nach dem anderen dem vngevor observirten alten Herkhomen nach wie auß beykhomender Verzeichnuß zue vernemen anzeleggen vnd in Crafft vnß deßwegen zuegestellten mündlichen bevelchs in hier zue erheischende Contribution vnnd anlag ze nemen. Mit fründlich ersuochen vnd piten, Es wellen alle vnd jede insonders Jre quotas zue obbestimbter zeit ohne Versaumbnus einicher stundt oder minuten alhero zue Jrer Excellentia verordneter Herren Einnemer handen, vnfelbar zum halben theil beeder Terminen entrichten. Und wol in Achtung nemen obschon etliche ihre erduldete ruinationes hiefür schützen vnnd sich damit dester zue eximiren vermeinen wolten, das doch nit desto weniger weitere verfolgung mit Feuer vndt schwerdts Jrer Gotts- vnd anderer heusser Renten Zinß gefell und dergleichen einkhomen Jnen wurden vf halß gezogen, viel Ungnaden erweckht vnd was vf verhoffende Accomodation vns entzogen zue Schutz vnd Schirmb, auch fürderlichster erleichterung des obhabenden Kriegslasts der Soltadesca zuegesagt, ohnschwer wider zue vngnaden wenden würden. Deren getrösten resolution vnd schrifftlichen erklerung wir verlangendt erwarten thuendt. Signatum vnd mit der Statt Rheinfelden hierfür aufgetruckhten Secret bewart den $^{13}/_{23}$ Julii Anno 1633.

Verzeichnuß der Anlag über die 15,000 fl. angesuchte Brandschatzung:

| | |
|---|---|
| Waldshut . . . . . | 1000 fl. |
| Stadt Rheinfelden . . . . . | 1000 „ |
| Stadt Laufenburg . . . . . | 1000 „ |
| Stadt Seckingen . . . . . | 700 „ |
| Die drei Landschaften, Rheinthal, Möhlibach und Frickthal zusammen . . . | 3000 „ |
| Grafschaft Hauenstein . . . . . | 3000 „ |
| Herrschaft Laufenburg . . . . . | 700 „ |
| Wehr . . . . . | 500 „ |
| Stift Seckingen . . . . . | 1200 „ |
| Stift Rheinfelden . . . . . | 800 „ |
| Gottshaus Olsberg . . . . . | 800 „ |
| Himmelsporten zu Wyhlen . . . . | 150 „ |

| | |
|---|---|
| Hans Beuckhen . . . . . | 800 fl. |
| March und Intzlingen . . . . . | 150 „ |
| Oeschgen und Wegenstetten (die Edlen von Schönau) . . . . . | 150 „ |
| Rektorat Wölflinswil . . . . . | 200 „ |
| Pfarherr zue Frickh . . . . . | 100 „ |
| Commenthur zu St. Johann . . . . | 150 „ |
| Zell im Wiesenthal, Herr Waldvogt . | 300 „ |
| Dekan von Eychsel . . . . . | 100 „ |

# Ordinanz

## Wie die Keiserlichen Soldaten in der guarniſon zu Reinfelden ſollen unterhalten werden.

(Dez. 1632.)

Von Pfr. Dr. **Karl Schröter** ſel.

Erſtlich vff ein iedlichen Soldaten, darunter die Corporale vnnd gefreyte gerechnet Wann Sy effective vorhanden vnd ihre Dienſt verrichten, Monatlich vierthalben gulden an gelt. Den Corporalen vnd gefreyten anderthalbe portion des Commiß. Deßgleichen den Service, als die Ligerſtatt, Holtz, ſaltz vnd Licht.

Den Officieren deß Erſten blats, darunter auch der Capitain d'Armes, gemein Webel vnd Spilleuth, Monatlich an gelt zweihundert gulden. An Comiß dem Leutenant täglich 6, dem Fendrich 4 den andern Feldweibel 3 den andern Officieren 2 portiones, und den obgemelten Service.

Deßgleichen ſoll man den Officieren vff Sechs pferdt den Unterhalt geben.

Hierüber die Statt vnd Ambt mehrers zu liſern nicht ſchuldig, biß vff anderweitige Verordnung. Darnach man ſich allerſeits zu richten hatt. Geben zue Reinfelden den 26. decembris 1632.

Röm. Kay. May. hofKriegsrath,
Cammer, GeneralVeldWachtmeiſter und beſtelter Obriſter zu Roß vnd fues.
Ernest graff von Montecuculi.

# Der zoologiſche Garten in Baſel.

Von **Huldreich Schuſter.**

Hinaus aus der Stadt, aus dickluftigen, überhitzten Lokalen und ſtaubigen Arbeitsräumen, mit dem erſten Sonnenſtrahl des neu erwachten Frühlings, hinaus! Tauſende und wieder Tauſende von Menſchen mit tauſend Neigungen, tauſend Wünſchen und heute — nur einem Bedürfniß: Hinaus! Darin bleibt ſich des Menſchen Herz gleich, ob es unter der Arbeiterblouſe oder unter Sammet und Seide ſchlägt. Und Allen ſoll, ſo fordert es die Natur, ihre Wohlthat zu gute kommen. Staat und gemeinnützige Privatthätigkeit ſorgen dafür. In der Nähe der meiſten Städte laden, mit jedem Jahre mehr, grünende Anlagen und öffentliche Gärten ſelbſt die Aermſten ein, ſich drin zu ergehen nach Herzensluſt, Blüthenpracht zu ſchauen und Blüthenduft zu ſchlürfen, den Lenz zu genießen, der „Wunder webend in lauen Lüften ſich wiegt“... Mancherorts hat man ſogar ſolche Anlagen mit muntern Thieren bevölkert, d. h. zoologiſche Gärten errichtet, um dem Beſucher durch die Beobachtung des ſo ungemein erquickenden Lebens und Treibens der uns näher und ferner umgebenden Thierwelt eine weitere, unerſchöpfliche Quelle der Unterhaltung, der Erfriſchung, ja ſelbſt der Belehrung zu ſchaffen.

Aber nicht in unſerer Zeit iſt die erſte Entſtehung zoologiſcher Gärten zu ſuchen; ihre Exiſtenz reicht weit in das graue Alterthum zurück. Das Verdienſt unſerer Zeit iſt es bloß, die Bedeutung zoologiſcher Gärten auf Bildung, Geſittung, ja ſelbſt körperliches und geiſtiges Wohlbehagen der verſchiedenen Volksklaſſen in ausgedehnteſtem Maße erkannt zu haben.

Ueber ein Jahrtauſend, bevor Chriſtus geboren wurde, hatte — ſo erzählt der Chineſen heiliges Buch der Lieder — der Beherrſcher des himmliſchen Reiches, Wu-Wang, einen zoologiſchen Garten anlegen laſſen, der Säugethiere, Vögel, Schildkröten und Fiſche beherbergte, und den er „Park der Intelligenz“ benannte. Bei den Griechen finden wir das erſte Beiſpiel eines zoologiſchen Gartens zu wiſſenſchaftlichen Zwecken in der Zeit des Ariſtoteles, dem Alexander der Große von den aſiatiſchen Feldzügen alle Thiere zugeſandt haben ſoll, welche Ariſtoteles zur Bearbeitung

seiner Naturgeschichte benutzte. Weniger möchte man es gelten lassen, daß bei den Römern der Sinn für zoologische Gärten vorhanden gewesen ist; auch die Italiener sind noch heutzutage die ärgsten Thierquäler, welche sogar unsere Singvögel verspeisen und ausrotten. Die Haltung der Raubthiere in römischen Landen zu blutigen Kampfspielen kann schon gar nicht hierher gerechnet werden; auch das Halten von Thieren in den Glirarien und Fischteichen der Römer diente doch fast lediglich dem Gebrauch bei ihren schwelgerischen Mahlen. Wichtiger ist die Meldung der Geschichte, daß bei der Eroberung von Mexiko die Spanier überrascht gewesen seien durch den Anblick der imposanten kaiserlichen Menagerie, welche durch ihre Ausdehnung und Mannigfaltigkeit, ihre Teiche, Vogelhäuser und Käfige, ihr nach vielen Hunderten zählendes Dienstpersonal alles in dieser Art bis dahin Bekannte übertraf. Auch in den alten Klöstern des christlichen Abendlandes, so im 10. Jahrhundert zu St. Gallen, unterhielt man „Zwinger" mit allerlei Wild, Gethier und Gevögel: Bären, Dachse, Steinböcke, Murmelthiere, Reiher, Silberfasanen, wie solches theils in den nahen Alpen hauste, theils als Geschenk fremder Gäste dem Kloster verehrt worden war. Thiergärten zum Zwecke der Jagd hatte man im Mittelalter aller Orten, und ist wohl anzunehmen, daß manche Straßenbenennung unserer heutigen Städte, wie Hirschengraben u. s. w., mit jenem mittelalterlichen Gebrauche in Verbindung steht. Durch die Kreuzzüge und namentlich durch die Entdeckungsreisen seit dem 15. Jahrhundert sind mannigfach fremdländische Thiere nach Europa gebracht und hier gehegt worden, vor allem zu nennen der König der Thiere, der gewaltige Löwe. Von hervorragender Bedeutung aber wurden erst die Menagerien in Oesterreich, welche Kaiser Max II. in dem Lustschloß Ebersdorf bei Wien und später in dem zwischen 1564—74 erbauten Schloß Neugebäu errichtete. Die Schicksale der ersteren sind unbekannt, die zweite wurde 1704 bei den Rakoczy'schen Unruhen zerstört, von Kaiser Karl VI. aber wieder hergestellt, 1738 mit der Menagerie des Prinzen Eugen von Savoyen auf Schloß Belvedère bei Wien vereinigt und mit dieser 1752 in der Schönbrunner Menagerie untergebracht, welche bis in unsere Zeit fortbesteht. Sodann sind wilde Thiere gehalten worden im Tower zu London, in Versailles, in Potsdam, in Turin, Dresden, Kassel, im Haag und eine Zeit lang auch in Stuttgart.

Das Jahr 1794 bezeichnet einen Wendepunkt in der Geschichte der zoologischen Gärten. Es ist dies die Zeit, wo die vorerwähnte Thier-

sammlung von Versailles in den „Jardin des plantes“ in Paris verlegt wurde. Sie ist wichtig, weil damit die systematische wissenschaftliche Ausnutzung des Thiergartens im größten Maßstab begann, Vielen zum Vorbilde und zur Nacheiferung. Doch war die Einrichtung immer noch mehr die einer Menagerie, und den weiten Raum, welchen man heute mit Recht den Thieren zu gewähren sucht, finden wir erst gegeben in dem 1828 gegründeten zoologischen Garten im Regents Park zu London, dessen Grundstock aus der Menagerie des Earl von Derby zu Kowsley gebildet wurde. Immer mehr trat nun das Bestreben zu Tage, den in zoologischen Gärten vereinigten Thieren der Natur möglichst entsprechende Wohnsitze zu schaffen. Nachdem die niederländischen Seestädte Amsterdam (1838) und Antwerpen (1843) dem von England gegebenen Beispiel gefolgt waren, entstand der erste zoologische Garten in Deutschland, aber wesentlich durch Staatsfonds, in dem damals schon so genannten Thiergarten bei Berlin (1843). Auf Veranlassung des Zoologen Lichtenstein wies nämlich Friedrich Wilhelm IV. Land, Thiere und zinsfreie Beträge zu diesem Zwecke an. Der erste in Deutschland auf Grund privater Theilnahme errichtete zoologische Garten ist der zu Frankfurt a. M., begründet 1858 durch die Zoologische Gesellschaft mit einem Aktienkapital von 50,000 fl. in einem 14 Morgen großen Garten vor dem Bockenheimer Thor. Seither sind Köln und Dresden (1860), Hamburg, Wien und München (1863), letztere beide nur vorübergehend, Breslau und Hannover (1865), Karlsruhe (1866) gefolgt; aber es floriren in Deutschland einzig die vier zoologischen Gärten zu Berlin, Hamburg, Köln und Frankfurt, während Dresden und Breslau unter dem verminderten Fremdenbesuch und Hannover unter der von vornherein verfehlten Anlage des zoologischen Gartens in einem sumpfigen Wald zu leiden haben.

Die Schweiz, von der Natur zum Wohnsitze der herrlichsten Thierwelt geschaffen, besitzt ihren ersten zoologischen Garten seit bald anderthalb Jahrzehnt in Basel, seit dem gleichen Jahre, in welchem Frankfurt seinen neuen zoologischen Garten auf der Pfingstweide eröffnete.

Wenn man am südwestlichen Ende der Stadt beim ehemaligen Steinenthor hinausgeht, wo die klagenden Trümmer der Bastion täglich mehr zusammenstürzen, um in freundlichen Anlagen neues Leben aus ihren Ruinen erblühen zu lassen und durch dieselben ein neues Glied in den grünen Promenadengürtel zu fügen, welcher an Stelle der düsteren Festungsgräben das alte Basel einschließt, — wo, das neueste Unternehmen des fort-

schreitenden Verkehrs, die schmalspurige Birsigthalbahn ihren Schienenstrang selbst in die öffentlichen Straßen der Stadt eingesenkt hat, — so geleiten wenige Schritte in das lauschige Nachtigallenwäldchen, das beide Ufer des am Steinenthor in die Stadt hereintretenden Birsigflüßchens aufwärts bis zur Grenze des baselstädtischen Gebietes umsäumt. Wer kennt den Birsig wieder, der harmlos plaudernd sich heute durch sein sauber eingedämmtes Bett schlängelt, wer ihn gesehen, da der wilde Geselle Baumstämme und Brückentheile auf mächtigen Schultern mit davontrug? Dort, wo die gewaltigen Arkaden des Viadukts der Elsässerbahn sich hoch über das Birsigbett wölben, beginnt auf dessen rechter Seite flußaufwärts das Territorium des Basler zoologischen Gartens.

Es umschließt eine Gesammtfläche von gegenwärtig über 23 Jucharten (8,28 Hektaren), welche den Zwecken der Gesellschaft seiner Zeit miethweise überlassen wurde, und besteht aus dem diesufrigen Theile des der Stadtgemeinde gehörenden, dem Staat jedoch durch Gesetz zur Aufsicht übergebenen Nachtigallenwäldchens, sowie einem dem Spitalpflegeamt gehörigen Komplex Mattland zwischen dem Nachtigallenwäldchen und dem Rümelinbach. Das Terrain hätte kaum günstiger gewählt werden können. In seiner größten Längenausdehnung im Wesentlichen von Westen nach Osten sich erstreckend und von Nord gegen Süd, vom Rümelinbach gegen den Birsig, sich sanft abdachend, ist es durch diese Lage gegen Nordwind geschützt, während es den größeren Theil des Tages über den Sonnenstrahlen zugänglich und in Folge dessen warm und trocken ist. Trotz des schlechten Ganges seiner Industrie in jener Zeit und obwohl gleichzeitig durch den Bau des Musiksaals, des neuen Theaters, des Bernoullianums mannigfach in Anspruch genommen, vermochte Basel einem im Januar 1873 ergangenen Aufruf Folge zu leisten, ein Kapital von 208,000 Fr. durch freiwillige Aktienzeichnung (die Aktie zu 250 Fr.) zusammen-, und damit zu Stande zu bringen, was Zürich und Bern bis heute nicht erreichen konnten. Nicht zum Mindesten verdankt aber der am 3. Juli 1874 der Oeffentlichkeit übergebene zoologische Garten in Basel seine heutige Blüthe der glücklichen ersten Anlage, der zweckmäßigen Ausnützung des Terrains, in erster Linie also dem Schöpfer des Gesammtplanes mit den Thierwohnungen, dem Basler Architekten, Hrn. Gustav Kelterborn, welcher als gewesener Assistent des in der Spezialität für Anlage von Aquarien und zoologischen Gärten rühmlichst bekannten Baumeisters Luers die so ungemein wichtige praktische Erfahrung besaß.

Bei dieser Gelegenheit will ich gleich noch beifügen, daß die Pläne für Restauration und Direktorwohnung von den hiesigen Herren Architekten Vischer und Fueter entworfen wurden, und daß das Baukollegium von Baselstadt dem damaligen Stadtgärtner Weckerle gestattete, die Oberleitung der landschaftlichen Abtheilung zu übernehmen. Sämmtliche Entwürfe wurden vom Direktor des zoologischen Gartens in Frankfurt a. M., Hrn. Dr. Max Schmidt, einer fachmännischen Expertise unterzogen, wobei als ehrenvoll für den Gesammtentwurf hervorgehoben wurde, daß die Thierhäuser hinsichtlich ihrer Stellung zur Windrose zweckentsprechend gelegt und Sonne und Luft überall gehörig berücksichtigt worden, daß endlich die Anlage von Suhlplätzen für Hirsche und Schwarzwild und die Bewegungsfähigkeit des Wassers durch die Teichanlagen, in verschiedenen Höhen, den vorhandenen Abstufungen des Terrains entsprechend, für den dem Garten beigelegten Zweck besonders begrüßenswerth seien. Stellten sich die Gründer dieses ersten schweizerischen Thiergartens doch als Hauptaufgabe, in möglichster Vollständigkeit und naturgetreuen Gruppen dem Beschauer die Pracht und Schönheit unserer schweizerischen und vorzüglich der Alpenthierwelt darzubieten!

Von der Birsigstraße, wo dieselbe vom Eisenbahnviadukt überbrückt wird, weist eine etwa 800 Fuß lange, schattige Allee direkt auf das Hauptportal, an dessen rechte Seite das hübsch angelegte Direktionsgebäude sich anschließt, unter einem den Eingang völlig beherrschenden Vordache den Billetschalter bergend und durch die ganze Einrichtung für eine leichte, rasche und sichere Kontrolle die beste Gewähr bietend. Wilder Wein wuchert in malerischen Gewinden an den eisernen Spalieren auf. Hier tritt uns freundlich und leutselig, der ächte Typus eines schweizerischen Waidmanns, das heitere Gesicht mit den hellblauen Augen vom aschblonden, länglich schmalen Vollbart umrahmt, der Direktor des Gartens entgegen. Gottfried Hagmann, gebürtig aus Lichtensteig im Toggenburg, bekleidet sein Amt seit dem Monat Mai 1876, zu welcher Zeit er, dazumal Bezirksförster in Uznach, aus 177 Bewerbern gewählt wurde. Vor ihm nennt man als Direktor einen Basler Zoologen, Albert Müller, der einen mehrwöchentlichen praktischen Kurs bei Dr. M. Schmidt durchgemacht hatte. Aus zwingenden Gründen mußte aber das Vertragsverhältniß mit demselben schon auf Ende des ersten Betriebsjahres gelöst werden, worauf, in Folge Empfehlung des Direktors Dr. Bodinus in Berlin, der langjährige Futtermeister des dortigen Aquariums, C. Seydel

aus Altenburg, bis zur Wahl Hagmann's als Inſpektor dem Garten vorſtand. Mit Hagmann's Thätigkeit, welche neben der gründlichſten Fachkenntniß getragen wird von einer wahrhaft väterlichen Liebe und Sorgfalt für ausnahmslos alle Thiere, von einem praktiſchen Verſtändniß für die Pflege derſelben in geſunden und kranken Tagen, für die Ausführung und Verbeſſerung landſchaftlicher Anlagen, für die Selbſtherſtellung der in Menge erforderlichen Utenſilien, von einem offenen Sinn für alles Schöne, für Alles, was dem Publikum zur Freude und dem Garten zur Hebung frommt, — beginnt die eigentliche Entwickelung des zoologiſchen Gartens in Baſel zu ſeiner gegenwärtigen, allſeitig mit wahrer Befriedigung anerkannten Blüthe, deren Erhaltung in unverwelklicher Friſche die beſtändige Sorge des regſamen, nach allen Seiten hin verſtändnißvollen Verwaltungsrathes iſt. Direktor Hagmann's liebenswürdiger Wegleitung während einer längeren Reihe von Jahren verdankt der gegenwärtige Bericht ſeine Grundlage; ſie möge auch den Leſer durch die Anlagen des Gartens führen.

Die Stimmung, welche beim Betreten des zoologiſchen Gartens über den Beſucher kommt, ſei eine heitere! .. Wir ſtehen deshalb, uns vom Eingange rechts wendend, zuerſt vor dem Affenpavillon, in welchem u. A. ein Paar grüner Meerkatzen (der einzigen Affenart entſtammend, welche noch in Europa vorkommt, wo ſie auf den Felſen von Gibraltar, von Mauren zurückgelaſſen, durch das Geſetz vor Ausrottung geſchützt iſt) kegelſchiebend ſeine hunderterlei Allotria treibt. Gleich daneben verkehren in einem gemeinſamen Laufraume auf ganz freundſchaftlichem Fuße ein junger weiblicher Elephant und ein männlicher Tapir. Der Elephant kam erſt vor zwei Jahren von der Inſel Ceylon, wo im Juni 1885 das damals circa 1 Jahr alte Thier durch die beiden jungen Basler Naturforſcher Saraſin auf der Jagd am Fluſſe Kumbuk erbeutet und nach demſelben benannt wurde. Abgeſehen davon, daß das in ſeinem Kindesalter ſtehende Thier durch ſein täppiſches, kindlich-muthwilliges Weſen Alt und Jung ergötzt, gibt ihm eine außergewöhnlich reiche Behaarung ein eigenartiges Ausſehen, das an den Mammut erinnert. Der Tapir kommt von Bahia. Das prächtige, äußerſt zahme und zutrauliche Thier erträgt in liebevoller Duldung ſeines Geſpielen oft recht derbe Zärtlichkeiten. Seit Fräulein Kumbuk neulich in's „Zahnen" gekommen, wird ſie manchmal nicht nur ihrem Freunde, dem Tapir, ſondern auch in ſehr erheblichem Maße ihrem Stall gefährlich, weßhalb die „Basler Nachrichten" dieſer Tage eine Sammlung für ein neues Elephantenhaus in Scene geſetzt haben. Der jetzige Stall

ist nur provisorisch in dem für Küchen, Werkstätten u. s. w. bestimmten Flügel des Direktionsgebäudes untergebracht. . . . Die andere Seite des Weges bekränzt eine lange Reihe auf reiftragenden Stäben angeketteter Papageien, edelfarbige Araras und Kakadus. Im Schatten eines reichblühenden Fliederbusches bietet hier ein braunhäutiger Ticinese, einer unserer italienisch-redenden Landsleute von „über'm Gotthard", südländische Erfrischungen feil, auch Brotlaibchen zur Fütterung der Thiere. Eine seiner saftigen Goldorangen verzehrend, vorwärts wandelnd auf den breiten, mit gelbem Kiessande bestreuten Wegen, hie und da hineinblickend in lauschige Lauben, von fröhlichen Gruppen plaudernder Mädchen, spielender Kinder, balgender Jungen belebt, begegnen wir rechts dem ersten Geflügelhaus, während links durch niedriges Gebüsch der Weg zu den Geflügelteichen führt. Der Einfluß dieser Geflügelabtheilung unseres zoologischen Gartens als Akklimatisationsstation wird heute allgemein anerkannt; das jeweilen von ihr zur Ausstellung gebrachte Geflügel hat stets erste Preise erzielt, und jährlich werden eine große, noch stets wachsende Zahl prächtiger Exemplare theils an Hühnerzüchter abgegeben, theils bei den öfter stattfindenden Thierverloosungen (wobei die Eintrittskarten als Loose gelten) als Prämien ausgesetzt. Die eigentliche Behausung des Geflügels ist gemauert und für eventuelle Erwärmung eingerichtet; die einzelnen Parthien des Hühnerhofes sind durch Drahtgitter von einander getrennt. In über einem Dutzend gepaarter Arten treffen wir die Haushühner, die Langshan, Bramah, Cochinchina, Paduaner, Bantam u. s. w., von den Feldhühnern die Wachtel und das Rebhuhn; dann aber auch das einsame Steißhuhn und das Pampashuhn, sowie drei Arten imponirender Hokkohühner. Haus- und Wildtauben in wieder einem Dutzend Arten pflegen in den obern Regionen der Behälter ein monotones Faullenzerdasein. Ein stiller Promenadeweg zieht sich hinter dem Hühnerhause die leichte Anhöhe hinan. Seine Endpunkte krönen die Volièren der einheimischen Sperlingsvögel und der Exoten, vorzügliche Kollektionen mit zum Theil wunderhübschen Thierchen. Die beiden großen, durch einen Promenadedamm getrennten Teiche, romantisch eingebettet zwischen das landschaftlich schöne Bild der Anlagen, über das von der Stadt her der silbergraue St. Elisabethenthurm grüßend herüberlugt, beherbergen ein in 26 Arten und noch weit mehr Nuancen variirendes Geschwader von Schwimmvögeln. Weiße und schwarze Schwäne gleiten majestätisch dahin und ziehen weite Furchen in den glänzenden Wasserspiegel. In raschem Fluge, oft ganz in's Wasser

tauchend, kreist die Möve drüber hin. Gänse und Enten knattern und schnattern, und stattliche, gelbbeschuhte Pelikane recken am Ufer schläfrig den langen, schmalen, plattgedrückten Schnabel in die Luft und blähen den weißen Kropfbeutel und schreien wohl manchmal fast so laut wie ein Esel. Auf der sumpfigen Abdachung gegen das den südlichen Theil des Gartens ganz erfüllende Wäldchen klappern Störche, Stelzvögel aller Art machen sich mit mehr oder minder Geräusch bemerkbar, dickleibige Sumpfenten watscheln über die schlüpfrigen Stege einer Pfahlbaute. Dem Teiche entlang zurückgehend und das stets belebte Fischotterbassin zur Seite lassend, sehen wir uns auf dem großen Rundplatze um, an dem der Musikpavillon steht, und steigen nordwärts empor über zwei schattige Restaurationsterrassen zum eigentlichen Restaurationsgebäude. Jungfer Krebs, die gutmüthige Wirthin, könnte all ihre Gutmüthigkeit verlieren, wollten wir an ihrem tadellos in Stand gehaltenen Büffet achtlos vorüber gehen. In englischem Jagdschlößchenstyl, mit Thürmchen, Erkern u. s. w., in Backstein malerisch ausgeführt, erhebt sich der Bau direkt an der Grenzlinie, welche der Rümlinbach bildet, auf dem Höhenpunkte des Abhangs und den ganzen Park überblickend. Außer den Räumlichkeiten für das Wirthschaftspersonal, Küche, Speisekammer u. s. w. enthält das Gebäude zwei dem Garten zugekehrte offene (im Winter durch Glaswände verschließbare) Hallen, welche durch einen geschlossenen Mittelbau verbunden sind und leicht zu einem ganzen großen Saal umgewandelt werden können. . . . Der Peripherie des Gartens folgend, haben wir rechts zunächst die in Lage und Gestalt dem Hühnerhaus entsprechende, theilweise auch Angehörige desselben beherbergende Fasanerie. Eitel und selbstgefällig wiegen gold- und silberprunkende Fasanen ihre langbeschweiften Leiber zwischen dem dunkeln Grün üppiger Cypressen. Turteltäubchen girren verliebte Weisen, während eine Fontäne glitzernde Wasserperlen zu ihnen hinaufsendet; Kampfläufer, den spitzen Schnabel gleich einer eingelegten Lanze kühn voran, durchmessen gravitätisch den ihnen angewiesenen Raum und eine Kranichfamilie gaudirt durch ihr possenhaftes Eheleben. Lassen wir sie! . . . Nach links wendet sich unser Blick derjenigen Gruppe zu, welche unserem Herzen vor allen nahe steht, welche in kleinem Bilde uns das Schönste unseres herrlichen Vaterlandes vor Augen zu zaubern berufen ist, — ein Alpengehege. Es vergegenwärtigt uns eine Alpentrift mit Blockhütten und rieselnden Brunnen, die Felsenspitzen unserer Berge, wo die Gemse kühn über Abgründe setzt. Wir haben in unserem zoologischen Garten dem

lieblichen Schauspiel gar oft zuschauen können, wenn der Abend leise zu dämmern begann, wenn hinter den Häusern des nahen Dorfes Binningen von der Allschwyler Waldkuppe und vom Hügelkamme des Holee bis zu der Anhöhe von St. Margrethen mit dem freundlich herniederwinkenden Kirchlein noch das Glühroth der untergegangenen Sonne flammte. Ja, man hat dem „Gemsensprung" bei uns mit eben der allgemeinen, freudigen Erwartung entgegengesehen, wie die Touristen in unseren Bergen dem Alpenglühen. Zur Stunde aber, wo ich dies schreibe, ist das Gehege der Gemsen leider vereinsamt; nur eine einzige weibliche Gemse irrt durch die verlassenen Behausungen. Wie so es kam? Seit der Eröffnung des Gartens hatte man die Freude, die Gemsen gut gedeihen zu sehen; hatte man doch das seltene Glück, von denselben Nachkommen zu erhalten. Es mußte deßhalb auf Leiter und Freunde des Gartens höchst entmuthigend wirken, als man machtlos zusehen mußte, wie der schöne Gemsenbestand, ein Stück nach dem andern, dahinschwand. Seuchenhaft hat der Tod gehaust im Revier; in einem einzigen Jahre (Mitte Mai bis Ende Dezember 1886) sind ihm nicht weniger als acht Gemsen verschiedenen Alters zum Opfer gefallen. Es ist jammerschade! Wie sehr wünsche und hoffe ich, daß die stolzeste Zierde unseres Gartens recht bald wieder aufblühen möge. Schwierigkeiten stehen einer raschen Wiederbevölkerung des Gemsreviers eben schon deßhalb entgegen, weil laut Bundesgesetz das Fangen und Feilbieten von Gemskitzen ganz verboten ist und auch zum Behalten zugelaufener Thiere jeweilen die Bewilligung der Regierung nachgesucht werden muß. Noch vor zwei Jahren konnte sich einer Hochwild-Kolonie, wie wir sie damals besaßen, kein anderer zoologischer Garten rühmen; von den Steinböcken gar nicht zu reden, die nur noch in einzelnen Exemplaren in Wien und Dresden existiren. Auf das Steinwild zwar darf der Basler zoologische Garten sich heute noch etwas einbilden, obwohl auch diese Abtheilung des Alpengeheges von epidemischer Krankheit und Tod hart mitgenommen wurde; einzig die Hausziegen, die Säugammen der Steinkitzchen, blieben von der eigenthümlichen Krankheit sonderbarer Weise gänzlich verschont. Leider haben unsere beiden ächten Steingeißen dieselbe nicht überdauert. Stolz und majestätisch erhebt nur noch der Steinbock (zu drei Viertel Vollblut) sein gehörntes Haupt und sieht seine im Garten geborene Nachkommenschaft wieder vorzüglich gedeihen. Es besteht dieselbe aus drei Steingeißen und zwei Steinböcken von drei und zwei Jahren, welche beide zu sieben Achtel Vollblut sind, ein Ergebniß, das bisher in einem zoolo-

gischen Garten, so viel bekannt, nie, bei uns in der Schweiz überhaupt seit 50 bis 60 Jahren oder seit dem Aussterben dieses Wildes in den Alpen nicht mehr vorgekommen ist. Dabei darf ich wohl erwähnen, daß der hiesige zoologische Garten das Seinige zu den Bemühungen der Rhätiasektion des S. A. C., behufs Wiedereinführung des Steinbocks in unseren Alpen, beitragen will und die Angelegenheit mit großem Interesse verfolgt. So hat er seiner Zeit der Rhätia eine Steingeiß geschenkt (Halbblut, aber sehr schön).* .. Wir wandern nun weiter! Die Raubvogelvolière, das Raubthierhaus und die Eulenburg bilden die westliche Lisière des Gartens, wie er ursprünglich angelegt wurde. Zwischen denselben hindurch führt aber jetzt der Weg auf das neue Terrain (4½ Juchart, ebenfalls vom Spitalpflegeamt), das vor zwei Jahren dem Garten beigefügt wurde, und das in seiner Mitte ein großes, durch einen Kranz junger Bäume begrenztes Rondell, die Festmatte, birgt. Dort oben thronen die Raubvögel des Tages, zu Zweien oder Dreien zusammengekauert, die See- und Steinadler, die Geier, Falken, Sperber, Habichte u. s. w., kräftige Thiere, die scheu auffliegen, wenn man sich ihnen nähert und gegen das Gitter hinprallen, an dem sie mit aller Gewalt rütteln; — dort unten in der grauen Schloßruine, wo über dem Portal noch das herrschaftliche Wappen erkennbar ist, hausen die Raubvögel der Nacht in den Fensterlichtern, die Käuze und Eulen und das unheimliche Volk der Uhu's. Dazwischen aber, hinter festen Gittern und Stäben wohl verwahrt, liegen Panther und Leopardenpaar, schöne königliche Thiere, welche dem Garten von fern weilenden Baslern gestiftet wurden, Waschbär, Wolf und Fuchs und Dachs, deren Nähe das Auge interessirt, aber die Nase beleidigt. Das ist auch bei den schwarzborstigen Wildschweinen der Fall, die drunten im untersten Winkel des Parkes grunzend den schlammigen Boden aufwühlen. Doch wir wollen einstweilen noch droben verweilen, wo in weiten Gehegen, dem Raubthierhaus gerade gegenüber, der Ein- und Zweihufer mehrere unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Zwei schottische Ponnies, die den Garten mit einem männlichen Jungen beschenkten, liebkosen die dargebotene Hand; sie bilden das oft bewunderte Gespann der kleinen, der Jugend dienenden Gartenequipage. Die Zucht der Zebus gedeiht vorzüglich; die höckerigen Thiere bewähren sich auch bei uns als

* Basler Nachr. 9. XII. 1885.

ganz patentes Zugvieh. Gemeinschaftlich mit ihnen haust eine Kameelstute, das Geschenk einiger Gönner. Sie folgte dem im Jahr 1884 aus der Kalmücken-Karawane gekauften Kameelpaar, das im Laufe des Jahres 1886 an Tuberkulose zu Grunde gegangen ist. Die Acquisition jenes Kameelpaares war so denkwürdig, daß ich sie nicht stillschweigend übergehen darf. Der launige Plauderer des „Volksfreund" kam nämlich damals auf den Gedanken, daß ein Kameel im zoologischen Garten sehr am Platze wäre, damit man allda, zu Nutz und Frommen der Besucher, die sinnig volksthümliche Bedeutung dieses Thiernamens stets vor Augen hätte. Und auf seinen Vorschlag spendete Jeder zu Stadt und Land, der sich gestehen mußte, daß er schon einmal im Leben ein „K. . . . ." gewesen, zur allgemeinen Sammlung einen Kameelsfranken, und siehe da — es kam so viel Geld zusammen, daß nicht nur ein Kameel gekauft, sondern demselben auch noch eine Lebensgefährtin zur Seite gegeben werden konnte. Leider hat das Glück nicht lange gedauert! . . . Prächtige Nilgauantilopen mit fröhlichen Jungen, zahlreiche Mähnenschafe, weiterhin ein Guanaco, Mufflon, Bisons und Yaks, alle in kräftigen, zum Theil mächtigen Vertretern, geben der Beschauung reichen Stoff. . . Und nun steht man mit einem Male vor einem Geländer und schaut hinunter in den großen, massig gebauten Bärenzwinger. In dessen einer Abtheilung fristet der alte Mutz, der seiner Zeit zur Eröffnung des zoologischen Gartens aus dem Bärengraben in Bern hergekommen ist, sein Wittwerdasein. Fünf Jahre war ihm eine Lebensgefährtin gegeben, die jedoch kürzlich abgeschossen werden mußte, weil die ohne lebende Nachkommen gebliebene Mutzenfamilie in ernstes Zerwürfniß gerieth. In Folge dessen hat nun aber der Garten zwei junge Bärinnen angekauft, die äußerst possirlich sind und zusammen die große, mit Bassin und Klettertanne versehene Abtheilung des Bärenzwingers bewohnen. Alter Gewohnheit folgend, steigt man nun wohl, an den hohen, vergitterten Spitzbogen des Zwingers vorbei, hinab in den Park, wo ringsum saftiges Grün, herrliche Kühle, melodisches Bachgeplauder uns umfängt. Wohl wenden wir uns noch etwa den mit großem Glück gehegten Hirschen und Rehen zu, die uns ein Stücklein Brod nach dem andern zutraulich aus der Hand fressen, lassen die Eichhörnchen von den Nüssen knacken, die wir in der Tasche mitgebracht, schauen wohl von Weitem zu, wie dort eine neugierige Gruppe das Bassin des Alligators umlagert oder dort, am Wege gegen das Hauptportal des Gartens hinauf, das Terrarium mit den Schildkröten, Eidechsen, Lurchen und Schlangen

anstaunt, — am liebsten verweilen wir doch auf dem herrlichen Parkwege, wo im Busch vielstimmig die Vöglein zwitschern und die Amsel singt und die Nachtigall schlägt in wunderbaren Herzenstönen, wenn Tag und Nacht sich zusammenfinden im kosenden Flüstern des Abendhauches. . . . .*

Dies Alles zeigt ein Gang durch den Basler zoologischen Garten. Und wie lehrreich und zugleich erquickend ist erst ein aufmerksames Betrachten und Beobachten jeder einzelnen Gruppe, jeder einzelnen Thiergattung! Ein wesentliches Augenmerk muß die Leitung aber auch ihrem Garten als Unterhaltungsort widmen, und in der That versteht sie es meisterlich, von Zeit zu Zeit Neues zu bringen. Ganz abgesehen von den regelmäßigen Sonntagnachmittags-Konzerten, hat sie sich großen Beifall errungen durch die Veranstaltung von Volksfesten, bei welchen sie die altschweizerischen Volksspiele wieder eingeführt hat, die so Viele und so unendlich ergötzen können: das Wannen-, Sack- und Seilgumpen, das Wassertragen, das Entenstechen (bei welchem einer der besten baslerischen Trommler, der bekannte Meister Beck, in der Uniform der baslerischen Stadtgarde aus den Dreißigerjahren paradirte) u. s. w., u. s. w.; — sie unterhält im Winter eine Schlittschuhbahn und eine russische Schlittbahn; — sie hat Wettrennen von Hunden veranstaltet, denen sie die Weghindernisse mit Würsten bekränzte; — sie veranstaltet Thierverloosungen im Sommer, eine Eierverloosung zu Ostern und noch viel anderes mehr. Sie hat aber auch im Verlauf der Jahre des Sehenswürdigen viel nach Basel gezogen und uns höchst interessante ethnographische Bekanntschaften vermittelt. Wer erinnert sich nicht der Nubierausstellungen in den Jahren 1879 und 1880, der nubischen Nächte und der Nilpferde, der Ausstellungen zweier Seelöwen und eines Schimpansen im September 1881, der Hagenbeck'schen Schlangenkollektion im Juni 1882, der Siamesen-Karawane im Jahr 1883, der Kalmücken-Karawane im September 1884 oder der Somalistraußen im April desselben Jahres, der Singhalesen-Karawane mit ihren zwölf heiligen Elephanten im Juli 1885 u. s. w. Einer Völkerwanderung gleich ist das Publikum, sind hauptsächlich auch Schulen bei Gelegenheit dieser letztgenannten Ausstellung von fern und nah herbeigeströmt, um diese glänzend große Truppe halbnackter oder phantastisch aufgeputzter Bewohner

* Eine bildliche Darstellung des zoolog. Gartens in Basel ist soeben als hübsches Album von der Lichtdruckanstalt H. Besson herausgegeben worden. Preis Fr. 3. 50.

der indisch-paradiesischen Insel Ceylon zu bewundern, in ihrem ganzen Thun und Treiben anzustaunen. Wiederholt hat der zoologische Garten auf seinem Revier ganzen Menagerien Raum gegeben und zweimal hat er die Hundeausstellung der Schweiz. Kynologischen Gesellschaft bei sich aufgenommen. So sucht er nach allen Seiten hin den Bedürfnissen des Publikums zu dienen, ohne indeß seine Hauptaufgabe: die sorgliche Pflege der unter seiner Obhut stehenden Thiere, auch nur einen Augenblick nebensächlich zu behandeln. Und das Ergebniß dieser Pflege ist ein sehr erfreuliches gewesen; sind doch beispielsweise im Jahr 1886 allein im Garten folgende nennenswerthe Säugethiere geboren worden: 4 Dam- und 2 Axishirsche, 1 Wapitihirsch, 2 Rehe, 2 Mähnenschafe, 1 Steinbock $^7/_8$ Blut, 1 Gemse, 1 Nilgauantilope, 1 Zebu, 1 Yak und 10 Wölfe (in einem Wurf).

Aber ein zoologischer Garten kostet Geld, mehr Geld, als selbst ein günstiger Betrieb abwerfen kann. Ueber die „finanziellen Unterstützungen der zoologischen Gärten durch Behörden und Private" veröffentlichte Direktor Hagmann erst jüngst* eine ganz vorzügliche statistische Zusammenstellung, welche die zoologischen Gärten zu Berlin, Breslau, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Karlsruhe, Köln, Leipzig, Münster i. W., Stuttgart, Paris (Jardin d'acclimatation und Jardin des plantes), London, Basel, Amsterdam, Haag, Rotterdam, Antwerpen, Budapest, St. Petersburg und Kopenhagen umfaßt und mancherorts willkommenen Anlaß und Stoff bieten mag, Behörden und Bürgerschaft erneuert auf die zoologischen Gärten aufmerksam zu machen und sie zu erinnern, daß es die gesundesten Unterhaltungsstätten für Alt und Jung sind. Eine Stadt oder eine Bevölkerung aber, die ein solches Institut geschaffen und dasselbe unterhält, ehrt damit sich selber.

---

* „Der zoologische Garten", Frankfurt a. M., 1888, Nr. 1, S. 9.

# Dorf und Schloß Blotzheim im Elsaß.*

(Mit Abbildung des Schlosses.)

Von F. A. Stocker.

## Die Geschichte des Dorfes.

Das Dorf Blotzheim im Ober-Elsaß liegt, von Basel aus gesehen, von dem es $1\frac{1}{2}$ Stunden entfernt ist, links von der großen Pariser Straße und der Eisenbahn nach Mülhausen, an den letzten Abdachungen des Jura in einer fruchtbaren Ebene, die einst das große und prachtvolle Waldgebiet der Hardt umfaßte. Die fortschreitende Kultur und das Bedürfniß nach ertragreicherm Erdboden hat den prächtigen Wald zurückgedrängt und die Dörfer liegen nun frei und offen da.

Die Anfänge der Entstehung des Dorfes Blotzheim sind nicht genau festzustellen. Nach mancherlei Wahrnehmungen möchte man glauben, daß es auf römischem Boden stehe; denn Schöpflin lehrt uns schon, daß sieben Tumuli gegen die Schweizergrenze hin, wovon der bemerkenswertheste auf dem Liesbüchel sich befand, darauf schließen lassen, es möchten diese Massengräber in der Nähe von Basilea, Augusta Rauracorum und Arrialbinnum (Binningen) die Ruheorte von römischen und germanischen Soldaten sein, die in der Schlacht daselbst gefallen sind.

Die erste Kenntniß, die wir von Blotzheim erhalten, reicht in's 8. Jahrhundert hinauf, schon in einer Urkunde vom Jahre 728 kommt die Ortschaft unter dem Namen Flobotesheim.** Graf Eberhard, Sohn des Herzogs Adelbert von Elsaß, schenkt dem Kloster Murbach, das er gebaut, mehrere Güter im Ober-Elsaß, so auch zu Flobotesheim (Blotzheim). Dieser Ort war somit zur Zeit der Alemannen und Franken Eigenthum der Herzoge von Elsaß. In einem Dokument vom 15. März

* Nach eigenen Materialien, Mittheilungen der Mad. de Salomon in Blotzheim und an der Hand der Broschüre „Blotzheim, son passé, son présent," par Sabourin de Nanton, Strasbourg, J. Noiriel, bearbeitet.

** Boos, H., Urkundenbuch von Baselland 3. 13.

778 finden wir ebenfalls bei einer Schenkung den Namen Blabodsaime und selbst Blabodesheim. Vom Anfang des 9. bis zum Anfang des 11. Jahrhunderts wird Blotzheim in den vorhandenen Urkunden nicht wieder genannt. Erst durch einen Akt vom 1. Juli 1004, wonach der deutsche König Heinrich II. dem Bischof Adalbero von Basel den Hardtwald schenkt,* der damals von Banzenheim gegenüber Neuenburg am Rhein bis Binningen bei Basel reichte, wird Blotzheim unter dem Namen Blathzheim aufgeführt. (Trouillat.)

Am 17. Juli schenkt Johannes rector altaris s. crucis ecclesiæ Basiliensis dem Kloster Olsberg das Recht an verschiedene Güter in Basel, Magden, Winterfingen und Blatzheim.

Diese Schenkung wurde den 25. April 1040 von König Heinrich III. bestätigt. In der Urkunde vom 20. Dez. 1146, mit welcher Papst Eugen III. die Besitzungen des Klosters St. Alban zu Basel bestätigt, finden wir auch Besitzungen zu Bladolzheim genannt. Noch mehrere Urkunden könnten bis zum Jahre 1195 aufgeführt werden, worin Blotzheim vorkommt, allein es ist daraus nicht ersichtlich, welche Rolle es gespielt und welche Bedeutung es gehabt haben mag.

Deutlich tritt dies dagegen zu Anfang des 13. Jahrhunderts hervor, wo wir schon genügende Spuren einer Gemeindeorganisation finden. Vor 1280 war Blotzheim mit Mauern und Gräben umgeben, und das Dorf stand unter einem Vogt oder Schultheiß, der vom Kaiser ernannt war, und dem von der Bürgerschaft gewählte Schöffen beigegeben waren. Die Vogtei gehörte zur alten Herrschaft Landser.

Trotz der Mauern und Gräben waren die Häuser des Dorfes von Gärten und Baumgärten, selbst von Reben umgeben; aber weder Bauten noch öffentliche Werke verschönerten den Ort, den an den Ringmauern zwölf Linden umgaben. Eine derselben war uralt und beschützte mit halb entlaubter Blätterkrone die aus dem 13. Jahrhundert stammende Wallfahrtskirche „Maria zur Eich".

---

* Der Name Blatzheim kommt auch in Basel vor. In der gegen den heutigen Spalenberg sich hinunterziehenden Straße „Sodgasse" stand dem Haus zum Wolf gegenüber das Haus Blatzheim (alte Nr. 608). 1272 domus dicta de Blatzheim juxta strata sotgassen. 1272 domus in der sotgassen, in qua filius illius de Blatzheim morari consuerit. Dieses Haus bildete die untere Ecke gegen den heutigen Spalenberg. Die Blatzheim waren Tuchmacher. (Fechter, Basel im 14. Jahrhundert 74.)

Jahre lang genoß Blotzheim hinter seinen Mauern die Wohlthat der Ruhe und Sicherheit, bis 1268 der Bischof von Basel, Heinrich III. von Neuenburg, im Kriege mit dem Grafen Rudolf von Habsburg das neu befestigte Blotzheim verwüstete. Zwanzig Jahre später, 1288, belagerte Peter I., Reich von Reichenstein, Bischof von Basel, das Dorf und verwüstete die Gegend bis hinüber nach Mümpelgard.

Trotz dieser schweren Kriegszeiten gewann das religiöse Leben in der Erbauung von Kirchen und Klöstern einen bemerkenswerthen Ausdruck. Als die Ueberschwemmung von 1267 die Cisterzienser Klosterfrauen von Michelfelden (bei Hüningen) genöthigt hatten, das verwüstete Kloster zu verlassen, verlegte der Basler Bischof Heinrich von Neuenburg am 18. Juni 1267 das Stift nach Blotzheim (Blatzen heißt es in der Urkunde vom 14. Juli) und enthob das neu erbaute Haus von allen Verpflichtungen und bestätigte ihm alle seine Rechte. Das neue Kloster bestand bis zur Zeit des Konzils von Basel, wo es gänzlich niederbrannte (Urkunde von Lützel 1450). Da keine Aussicht vorhanden war, es je wieder aufzubauen, so beschloß das Generalkapitel des Ordens unter Zustimmung Kaiser Friedrich III. dessen Vereinigung mit allen seinen Einkünften mit der Abtei Lützel.

Die Vereinigungsurkunde, durch welche Blotzheim in eine von der Abtei Lützel gleichwohl unabhängige Position gestellt wurde, datirt vom 14. September 1450. Auch die Pfarrei Blotzheim wurde mit allen ihren Gütern und Einkünften Lützel unterstellt (27. Januar 1447). Das Nonnenkloster von Blotzheim wurde zeitweise mit Schenkungen bedacht, so 1275, 1292 und 1296. Wo das Haus stand, in dem die Nonnen dem Gebet und den häuslichen und landwirthschaftlichen Arbeiten innerhalb des Hofraumes oblagen, ist nicht genau festzustellen; 20 bis 25 Nonnen bewohnten das Klösterlein, das 183 Jahre existirte.

Die Pest hat Blotzheim nicht verschont, in den Jahren 1348 bis 1349 raffte sie einen großen Theil der Bevölkerung hinweg.

Zwanzig Jahre später (1469) kam eine neue Landplage, die Gugler unter Engelhard von Coucy. Im Sundgau und im Elsaß überhaupt blieben sie sechs Wochen und verbrannten mehr als 40 Dörfer. Ob Blotzheim darunter ebenfalls litt, ist um so wahrscheinlicher, da es auf dem Wege dieser Räuberbande lag. Noch heute nennt man die römische Straße von Hiesingen aufwärts das „Englische Strößel". Als dann die „Armen Gecken" 1444 in's Elsaß kamen, brannten sie nicht weniger denn 110 Dörfer zusammen.

Der Armagnakenkrieg war doppelt nachtheilig, weil er den St. Jakober-Krieg hervorrief, der im Elsaß seinen Anfang nahm. Elsässische und Basler Edle im Elsaß hatten den Armagnaken in jeglicher Weise Vorschub geleistet und mit ihnen sympathisirt. So der Basler Edelmann Götz Heinrich von Eptingen zu Blotzheim. Den 12. April 1445 schickten die Basler mit ihrem Hauptmann Andreas Ospernell 500 Mann gegen Blotzheim, um das dem Heinrich Götz von Eptingen zuständige Schloß einzunehmen. Die Ursache dieser Sendung war, daß dieser Edelmann, der zugleich Burger von Basel war, vor Ankunft des Dauphins im St. Jakober-Krieg gegen die Stadt Partei genommen hatte, indem er erklärte: die Eidgenossen hätten an Zürich den Schlüssel verloren, welchen jetzt sie (die Edelleute) in Händen hätten. Ferner hätte er sich bei dem Ueberfall des Schlosses Pfirt durch das französische Volk in des Feindes Schloß verfügt und sein Pferd in die Schlacht von St. Jakob geliehen, statt sich der Stadt zur Verfügung zu stellen.

Das Schloß Blotzheim wurde noch am gleichen Tage erobert und besetzt, damit den Baslern daraus keine Feindschaft mehr begegne. (Wurstisens Chronik, Buch V, S. 413.)

Der Große Rath von Basel hatte alle Edle, die den Dauphin unterstützt hatten, ihres Burgerrechtes verlustig erklärt; die meisten dieser Edlen gehörten dem obern Elsaß an, mit Götz von Eptingen hatte man den Anfang gemacht, Andere folgten.

Bei diesem Anlasse ist zum ersten Male urkundlich von einem Schlosse Blotzheim die Rede. Allem Anscheine nach war dasselbe eine wohlbefestigte mittelalterliche Burg, die in Kriegszeiten als Refugium für Leben und Eigenthum diente. Noch im Jahre 1728 war der Plan des Schlosses vorhanden. Eine hohe und feste Umfassungsmauer mit allen Mitteln der Vertheidigung gegen allfällige Angriffe umgab das Schloß. Um die Mauer lief ein tiefer Wassergraben, in den ausspringenden Winkeln standen Thürme für die Zwecke der Vertheidigung, die gleichzeitig auch das befestigte Dorf umfaßte. Dieses Schloß stand der Straße viel näher als das heutige Schloß der Madame de Salomon; noch heute findet man beim Nachgraben Mauerreste der alten Befestigung.

Die Eptingen, bald Freunde, bald Feinde der Basler, verkauften schließlich, was sie noch im Jura besaßen und ließen sich ganz im Elsaß nieder. Zur Zeit der Zerstörung des Schlosses war Susanna von Eptingen Aebtissin von Andlau und lebte bis 1479.

Der von Oesterreich unterstützte Streit der Adeligen des Elsasses mit der Stadt Mülhausen brachte dem Dorfe Blotzheim eine schwere Zeit. Die Stadt Mülhausen hatte den Adel vertrieben und sich zu besserem Schutz mit den Eidgenossen verbunden. Anfangs des Jahres 1468 sandten diese 14,000 Mann aus Bern, Solothurn, Freiburg und Biel unter dem Befehle Adrian's von Bubenberg nach Mülhausen, das durch den elsässischen Adel unter dem Landvogte Thüring von Hallwyl belagert war. Das Dorf Blotzheim wurde von den Eidgenossen hart mitgenommen, zuerst geplündert und dann verbrannt; die Ernte (es war mitten im Sommer) wurde zerstört und die Einwohner (so erzählt Charles de Sablière in seiner Geschichte von Mülhausen) gefangen genommen oder getödtet. Habsheim wurde ebenfalls eingenommen und angezündet. So endete der Mülhauser Krieg für Blotzheim.

Kaum war dieser Sturm vorüber, so kam der deutsche Bauernkrieg von 1525, der auch das Elsaß mit seinen Schrecken ergriff. Das Zeichen zum Aufstand im Sundgau gab gegen Ostern der Priester Johann Berner in Hellfrantzkirch, der sich als ein Apostel der Freiheit und der Menschenrechte aufthat und mit dem Bauer Mathias Nidhard von Eschenzwiller das obere Elsaß in Bewegung setzte und mit seinen Schaaren allerlei Exzesse verübte. Die Bevölkerung von Blotzheim machte mit ihnen gemeinsame Sache; denn sie war von jeher in Streit mit ihrem adeligen Herrn und von den Grundsätzen der Freiheit leicht zu begeistern. Ueber ihre besondere Theilnahme am Kriege selbst ist uns nichts überliefert worden.

Der dreißigjährige Krieg brachte unserm Elsässer Dorfe schwere Tage. Die Schweden hatten sich über den ganzen Sundgau verbreitet; von den gut katholischen Elsässern waren sie aber auf's Gründlichste gehaßt und manch' vereinzelter protestantischer Soldat fiel meuchlings unter den Streichen der Bauern. Die zahlreichen Ausschreitungen der Schweden erbitterten das Landvolk derart, daß es sich zusammen rottete und gegen dieselben geschlossen auftrat. Der Kommandant der Garnison von Häsingen, Oberst Harpf, lieferte ihm ein Gefecht, in dem viele Bauern umkamen. Blotzheim, wo viele derselben sich verschanzt hatten, ging in Flammen auf.

Bardy erzählt diesen Vorfall in der „Revue d'Alsace" in folgender Weise: Die Bauern hatten sich Anfangs Februar 1633 in das Dorf Blotzheim zurückgezogen, wo sie bald von 19 Kompagnien schwedischer Reuter eingeschlossen wurden. Sie sahen leicht, daß sie verloren waren; doch wollten sie sich nicht ergeben. Man schickte ihnen eine Parlamentärtruppe

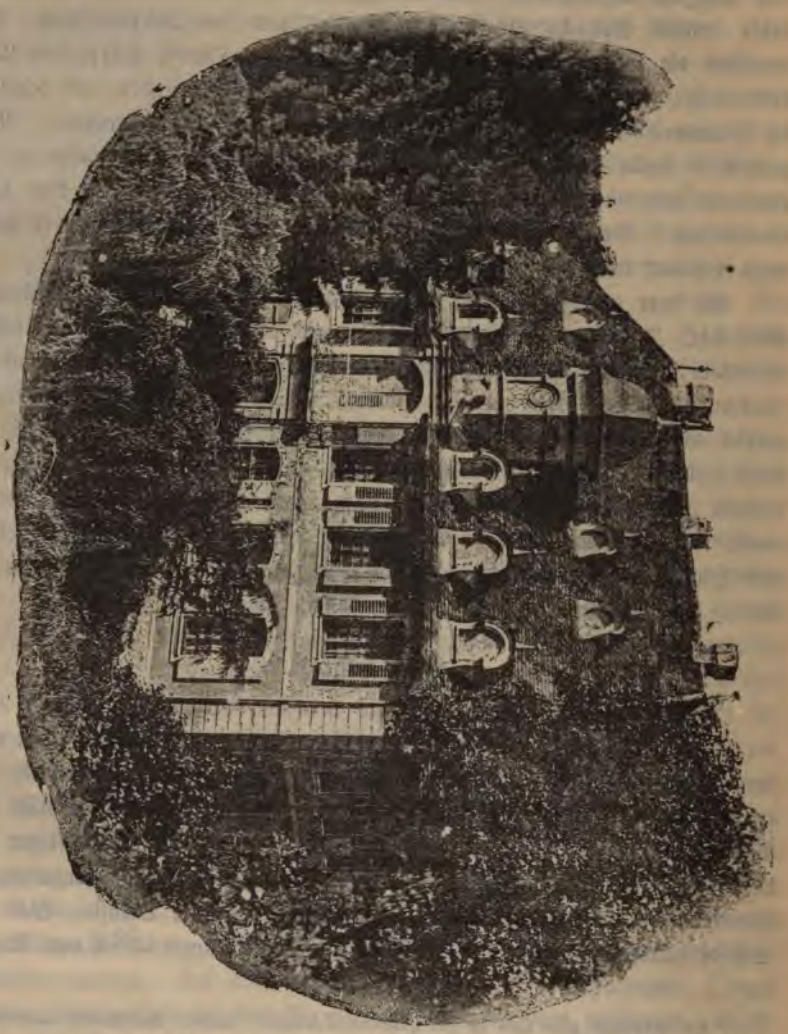
von vierzehn Mann mit einem Trompeter. Aber die Bauern verstanden keine andere Sprache als die des Hasses und der Verzweiflung. Sie machten die fünfzehn Mann nieder. Nun kannte Oberst Harpf kein Mitleid mehr. Er ließ das Dorf an allen vier Ecken anzünden und legte es in Flammen; wer nicht entfliehen konnte, wurde niedergemetzelt. Man zählte in kaum zwei Tagen bei 2000 Todte; 900 wurden gefangen genommen und nach Landser abgeführt, wo man sie ohne Mitleid dem Tode überlieferte. Der Ort, wo die Unglücklichen hingerichtet wurden, ist heute noch bekannt und heißt „Kuttelausgraben".*

Es war eine schreckliche Zeit und der Sundgau bot ein betrübendes Bild dar. Alles war zerstört, niedergebrannt, ausgeraubt; Städte, Klöster, Spitäler, Dörfer, Höfe und Weiler, Alles litt unter diesen entsetzlichen Zuständen. Die Märkte und der Verkehr waren unterbrochen; die Lebensmittel waren theuer und selten; der Hunger führte die Pest herbei und diese räumte unter der Bevölkerung noch auf, was der Krieg übrig gelassen. Als Blotzheim mit dem Elsaß an Frankreich überging, bot es einen traurigen Anblick: die Bevölkerung war herabgekommen, Ackerbau und Handel ruinirt und der einstens so ansehnliche, fast städtische Ort zu einem gewöhnlichen Dörflein herabgesunken.

## Das Schloß.

Vor dem dreißigjährigen Kriege gehörte Blotzheim zu jenem Theil der Güter des Hauses Oesterreich, welche dasselbe im Sundgau besaß; nachdem Ludwig XIV. die Rechte dieses Hauses gemäß den Bestimmungen des Vertrages von Münster an sich zog, hatte er durch einen Patentbrief vom September 1660 die Investitur dieses Dorfes einem Oberoffizier der Weimaranischen Armee, dem General Axel von Taupadel, übergeben, als Anerkennung für die der Krone Frankreichs geleisteten Dienste. Was das Schloß betrifft, so wurde dasselbe von dem Eigenthümer Ulrich von Reinach

*Hr. Mercklen gibt uns in der „Revue d'Alsace" nähere Aufschlüsse über diesen Graben. Derselbe liegt zwischen Landser und Unter-Steinbrunn und genau auf der Gemeindegrenze. In der Nähe derselben wurden die armen Bauern nicht hingerichtet nach Kriegsgebrauch, nicht niedergemetzelt nach der rohen Sitte der Zeit, sondern es wurde ihnen (in des Wortes schrecklichster Bedeutung) der Bauch aufgeschlitzt, die Eingeweide wurden ihnen herausgerissen und in den Graben geworfen. Wir wollen Kutteln ausgraben! rief die entmenschte Soldateska. Von daher erhielt der Graben den Namen „Kuttelausgraben".



Schloß Blotzheim.

während des dreißigjährigen Krieges an den Generalmajor Hans Ludwig von Erlach von Kastelen, Gouverneur von Breisach, verkauft.

Dieser Ulrich von Reinach stammte ursprünglich mit seiner Familie aus der Grafschaft Lenzburg; dieselbe war aber schon im Jahre 1293 in einzelnen ihrer Glieder nach dem Elsaß übersiedelt und existirt heute noch. General von Erlach hatte den aus einer guten schwedischen Adels-

familie stammenden General von Taupadel in seinen vielen Kriegszügen kennen gelernt und ihm seine Tochter zur Frau gegeben. Dieselbe brachte Taupadel als Heirathsgut das Schloß Blotzheim zu. Baquol und Ristelhuber, in ihrem gemeinsamen Werke „L'Alsace ancienne et moderne" (1851 und 1865), behaupten, Taupadel hätte im Kriege gegen die Kaiserlichen das Schloß Blotzheim wacker vertheidigt und beschützt, allein für diese Annahme liegen nach Sabourin de Nanton keine Gründe und Urkunden vor und die Aktion, von der die beiden sonst so gut orientirten Verfasser des Werkes ausgehen, muß auf einem andern Schauplatz gesucht werden, wo Taupadel nach einer tapfern Vertheidigung bei Philippsburg gefangen genommen wurde. Sein Schwiegervater, der General von Erlach, verwendete sich für seine Befreiung; die Kaiserlichen lieferten ihn aus gegen ihren Generalmajor Speerreuter und den Obervogt von Elz, zu welchen beiden Männern Frankreich noch den theuern Preis von 14,000 Thalern zulegte. Als Taupadel wieder frei war, verschaffte ihm Erlach die Grafschaft Pfirt, die Landvogtei von Ober- und Unter-Landskron und den Grad eines Generallieutenants der Kavallerie, sowie ein Pensionsbrevet von jährlich 12,000 Pfund. Dafür blieb auch Taupadel nicht unthätig, sondern zeichnete sich bei verschiedenen Aktionen bei Bamberg, Braunschweig, 1643 an den Ufern des Bodensees, und 1645 unter Turenne zwischen Frankfurt und Hanau aus, aber nirgends findet man in den Aufzeichnungen Erlach's eine Andeutung über eine Vertheidigung von Blotzheim. Daß er sie erwähnt hätte, wenn sie überhaupt stattgefunden, darf man als sicher annehmen. Taupadel zog sich nach Beendigung des Krieges nach Blotzheim zurück, ohne jedoch die wohlverdiente Ruhe lange genießen zu können; er starb ohne Nachkommen. Herr de la Grange, der Intendant von Elsaß, verkaufte das Dorf Blotzheim im Jahre 1697 an die Familie Glutz von Solothurn, die bereits im Jahre 1681 Schloß und Herrschaft Blotzheim von der Wittwe des Generals Taupadel erworben hatte, sich nunmehr nach der neuen Erwerbung Glutz-Blotzheim nannte und von Ludwig XIV. in den Adelsstand erhoben wurde. (Aus dieser Familie stammt der schweizerische Geschichtsschreiber Urs Robert Josef Gl.-B., geb. 1786 zu Solothurn.) Trotz des Verkaufes des Dorfes behaupteten sowohl der Herzog von Mazarin, Herr zu Pfirt, und Herwart, Herr zu Landser, daß Blotzheim zu ihren bezüglichen Gütern gehöre und Beide suchten sich in den Besitz desselben zu setzen. Ein Prozeß entstand, der 1708 zu Gunsten des Herrn von Pfirt, Herzog Mazarin, entschieden wurde. Was das Schloß

betrifft, welches eine von der Herrschaft des Dorfes unabhängige Domaine war, so kaufte einer der Nachfolger in der Intendantur des Herrn de la Grange, ein Herr d'Angervillers, das Schloß im Jahre 1720 von der Familie Glutz, in welcher Besitz es seit 40 Jahren geblieben war. Im Jahre 1728 verkaufte es d'Angervillers an den Herrn d'Anthès, dem der Herzog von Mazarin 1730 das Dorf zu Lehen gab, das Schloß mit allen seinen Gerechtsamen.

Henri d'Anthès ließ das Schloß, das allmälig durch die zahlreichen Kriegsereignisse gänzlich in Ruinen gesunken war (einzelne Theile desselben waren gar nicht mehr aufgebaut worden), neu aufbauen und auf die Stelle zurückversetzen, auf der es heute noch steht, gebaut im Style des 18. Jahrhunderts. Die Familie d'Anthès stand im Elsaß in hohem Ansehen; Henri, der Erbauer des Schlosses, wurde im Dezember 1731 in den Adelsstand erhoben. Außer Blotzheim besaß die Familie auch noch das Dorf Nambsheim. Die Tochter Henri d'Anthès heirathete im Jahre 1731 einen Herrn Niklaus de Salomon und so kam das Schloß in das Eigenthum dieser Familie, der es bis zum heutigen Augenblicke verblieb.

Mehrere Basler besaßen im 17. Jahrhundert ein unbedeutendes Waidgangsrecht in der Blotzheimer Au. Die dortigen Unterthanen machten ihnen aber das Recht streitig. Man führte Klage darüber beim französischen Minister Louvois; er versprach, was man begehrte. Die zwei Vorstädte (Spalen und St. Johann), welche dieses Waidrecht genossen, bezeugten durch Anstellung eines Gastmahls ihre Freude darüber. Am 21. Dezember erhielten sie die Nachricht, daß der König dieses Waidwerk anerkennen und nicht kränken lassen werde. (Ochs VII, 163.)

## Stammbaum der Familie de Salomon.

Niklaus de Salomon, Rath des Königs, Generaladvokat im Conseil souverain von Elsaß, geb. 1694, heirathete 1731 Maria Anna d'Anthès, die ihm die Erbschaft Blotzheim zubrachte. Sie heirathete in zweiter Ehe den Grafen d'Archire de St. Simon, mestre de camp im gleichnamigen Regiment. Sie hatte von diesem Manne vier Töchter, von M. de Salomon zwei Kinder:

Peter Nikolaus de Salomon, geb. 1734, Kavallerielieutenant im Regiment d'Archire, Souverainer Rath im Elsaß, war Miteigenthümer von Villexon und Vernet, heirathete 1780 Josephine Kraus, deren Vater

souverainer Rath im Elsaß war. Eine Familientheilung von 1777 ließ Peter Nikolaus des Schlosses von Blotzheim verlustig gehen.

Jeanne Katharina de Salomon, geb. 1736, heirathete Bernhard Barberot, Freiherr von Villexon, in Burgund.

Peter Nikolaus de Salomon hatte zwei Kinder:

Franz Peter de Salomon, geb. 1780, diente in der Armee des Oberrheins, war Sekretär des Generals Laborde, verließ den Dienst im Jahre IX, wurde Advokat in Kolmar 1811. Später Maire von Blotzheim, heirathete er die Baronin Elisabeth von Klöckler.

Stephan Eugen de Salomon, geb. 1782, heirathete 1810 Benediktine Margaretha Pottier, war Auditor im Staatsrathe und hatte einen einzigen Sohn Mauriz. Dieser war Artillerie-Offizier, heirathete Anaïs Jonnelin von Neroy und starb kinderlos in Paris 1866.

Franz Peter de Salomon hatte drei Söhne und eine Tochter:

Charles de Salomon, geb. 1817, Zögling der Militärschule von St. Cyr, starb 1840.

Franz Camille de Salomon, geb. 1819, Advokat in Altkirch, sodann Gerichtssuppleant in Altkirch, wurde Maire von Blotzheim, Mitglied des Generalraths des Oberrheins, heirathete 1852 Regina Eugenie Lambert und starb 1861.

Henri de Salomon, geb. 1822, Student der Rechte, starb in Straßburg 1845.

Josephine de Salomon, geb. 1830, heirathete 1851 den Vicomte de Castex de Thanville und starb 1863, drei Söhne hinterlassend.

Franz Camille de Salomon hatte drei Töchter:

Marie de Salomon, geb. 1852, heirathete 1873 Gabriel de la Lance, Kavalleriemajor. Sie hatten zwei Kinder: Elisabeth de la Lance, geb. 1878, und Pierre de la Lance, geb. 1874.

Elisabeth de Salomon, geb. 1854, trat 1876 in ein Karmeliterkloster in Paris.

Karoline de Salomon, geb. 1858, heirathete 1885 den Grafen Georges de Diesbach von Freiburg in der Schweiz. Dieser Ehe entsproß eine Tochter, Marie Thereſe von Diesbach, geb. 1886.

## Die Grafschaft Auw.

Einer eigenthümlichen Thatsache sei hier noch gedacht. In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts war eine Herrschaft, genannt Grafschaft Auw,

im Umfange von 300 Hektaren durch ein allerdings sehr bestrittenes Aktenstück der Grafen Schenk von Schenkenberg, die deren Eigenthümer und Herren waren, mittelst einer Jahrzeit und eines Todtenamtes geschenkt worden. Diese umfangreiche Domaine bildete einen von Blotzheim getrennten Bann; er war zur Grafschaft erhoben worden, mit dem Zwecke, den Bürgern von Blotzheim die hohe und niedere Gerichtsbarkeit und alle Rechte eines freien Gemeindewesens zuzuwenden. Die Grafschaft Auw bestand überhaupt bis zur Revolution von 1798, übte ihre Rechte aus in Gerichts- und Verwaltungssachen und wurde durch die Regierung des Oberrhein-Departementes stets anerkannt. Alle drei Jahre kamen die Bürger zusammen, wählten ihren „Grafen" auf drei Jahre und übertrugen ihm Rechte und Pflichten der Grafschaft: die Ernennung eines Vogts, eines Anwalts, eines Gerichtsschreibers und eines Polizeimeisters, eines Einnehmers der Einkünfte. Der Vogt allein hatte dem souveränen Rath des Elsasses seinen Eid zu leisten, die Beamten der Grafschaft leisteten ihn in seine Hände.

Aber auch nach der Revolution von 1789 bis in die ersten Regierungsjahre Louis Philipp's hinein genossen die alten Bürger von Blotzheim das Recht der Nutznießung der Grafschaft Auw; sie haben selbst einen Theil davon abgetrennt, um die Einkünfte desselben für die Wiederherstellung der Pfarrkirche zu verwenden. Seither hat am 19. August 1840 eine Entscheidung des k. Gerichtshofes zu Kolmar entschieden, daß die Grafschaft Auw aufhöre das ausschließliche Eigenthum der alten, seit zwei Jahrhunderten durch ihre Familien hier wohnenden Bürger von Blotzheim zu sein, und daß dieselbe in das Eigenthum aller Einwohner des Dorfes eintrete.

Schöpflin lehrt uns, daß die Gemeinde als Korporation und Bann unabhängig vom Schlosse war und nie ein Lehen bildete, daß die Bürger vollständige Freiheit genossen und über die Einkünfte der Grafschaft verfügten; wie denn auch in einem Streitfall zwischen Fritschmann ze Rhein und den Bürgern von Blotzheim in Sachen von Wunn und Weid, welche ze Rhein als Lehen von Erzherzog Rudolf von Oesterreich erhalten zu haben erklärte, Angesichts von 95 Zeugen am Donnerstag vor St. Urban 1367 gerichtlich entschieden wurde, daß seit alter Zeit und von jeher Wunn und Weid gemeines und untheilbares Gut der Bürger von Blotzheim gewesen sei.

Dieser Entscheid wurde urkundlich bestätigt den 14. März 1555 durch

die elsässische Regierung. Die Domaine Grafschaft Auw, aus dem Zurücktreten des Rheins und der dadurch sich bildenden Alluviongebiete entstanden, lag ungefähr 5 Kilometer von der Festung Hüningen, 4 Kilometer von St. Louis und 8 Kilometer von Basel. Auf ihr errichtete man seiner Zeit die Fischzuchtanstalt Hüningen. Ein Vertrag des Staates mit der Gemeinde Blotzheim sichert ihm die Nutznießung einer Liegenschaft von 39 Hektaren 36 Aren zum Jahreszins von 2410 Franken pro Jahr. In der Mitte des 18. Jahrhunderts wurden die Einkünfte der Grafschaft (1867 war die Domaine zu 23,000 Fr. verpachtet) zu einem Zwecke verwendet, der ebenso sehr den Antragsteller als die Gemeinde ehrt, die den Antrag angenommen hat. Herr Hell, Landvogt im Sundgau und speziell Vogt der Grafschaft Auw, hatte den lobenswerthen Antrag angebracht, alle drei Jahre aus dem Ertrage der Domaine den bravsten Knaben und das tugendhafteste Mädchen des Dorfes mit Preisen zu bedenken und so ein „Rosenfest von Salenay" zu veranstalten. Die Gemeinde stimmte am 12. März 1775 bei. Die Preise bestanden für jedes Auserkorene aus einer silbernen Medaille, für das Mädchen aus einer Krone und einer Summe von 200 Livres, sowie aus 100 Livres, welche es mit seinen zwei nächsten Kameraden zu theilen hatte, die mit ihm im Wettbewerb nicht völlig gesiegt hatten. Dieses Fest wurde zum ersten Male im Jahre 1777 mit aller Feierlichkeit begangen; auch die überrheinischen Nachbarn von Kirchen nahmen daran Theil. Die mit der Krone geschmückte Jungfrau wurde „Gräfin von Auw" genannt; die Krone durfte sie tragen ihr ganzes Leben, selbst im Ehestande. Ein fröhliches Mahl und ein heiterer Tanz beendigten den Festtag. Allein das Fest dauerte nicht lange Zeit; ein Mal hatte sich die Krone auf das Haupt einer Unwürdigen verirrt und da hörte der Gebrauch auf, bis zum Jahre 1849, wo noch einmal ein Versuch zur Belohnung der Tugenden gemacht wurde. * (Horrer, Dictionnaire géographique, historique et politique de l'Alsace.)

## Blotzheim als Wallfahrtsort.

Blotzheim war auch ein seit Jahrhunderten bekannter Wallfahrtsort. Die Stiftung geht zurück bis in's Jahr 1349, wo der düstere Hardtwald noch bis an die Mauern des Schlosses reichte, zu einer Zeit, wo die

* Hermann Ludwig hat darüber eine recht hübsche Erzählung geliefert: „Die Augräfin". („Erzählungen aus dem Wasgau". Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.)

Pest zu besondern Bußübungen aufforderte. Der heiligen Jungfrau Maria gewidmet, trug die Wallfahrtskapelle, einen Kilometer vom Schlosse entfernt und rings von mächtigen Eichen umgeben, den Namen „Maria zur Eich" (Maria ad Robur). Namentlich an den Samstagen war die Kapelle von frommen Betern zahlreich besucht. Ueber die Wallfahrtskapelle existiren nur noch drei im Pfarrarchiv liegende Urkunden. In der ersten spricht Johann II., Bischof von Chur und Kanzler des Herzogs Albrecht von Oesterreich (1355—1388), von Wunderthaten, die, durch glaubwürdige Zeugen bestätigt, durch die heilige Jungfrau von Blotzheim vollbracht worden sind. Die andern sind Bestätigungsurkunden des Gesagten, ausgestellt von Imer von Ramstein, Bischof von Basel (1382—1395).

Die Jahrhunderte andauernde Wallfahrtsübung wurde unterbrochen durch die französische Revolution und die Abschaffung des religiösen Kultus. Die Kapelle selbst ist klein, zusammengedrückt, von schwerer und massiver Bauart. Das Innere ist ausgestattet mit geschmacklosen Votivtafeln von grober Malerei, ohne irgend welche Anregung zur Andacht und Sammlung.

Neben dieser Wallfahrtskirche fing man im Jahre 1737 an ein Kapuziner-Kloster zu bauen, dessen Insassen bestimmt waren, den religiösen Bedürfnissen der Pfarrgemeinde Blotzheim und des Militärspitals in Hüningen vorzusorgen. Das Land zum Bau war von frommen Leuten freiwillig abgetreten worden. Der Bau bestand aus einer Kirche, den Klosterzellen und Nebengebäuden und einem von einer Mauer umgebenen Garten. Am 9. März 1737 hatte die Gemeinde Blotzheim ihre Bereitwilligkeit zum Bau des Klosters ausgesprochen und am 24. März 1738 hatte Ludwig XV. seine Zustimmung dazu ertheilt und den k. Prokurator, Noël von Hüningen, Vogt zu Blotzheim, ermächtigt, die Angelegenheit zu fördern. Zugleich wurde auch die Befreiung des Klosters von allen staatlichen Lasten, Steuern und Abgaben ausgesprochen.

Aus dem jetzt noch vorhandenen Aktenstücke ist ersichtlich, daß die Kapuziner damals schon sehr zahlreich im Elsaß vertreten waren, in den Gemeinden pfarramtliche Handlungen ausführten und den Krankenbesuch besorgten. Mehrere Male in der Woche begaben sie sich in den Militärspital nach Hüningen; Sonntags und an hohen Festtagen predigten sie in den Nachbargemeinden und halfen namentlich zur Fastenzeit überlasteten Pfarrherren im Beichtstuhl aus.

Im Jahre 1790 zählte man in den drei Distrikten des Oberrheins bei 160 Kapuziner, in Blotzheim allein waren achtzehn. Ueber 150 Jahre

hatten die Blotzheimer Klostergeistlichen ein ruhiges Dasein verlebt; als aber die französische Revolution den Haß gegen die Geistlichkeit hervorrief, blieben auch die Kapuziner von Blotzheim nicht verschont. Ihr Aufenthalt war bei der allgemeinen, gegen Kirchen und Klöster gerichteten Zerstörungssucht unsicher geworden; sie flüchteten in die Schweiz. Unmittelbar nachher wurde das Kloster völlig zerstört und niedergelegt, so daß man heute kaum mehr die Spur des alten Gebäudes sieht. Das Haus der Mad. Herzog soll aus den Trümmern des Klosters aufgebaut worden sein.

Die schöne Bibliothek mit seltenen ersten Drucken wurde größtentheils zerstört oder verschleudert. Man verkaufte die Bücher mit den Möbeln des Klosters nach Haufen; Bücherliebhaber aus Basel trugen die werthvollsten Schätze davon. Das gleiche Loos erlitten die Gemälde; viele wurden zu den geringsten Preisen an Händler nach Basel verkauft. Andere befanden sich in der Wallfahrtskirche; dieselben bildeten indessen den geringeren Theil an Zahl und Werth. Einige Gemälde stammten von dem bekannten Maler Karl Stauder aus Augsburg, der schon Anfangs des 18. Jahrhunderts durch seine religiösen Malereien sich einen berechtigten Ruf erwarb.

## Die französische Herrschaft von 1789

brachte naturgemäß der alten Munizipalität von Blotzheim mancherlei Nachtheile, indessen verblieben noch einige Rechte und Privilegien, obschon alle Vorrechte der Person und des Ortes abgeschafft wurden. Die Bevölkerung war trotz alledem dem Umschwung der Dinge günstig gestimmt. Das Dekret vom 14. Dezember 1789 schaffte die alten bürgerlichen Behörden ab und schuf eine gemeinsame Munizipalität, deren Rath durch alle Aktivbürger gewählt wurde. Mit dieser neuen Organisation durchlebte Blotzheim alle Stürme der Revolution. Unter der sogenannten Schreckensherrschaft erhielt das Dorf auch ein Revolutionstribunal, das seinen Sitz in dem Hause des Herrn Generalraths Schultz hatte. Dieses Gericht, das ohne Appell über Leben und Tod urtheilte, versetzte die Gemeinde in große Bestürzung. Als aber nach Robespierre's Fall die Reaktion hereintrat, und der Generalprokurator von Straßburg, Eulogius Schneider (s. Vom Jura zum Schwarzwald II, S. 27) zu Straßburg auf dem Schaffot starb, wurde auch das Tribunal von Blotzheim mit Ausnahme eines einzigen Mitgliedes (Propst von Thann) prozessirt.

Während dieser revolutionären Periode ist nichts zu verzeichnen, was nicht andere Gemeinden, die unter den Schrecken der Zeit litten, ebenfalls erfahren

hätten. Indessen hatte doch das gesellschaftliche Leben nach dem 9. Thermidor einen bessern Halt und ein erhöhtes Zutrauen gewonnen. Die Salons öffneten sich wie unter der Monarchie; kleine Gesellschaften bildeten sich zum Austausch von politischen und sozialen Ideen. In einem solchen Momente kam der französische General Pichegru, der in Altkirch sein Hauptquartier hatte, oft in's Schloß von Blotzheim, um daselbst, von den Strapazen des Krieges ausruhend, im Gespräche mit gebildeten Leuten sich zu unterhalten.

Der General war der schöne, getreue Typus eines republikanischen Heerführers; sein Kopf zeigte die Regelmäßigkeit eines griechischen Jünglings. Am 21. August 1795 war er mit den Offizieren seines Generalstabes im Schloß. Hier erhielt er zum ersten Mal den Besuch von Fauche-Borel, jenes Mannes, in dessen Gehirn zuerst die große monarchische Verschwörung entstanden und groß geworden war. Damals hatte Pichegru noch nicht die Süßigkeiten der Anträge des Prinzen von Condé geschmeckt, der zu Mülheim sein Generalquartier hatte; denn als er den Herrn Fauche-Borel nach Schluß der Unterredung bis zum Fuße der Treppe hinunterbegleitet hatte, drehte er sich um und sagte zu seinem Flügeladjutanten: „Wenn dieser Herr wieder kommen sollte, so seien Sie so freundlich, ihn erschießen zu lassen!"

## General Abbatucci's Tod.

Eine nicht unwichtige Episode in der Geschichte des Schlosses Blotzheim ist der Tod des Generals Charles Abbatucci. Dieser französische General hatte nicht einmal das Alter von 26 Jahren erreicht, als er sein Leben opfern mußte. Er fiel schwer verwundet im Gewühle des Gefechts bei der Vertheidigung des Brückenkopfes von Hüningen am 11. Frimaire (1. Dezember) 1796 und wurde sofort nach Blotzheim gebracht zu Herrn de Salomon, der sein Haus zu einem Lazareth für die französischen Verwundeten eingerichtet hatte. Aber trotz der sorgfältigsten Pflege hauchte der moderne Epaminondas am 2. Dezember, Vormittags 11 Uhr, seine Seele aus. Sein letzter Wunsch, seine letzten Worte galten Frankreich, das er so sehr geliebt hatte und für das er glücklich war, sein Leben hingeben zu können.

Die ganze Armee empfand tief den Hinscheid dieses Helden, dessen Divisionsgenerals-Brevet gerade anlangte, um auf seinen Sarg gelegt zu

werden. „Die Oberoffiziere und der Stab des rechten Flügels bitten den Bürger Poitevin, Bataillonschef des Genies," so heißt es im betreffenden Tagesbefehl, „dafür zu sorgen, daß zu Ehren des Generals Abbatucci auf dem Halbmond des Brückenkopfes zu Hüningen eine Pyramide errichtet werde." Das Denkmal wurde gebaut, von den Oesterreichern aber 1815 wieder zerstört und abgetragen. Erst 1830 gelang es den Patrioten von Hüningen, das jetzt noch bestehende Denkmal zu errichten.

Noch heute zeigt man im Schlosse zu Blotzheim das Zimmer, in welchem der General verschieden ist. Es ist noch im gleichen Zustande erhalten, in welchem es damals gewesen ist.

## Die letzten hundert Jahre.

Die Akten des Herrn Pierre de Salomon geben ein betrübtes Bild von den Leiden, Einquartierungen und Requisitionen, welche die Gemeinde Blotzheim während der Kriegszeit von 1796, 1811—1815 (Zeit der drei Belagerungen von Hüningen) zu erdulden hatte. Vergeblich richtete Herr de Salomon als Adjunkt und Maire die eindringlichsten Schreiben um Erleichterung der schweren Militärlasten an die Militär- und Civilbehörden; der Krieg kannte keine Rücksicht. Dazu war Blotzheim das Hauptquartier fast aller Stäbe, die Hüningen belagerten. Am 21. Juni 1815 verlegte Generallieutenant Ablen sein Hauptquartier nach Basel.

Die unglücklichen Feldzüge von 1814 und 1815 stürzten Frankreich in unabsehbare Verlegenheiten. Vom Norden bis zum Süden rückten die alliirten Heere gegen Frankreich vor. Der Fürst von Schwarzenberg, der in Lörrach sein Generalquartier hatte, überschritt am 21. Dezember 1813 mit seinem Heere den Rhein. Die sechste Kolonne der großen Armee unter dem Kommando des Generals von Wrede, aus Oesterreichern und Bayern bestehend, folgte ihm nach, gleichzeitig die Belagerung von Hüningen in's Auge fassend. Der Fürst von Schwarzenberg hatte an die Bevölkerung des Elsasses eine Proklamation erlassen, um sie der guten Absichten der Vereinigten Armeen zu versichern; gleichzeitig hatte er seinen Mannschaften strenge Mannszucht anempfohlen. Trotz dieser Versicherungen suchte doch Jeder sein Hab und Gut in Sicherheit zu bringen. Die Gemeinde Blotzheim hatte von dem ersten Durchmarsch wenig zu leiden, anders wurde es, als General Colloredo mit seinen Oesterreichern, Ungarn und Kroaten (3000 bis 4000 Mann) anrückte. In diesem Momente zog

sich der französische General Rambourg, der mit zwei Schwadronen Husaren, zwei Kanonen und etwas Infanterie Blotzheim besetzt gehalten hatte, in die Stellung von Trois-Maisons auf der Altkircher Straße zurück und es gelang ihm, Colloredo noch einige Tage auf dem Marsche nach Paris aufzuhalten. Während dieser Zeit aber war Blotzheim der Plünderung der Kroaten ausgesetzt. Die Häuser wurden förmlich verwüstet, weder Möbel noch Fensterscheiben blieben ganz; die Weinkeller wurden in wenigen Stunden geleert, und die Einwohner mußten dieser Verwüstung zusehen, ohne sich dagegen wehren zu können.

Aus dem Jahre 1815 erwähnt Sabourin de Nanton in seiner Schrift über Blotzheim, S. 64, ein wüstes Blatt aus der Geschichte der Basler. Nach der Einschließung der Festung Hüningen durch den Erzherzog Johann hätten sich die Schweizer Soldaten und die Basler Bürger in den Kanton Hüningen begeben und, die Brandfackel in der Hand, die Dörfer und einzelnen Häuser ausgeplündert. Mit Wagen sei man von Basel herausgefahren und hätte den Raub nach der Stadt geschleppt. Vergebens habe der Kommandant von Hüningen, General Barbanègre, Genugthuung für diese That gefordert. Um derselben Einhalt zu thun, sei er genöthigt gewesen, die Stadt zu beschießen.

Nun ist diese Erzählung aber größtentheils unwahr und erfunden; sie steht nicht einmal in dem im „Journal de Belfort“ erschienenen Pamphlet „Les doléances de Huningue et les Bâlois,“ noch in den „Souvenirs et épisodes historiques du Siège d'Huningue (1815), Strasbourg 1863.“ Dagegen wird dort angeführt, daß die Schweizer die Schiffmühle, welche drei Hüninger Bürgern gehörte, abgelassen hätten, um der Festung die Möglichkeit der Verproviantirung zu benehmen. Darauf hätte Barbanègre einen Ausfall und die Beschießung von Basel beschlossen. Nach einer andern Quelle hätte Barbanègre die Basler des Brandes von Burgfelden beschuldigt; allein Burgfelden brannte gleich nach dem Einmarsch der österreichischen Truppen in's Elsaß. Die Behauptung Sabourin's ist deßhalb eine unbegründete.

Am 26. September 1815 zeigt der Maire de Salomon der Präfektur Altkirch an, daß das Nervenfieber in Blotzheim grassire und daß demselben schon mehrere Menschen zum Opfer gefallen, Andere krank und Dritte im Sterben begriffen seien. Die Präfektur ordnet die Aerzte Haßler von Blotzheim und Hoffmann von Hüningen ab, um die Behand-

lung der Kranken zu übernehmen. Die Kosten für Behandlung und Medikamente sollen auf das außerordentliche Kriegsbüdget gestellt werden.

* * *

Blotzheim genoß nun lange Zeit der Ruhe und des Friedens. In dieser Zeit gedachte man ernstlich an den Neubau einer Kirche. Wohl besaß Blotzheim zwei Kirchen: die eine, die Pfarrkirche, oben im Dorfe, dem hl. Leodegar gewidmet, faßte kaum einen Viertheil der Einwohner; die zweite, „Unserer Liebfrauen-Kirche", war Wallfahrtskirche, welche kaum die Hälfte der Einwohner zu fassen vermochte und deren Zugang während der Winters- und Regenzeit sehr schwierig war. Diese zwei Kirchen waren unzureichend und unbequem.

Schon im Jahre 1823 waren von einem Architekten Wagner zwei Pläne, und von einem gewissermaßen berühmten Architekten Lejeune ein Plan ausgefertigt worden; allein die Sache blieb bei den Plänen und es wurde nichts daraus.

Aber schon 1847 gelang es dem thätigen Pfarrer Rolle (gest. 1867), wirkliches Interesse für den Kirchenbau in der Gemeinde zu erwecken. Ein Platz wurde für 22,000 Fr. gekauft und im Jahre 1849 begann der Architekt Poisat von Belfort den Bau. Aber schon im Jahre 1852 gerieth derselbe in's Stocken und blieb, nachdem der Chor mehr als 7 Meter über den Boden hinaus erstellt war, sieben Jahre ruhen. Das Geld war ausgegangen. Endlich wurde 1859 der Bau wieder aufgenommen und bis 1861 ausgeführt. Die Kirche faßt 1200 Personen, ist dreischiffig und der Kirchthurm mißt 55 Meter Höhe. Das Gebäude ist im Style des 12. Jahrhunderts gebaut und kostete 150,000 Fr.; es ist eines der bemerkenswerthesten Gebäude in der ganzen Gegend, und macht dem Erbauer Poisat, der übrigens schon 70 Kirchen erbaut hatte, alle Ehre.

* * *

Die Bevölkerung von Blotzheim zählte vor 20 Jahren 2550 Einwohner, worunter 400 Israeliten; heute zählt sie 2469 Einwohner, wovon 78 Israeliten.

Eine Zählung der israelitischen Familien, welche von 1689 bis 1716 vorgenommen wurde, ergibt, daß die jüdischen Familien im Verlaufe von 27 Jahren sich verdreifacht haben. Im Jahre 1689 waren sie 4, im Jahre 1716 21, im Jahre 1867 45.

* * *

Blotzheim ist gewissermaßen das Vaterland des Mediziners Georg Friedrich Bacher; nach einigen Biographen wäre er zu Thann geboren. Gewiß ist, daß er während langen Jahren zu Blotzheim praktizirt und diesem Dorfe seine Erbschaft und dem Lande seinen Namen hinterlassen hat. Unter seinen Vorfahren zählte er eine lange Reihe Mediziner, er machte keine Ausnahme unter ihnen. Namentlich war es, 1733 von der Universität Besançon heimgekehrt, sein Bemühen, ein Mittel gegen die Hundswuth zu erfinden. Er betrieb mit Mühe und mit Ausdauer die Erforschung der verschiedenen Phasen dieser Krankheit und gelangte endlich dazu, ein Spezifikum gegen dieselbe zu erfinden; aber er wollte es nicht publiziren, bevor er dasselbe eine lange Reihe von Jahren erprobt hatte.

Endlich veröffentlichte er: „Précis de la méthode d'administrer les pilules toniques dans les hydrophobies." 1765, 1767 und 1771 Paris. „Observations faites par ordre de la cour sur les hydrophobies et sur les effets des pilules toniques." Paris 1769. Er hat dann seine Mittel kundgegeben im „Recueil des observations faites dans les hôpitaux militaires," veröffentlicht in Paris 1772. Bacher hat dann auch ein Werk herausgegeben, das speziell die Heilquellen von Bussang behandelt.

Bacher hatte einen Sohn, der unter der Direktion des Vaters studirte und in Paris als Doctor medicinae kreirt wurde; dieser Sohn associrte sich mit Demangin zur Fortsetzung des „Journal de médecine" von Roux, von 1776 bis 1790, und führte dieses Journal einzig fort von 1791 bis 1793, bis es einging.

* * *

Blotzheim war bis zu Ludwig XIV. Zeiten ohne Wappen gewesen; es erhielt ein solches durch den König: einen silbernen Schild mit einem Dreiangel und einem Malteserkreuz.

# Die Schule des Klosters St. Gallen.

Erst im zweiten Jahrhundert des Bestehens der geistlichen Ansiedelung im Hochthale der Steinach, als die Zelle des heiligen Gallus, des keltischen Einsiedlers, durch den in Rhätien gebildeten Schwaben Otmar in Folge der Annahme der benediktinischen Regel zum wirklichen Kloster wurde (747 oder 748), hebt eine zusammenhängende Geschichte und zugleich die große Kulturbedeutung des nach dem ersten Begründer genannten Gotteshauses an. Ganz gewiß darf man also auch schon in die Zeit dieses ersten Abtes Otmar die Gründung der Schule zu St. Gallen ansetzen, ja vielleicht deren erste Anfänge, entsprechend der überall gültigen Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit der kirchlichen Institute im frühen Mittelalter, noch höher in die Zeit der einfachen Einsiedler-Zelle hinaufrücken. Denn die erste schwache Spur von „Schülern des Klosters" findet sich, zwar nur rein zufällig, in einer Aufzeichnung von Wundergeschichten, in denen die Kraft des heiligen Gallus zu Tage getreten sein soll: ein Dieb hat das väterliche Haus des Schülers, welcher dann später selbst Mönch wurde, erbrochen, während derselbe dem nächtlichen Gottesdienste in der Klosterkirche beiwohnte, und auch dessen Buch mit sich genommen. Aber so ist es in der sonst so reich ausgestatteten St. Galler Klostergeschichtschreibung auch ferner geblieben. So wichtig, so vorbildlich geradezu, so weithin wirkend die St. Galler Schule gewesen ist, so ganz zufällig vereinzelt sind die Nachrichten über dieselbe. Viele Namen von Lehrern, ein großer anerkannter Ruhm der Schule sind uns überliefert; doch nahezu nichts von demjenigen liegt vor, was etwa zu einer regelrechten Schulgeschichte erforderlich erscheint. Denn die reichlichere Kunde von St. Galler Wissenschaft und St. Galler Gelehrten ist doch noch bei weitem nicht gleichbedeutend mit der St. Galler Schule selbst.

Ein bestimmt in das Gewicht fallendes Zeugniß für das Vorhandensein einer Schule in reicherer Entwicklung ist zum Jahr 830 gegeben, wo Abt Gozbert einen Neubau des Klosters in das Werk setzte und dabei den noch heute in St. Gallen auf der Bibliothek aufbewahrten Normalplan einer großen Abtei wenigstens theilweise jedenfalls zum Vorbild nahm, wobei

aber durchaus nicht behauptet werden darf, daß von dem Plane auf das in St. Gallen Geschaffene einfache Rückschlüsse erlaubt seien. Wenn jedoch nun geschichtlich für das 9. Jahrhundert der Bestand einer inneren und einer äußeren St. Galler Schule neben einander belegt ist und wenn andererseits der Klosterplan dem entsprechend Gebäulichkeiten einer inneren zur Seite derjenigen einer äußeren Schule aufweist, so darf wohl hieraus ein Schluß auf die Pflege der pädagogischen Bestrebungen in St. Gallen gethan werden. Die innere Schule steht auf dem Plane in den demselben eingefügten Inschriften als die eigentliche Klosterschule verzeichnet: „In diesem Beschlusse werden die „Dargebrachten", — das heißt die von den Eltern dem Klosterleben von Anfang an geweihten Knaben — den Novizen beigesellt". Dem entsprechend ist sie auch, östlich von der Kirche, mit dem klösterlichen Krankenhause symmetrisch angelegt und auf der Nordseite mit einer eigenen Kirche versehen, welche sich mit der gleich eingerichteten des Spitals unter einem und demselben Dache befindet; nach einem inmitten frei liegenden Hofe öffnen sich die Räume des Anstaltsgebäudes, Schlafzimmer, Arbeitszimmer und Speisesaal, ferner die Gemächer des Lehrers und der Kranken. Die äußere Schule — „das Haus der gemeinschaftlichen Schule und der Erholung" sagt die Beischrift — ist dagegen außerhalb der Klausur, neben dem Abthofe, angebracht. Auch ein weitläufiges Gebäude, mit einem Hofraume, sowie mit einem eigenen dem Schulhause vorüberstehenden Hause des Schulvorstehers, entbehrt sie einer Kirche; denn hier werden nicht Novizen, sondern zukünftige Weltgeistliche unterrichtet. Wie die gesammte geistige Bethätigung des 9. Jahrhunderts, so knüpft sich auch diejenige St. Gallens an die Anregungen an, welche in Karl dem Großen und dem Kreise, den er um sich gesammelt, ihren Mittelpunkt hatten. Die wissenschaftlichen und die pädagogischen Leistungen der St. Galler sind durch mehr oder weniger deutlich erkennbare Fäden theils mittelbar, theils direkt mit den Pflanzungen des großen Lehrers und Freundes des Kaisers, Alcuin, verknüpft. Die berühmte Schule von Fulda, das nahe gelegene, in der Person seines Abtes, des hochgepriesenen Walahfrid, in der Mitte des Jahrhunderts den St. Gallern enge verbundene Gotteshaus auf der Reichenau boten solche Vermittelungen. Dazu dauerte stets noch der Verkehr mit den Stammgenossen des heiligen Gallus fort: theils als unstete Zugvögel, aber auch zu längerem Aufenthalte kamen gelehrte Iren, die dem Unterrichte förderlich wurden. Auch die günstige Lage an einer Hauptverkehrstraße nach Italien mußte dem Schulleben des

Gotteshauses viele anderswo vermißte Früchte zeitigen. Daß Abt Gozbert für die Vermehrung der Bücherſammlung eifrig ſorgte, die Schreibthätigkeit im Kloſter hob, daß darnach von 841 an Abt Grimald, ein Schüler Alcuins, und ebenſo ſein ſtändiger Dekan und ſpäterer Nachfolger Hartmut — 872 bis 883 Abt — hierin fortfuhren, wie denn aus dieſer Zeit das erſte ungefähr 400 Bände umfaſſende Bücherverzeichniß ſtammt, und durch Schenkungen die Bibliothek vermehrten, all' das iſt gewiß auch mit der Hebung der Schule in Verbindung zu bringen. Ebenſo wenig iſt, bei der engen Verknüpfung des Schriftweſens mit den literariſchen Leiſtungen als ſolchen, die hervorragende Bedeutung St. Gallens für Schreibkunſt und Malerei, und zwar im vollendetſten Style der Karolingiſchen Kunſt von Grimalds Zeit an, zu überſehen, wie ſie vor allem im Prachtwerke des Psalterium aureum ausgeſprochen iſt. Man darf ganz gewiß die St. Galler Schule einerſeits als das Centrum des geiſtigen Lebens im Kloſter, andererſeits als eine weithin ſtrahlende Leuchte bezeichnen; aber zugleich iſt offen einzugeſtehen, daß von dem eigentlichen Schulleben faſt gar nicht Bericht erſtattet werden kann. Wohl iſt uns nämlich für eine ganze Reihe von Mönchen bezeugt, daß ſie als „magistri", als „doctores," wie das Todtenbuch des Kloſters ſie nennt, gewirkt haben, und wohl treten uns die namhafteſten unter ihnen in ausgeführter Charakteriſtik, in mehr oder weniger anekdotenhaften Geſchichten entgegen, in einem Zuſammenhange, wo oft auch von der Schule, von einzelnen Schülern geſprochen wird. Allein wir ſind weit davon entfernt, daraus zu lernen, wie, nach welchem Plane, bis zu welchen Zielen in dieſer großen Zeit St. Gallens unterrichtet wurde, und haben nur das Recht, anzunehmen, daß die allgemein geltende Methode der Lehre, wie ſie in der Unterſcheidung der ſieben Disziplinen, des Triviums und Quadriviums galt, in St. Gallen in beſonders anerkannter Weiſe befolgt worden iſt. An dieſem Mangel genauerer Kunde trägt der Umſtand die Hauptſchuld, daß der bekanntlich vielfach ſehr farbenreiche, in ſich ſelbſt jedoch höchſt ungleiche Bericht über das innere Leben im Kloſter im neunten Jahrhundert erſt im elften aufgezeichnet worden iſt und daß außerdem dieſe in vielen Stücken mit Recht hoch gelobte Erzählung der Kloſtergeſchichte Ekkehart's IV. viel mehr eine Schilderung einzelner Perſönlichkeiten, als die Vorführung des geſammten Thuns der Bewohner des Gotteshauſes iſt. Derjenige Kloſtergeſchichtſchreiber dagegen — Ekkehart's IV. Vorgänger als Hiſtoriograph im neunten Jahr-

hundert —, welchen Ekkehart selbst als besonders tüchtigen Lehrer rühmt, Ratpert, hat in seiner eigenen Darstellung der Entwickelung des Gotteshauses, bis in die Zeit der letzten Karolinger, nur ganz einseitig der äußeren Geschichte desselben seine Aufmerksamkeit zugewandt, insbesondere der Schule und der Leistungen derselben ganz und gar nicht gedacht. Immerhin sind nun, wenn man nicht aus den Augen verliert, daß nur Tradition, und zwar vielfach ausgeschmückte und unsichere, von Selbstlob erfüllte Klosterüberlieferung vorliege, die Charakteristiken Ekkeharts, die Bilder einzelner unter diesen Lehrern für unseren Zweck verwerthbar. — Nach einem Werinbert, welchem nebst Hartmut der Mönch Otfrid von Weißenburg sein Evangelienbuch zugesandt hatte und den anderseits ein 883 durch Kaiser Karl III. zur Lebensschilderung Karl des Großen aufgeforderter ungenannter Mönch als seinen Lehrer pries, sind Möngal und Iso, jener ein zugewanderter Landsmann des heiligen Gallus, dieser ein Thurgauer († 871), die ersten bestimmter hervortretenden Persönlichkeiten im Lehrkörper der St. Galler Schule, jener als Vorsteher der inneren, dieser als derjenige der äußeren Schule. Iso starb ferne von St. Gallen im burgundischen Jura zu Grandval, wohin er als Klosterlehrer auf Zeit erbeten worden war. Ein Zeitgenosse Isos, nicht, wie Ekkehart IV. irrig meint, ein Schüler desselben, ist ferner jener schon genannte Zürcher Ratpert, der, als Dichter der lateinischen, wie der deutschen Sprache hochgeschätzt, der Klosterschule vorstand. Was Ekkehart IV. an ihm rühmt, daß er strenge Zucht in der Schule gehandhabt, jede Entfernung vom Kloster dem Tode gleich geachtet, nur zwei Schuhe im Jahre gebraucht habe, daß er sagte: „Gute Messen hören wir, indem wir sie zu halten lehren," daß an seinem Sterbebette die Treue und Liebe der Schüler sich dadurch zeigte, daß vierzig derselben, sämmtlich Domherren, um sein Lager standen, — das sind alles kleine Züge zur Geschichte des Schullebens. — Aber höher noch steht das nächstfolgende Geschlecht der ziemlich gleichalterigen Schüler der eben genannten Lehrer: es sind Notker aus dem Geschlechte der Schultheißen von Jonswil, 912, und Tuotilo, der Künstlermönch, kurz nach ihm gestorben, sowie der bis 920 als Abt von St. Gallen und zugleich als Bischof von Konstanz regierende hervorragende Staatsmann Salomon III., vom jenseitigen Bodenseeufer stammend, und Hartmann, 922—925 Abt in St. Gallen. In Notker, der sich ausdrücklich selbst als Schüler Isos und Möngals — oder, wie er ihn mit den St. Gallern nennt, Marcellus — bezeichnet, trat vorzüglich eine Seite, welche die

St. Galler Schule in erster Linie pflegte, zu Tage, der musikalische Unterricht, für dessen Förderung Möngal als Irländer besondere Meisterschaft bewiesen hatte. Jene für die Entwickelung des mittelalterlichen Kirchengesanges hervorragend wichtige musikalische Erfindung, diejenige der Sequenzen, welche Notkers Namen ganz voran verherrlichte, bekennt Notker, wenn auch selbständig, doch unter dem fördernden Beirathe jener seiner Lehrer gemacht zu haben: Marcellus habe dann nach freudiger Billigung des Schülers Verse gesammelt und den Knaben zum Gesange übergeben. Von Tuotilos, des kunstfertigen Elfenbeinbildners und Musikers, Antheil an der Schulleitung vernimmt man, er habe, in allen Dingen praktisch erfahren und gewandt, auf den Saiten, wo er auch vorzüglich bewandert war, die Söhne der Edeln in einem vom Abte dazu bestimmten Raume unterrichtet. Von dem innigen Verhältnisse, wie es zwischen Lehrern und Schülern, auch noch über die Zeit der Zugehörigkeit zur Schule hinaus, bestand, legen Briefe Zeugniß ab, in denen der spätere Abt und Bischof Salomon III. und dessen Bruder Waldo, Bischof von Freising, Zöglinge der äußeren Schule, in Beziehung zu einem Lehrer, dessen Person nicht feststeht — Notker ist es wohl nicht —, erschienen. Salomon hat dann noch in den Jahren seiner hohen Würden zu zeigen verstanden, was er in der Jugend zu St. Gallen erlernt, seine Beredsamkeit, seine Kunst im Malen von Handschriften und in der Entwerfung schön geschmückter Initialen, seine Fertigkeit in der Handhabung des Metrums. Dagegen wird das sogenannte Salomon'sche Glossarium, eine umfassende Sammlung des gesammten Wissens der Zeit, ohne Beweis mit dem Namen des Abt-Bischofes zusammengebracht. Eine anmuthige Anekdote jedoch, welche Ekkehart IV. an die Schilderung des letzten Besuches Salomon's III. in St. Gallen, am Weihnachtsfest 919, anknüpft, mag hier noch erwähnt werden, weil sie einen jener seltenen Einblicke in die Kreise der Schüler selbst gewährt. Weil die Schüler am Tage der unschuldigen Kinder das Recht hatten, eintretende Gäste zu ergreifen und die Festgenommenen zum Loskaufe zu vermögen, übten sie diese Gewohnheit auch an dem bei ihnen sich zum Besuche einstellenden hohen Herrn: doch als sie ihn nun auf den Hochsitz des Lehrers setzten, nahm er das Züchtigungsrecht des Lehrers für sich in Anspruch, gestattete dann aber, daß sie sich, nachdem sie schon zum Empfange der Strafe ihre Obergewänder ausgezogen, durch Darlegung ihres Wissens von der Strafe loskauften, worauf sie alle den Abt-Bischof lateinisch anredeten, die ganz Kleinen, wie sie es eben konnten,

die Mittleren rhythmisch, die Größten metrisch oder gar rhetorisch, so daß er sie emporhob und küßte, auch für die drei regelmäßigen jährlichen Spieltage zur Ausstattung des Tisches der Schüler eine Stiftung machte. Weniger reichliche Nachrichten über die Schulthätigkeit der im Uebrigen fortgesetzt auf der Höhe der Wissenschaft der Zeit stehenden gelehrten Mönche, voran des Dekans Ekkehart I. und seiner vier Neffen — es sind Ekkehart II. und III., Notker mit der dicken Lippe, genannt der Deutsche, und der spätere Abt Purchard II., — dann Notkers des Arztes oder, wie er auch wegen der von ihm betonten Schärfe der Zucht hieß, des Pfefferkornes, und anderer namhaft gemachter Mönche, eines Gerald, eines Chunibert — diesen berief der Herzog von Bayern als tüchtigen Schulmann nach Salzburg — und anderer, sind aus dem weiteren Laufe des zehnten Jahrhunderts bei Ekkehart IV. vorhanden. Ueberhaupt scheint in der ottonischen Zeit das Kloster etwas von der hohen Stufe, die es unter den letzten Karolingern erreicht hatte, gesunken zu sein: eine der Ursachen lag in der verderblichen Feuersbrunst von 937, die ein Schüler angestiftet, als er, um für sich und seine Genossen zur Züchtigung die Ruthen auf dem Dachboden zu holen, ausgeschickt worden war und dabei ein brennendes Scheit aus einem Ofen gerissen und in das aufgeschichtete dürre Holz gesteckt hatte. Erst mit dem Beginne des elften Jahrhunderts, unter jenem Abte Purchard II., 1001 bis 1022, erlebte die St. Galler Gelehrsamkeit und die St. Galler Lehre nochmals einen hohen letzten Aufschwung, und aus dieser Zeit haben wir, abermals Dank Ekkehart IV., doch hier nicht durch seine Geschichtschreibung, sondern durch anderweitige Leistungen seiner großen litterarischen Thätigkeit, die Möglichkeit, ein genaueres Bild der St. Galler Schule zu entwerfen. Denn in seinem, des Schülers Notkers des Deutschen, Liber benedictionum Codex, Nr. 393 der St. Galler Stiftsbibliothek, einem der bemerkenswertheften Stücke der Bücherei, ist, wie ein berufener Kenner, Dümmler, urtheilt, der gesammte Umfang der St. Galler Schulweisheit zu Ekkehart's IV. Zeit niedergelegt. Notker der Deutsche war einerseits einer der vielseitigsten Gelehrten seiner Zeit, andererseits ein Lehrer, dem gemäß seines Schülers und Nachfolgers, Ekkehart's IV., Meinung kein anderer gleich kam. Der berühmteste aller wissenschaftlich hervorragenden St. Galler Brüder, hatte Notker, voran nach Wackernagel's Schätzung, es ermöglicht, daß die Künster- und die Gelehrtengeschichte St. Gallens in ihren Grundzügen die Geschichte der Kunst und der Gelehrsamkeit des deutschen Mittel-

alters überhaupt ist. Als Mittel des Unterrichtes zog Notker zu der lateinischen Litteratur, zur Erklärung der geistlichen und weltlichen Schriften, zur Verdeutlichung des Schulvortrages die deutsche Sprache herbei, und so entstanden für den Schulgebrauch jene „libri expositionum“, die Uebersetzungs- und Erklärungsprosa, so daß der lateinische Text von der Verdeutschung einzelner Worte oder ganzer Sätze, hie und da von deutschen Beispielen unterbrochen ist —, welche sowohl klassische als biblische Litteratur heranzog und als das von Notker in erster Linie ausgehende Werk dieses Lehrers selbst und einer an ihn sich anschließenden Schule anzusehen ist. Es läßt sich nicht sagen, wie weit gerade auch Ekkehart IV. selbst an diesen Arbeiten theilnahm, obschon das, wenn eben Notker wirklich solche Gehilfen hatte, sehr wahrscheinlich ist; dagegen zeigt die Entstehung jenes genannten Codex Nr. 393 um so bestimmter den Anschluß Ekkeharts an den Lehrer, und auch noch andere Indizien sprechen für deren enge gegenseitige Beziehungen. Dahin gehört, daß gleich nach Notkers Tode — derselbe folgte rasch auf denjenigen des trefflichen Abt Purchard, 1022 — Ekkehart das für ihn verwaist gewordene St. Gallen verließ und einem Rufe des Erzbischofes von Mainz zur Leitung der dortigen Schule folgte, worauf er erst nach dessen 1031 erfolgten Tode nach St. Gallen zurückkehrte und wohl bis zu seinem eigenen Ende, das etwa 1060 eintraf, daselbst blieb. Als gelehrter Meister der Schule hat er da die längste Zeit gewirkt. Wie nun die Lehre und die Schuldisziplinen in dieser Epoche letzter Blüthe der Schule vor lange dauerndem Verfalle beschaffen waren, das eben lernen wir aus dem Inhalt und der Form der im Codex Nr. 393 durch Ekkehart selbst gesammelten Stücke. Es sind Arbeiten aus Ekkehart's eigener Lehrzeit, von Notker angeregt und unter dessen Aufsicht gemacht, dann aber vom Lehrer, weil er auf die Elaborate des Schülers Werth legte und sie für der Aufbewahrung würdig ansah, aufgehoben, so daß Ekkehart diese Uebungsstücke in Versen, welche ihm seiner Zeit der Lehrer aufgegeben, finden und neu zusammen stellen konnte. Denn es sind durchaus Proben lateinischer Dichtkunst über vom Lehrer gestellte Aufgaben, kirchlichen legendarischen Inhaltes, welche in diesen „dictamina diei debita“, „dictamina magistro“ vorliegen, entsprechend dem schon in der Anekdote von Salomons Besuch bei den Schülern hervorgehobenen Umstande, daß seit den Zeiten Notker's des Stammlers neben der Pflege der Musik die Fertigkeit in lateinischen Versen vorzüglich in der Schule festgehalten wurde. Voran

aus dem Geiste, in dem Ekkehart nun diese Dichtungen geschaffen hat, da
aus den weiteren Spuren seiner in St. Gallen noch jetzt reichlich v
tretenen litterarischen, besonders auch textkritischen, glossatorischen Thät
keit läßt sich eine Reihe von Schlüssen auf die Lehre thun, welche Ekkeh
früher als Schüler gewonnen hatte und welche hinwiederum jetzt von i
ertheilt wurde. Was zunächst die formale Seite betrifft, so sind se
Dichtungen fast sämmtlich in monotonen leoninischen Hexametern, d.
also mit den antiken Forderungen ganz widersprechender Reimung v
Mitte und Schluß der Verse, oder aber in durchweg gereimten Distic
abgefaßt. Schon die Schwierigkeit und der Zwang dieses Versma
bedingten vielfache Künsteleien und Dunkelheiten der Sprache; aber a
sonst, in seiner Prosa, so besonders in seinen Casus sancti Galli,
Ekkehart's lateinischer Styl unbeholfen, vielfach undurchsichtig, gesu
jedenfalls nichts weniger als klassisch: er hat sein Latein etwa so
schrieben, wie es auf der von ihm geleiteten Schule gesprochen wer
mochte. Denn wenn auch Ekkehart selbst einmal sich hart tadelnd ü
den schlechten Unterricht der Halbschulmeister ausdrückt, welche ih
Schülern sagten, sie sollten die deutschen Phrasen einfach Wort für W
in derselben Reihenfolge in das Lateinische wenden, so ist er doch ebe
wenig von Germanismen frei geblieben, so sehr er im Uebrigen auf
Deutsche als auf die Barbarensprache herabsah, welche auf gelehrten
brauch ein Anrecht nicht besitze. Was dann weiter die Kenntniß
Griechischen angeht, so war wohl Ekkehart derselben in bescheidenem M
theilhaftig, indem er zuweilen griechische Worte anbringt und erklärt, a
griechische Verse anbringt. Doch ist überhaupt an der St. Galler Sch
dieses Studium vereinzelt und spärlich geblieben und von keiner
greifenderen Bedeutung für die gelehrte Bildung im Ganzen gewe
Wohl war schon früher in einem Briefe Notker's des Stammlers
„griechischen Brüdern", d. h. von St. Galler Mönchen, welche d
Sprache sich angeeignet, die Rede gewesen; aber gerade dieser Not
der erste Lehrer in seiner eigenen Zeit, hatte zu denselben nicht gezä
Auch jene bekannte anmuthige Anekdote von dem Klosterschüler Purchard
dem späteren Abte Purchard II., — welcher mit seinem Vetter Ekkehart
zur Herzogin Hadwig auf den Hohentwiel ging und sein Begehren v
brachte: „Faßt sprech' ich, Herrin, Latein: Grieche noch möcht' ich sein",
beweist, daß auf diesem Gebiete für die Lernbegier in St. Gallen n
in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts nicht viel zu finden w

Entsprechend ihrem Ursprunge, als „dictamina magistro“, und gemäß der gelehrten Lieblingsbeschäftigung Ekkehart's, der Textkritik und Texterklärung, den Eindruck selbst korrigirter Exerzitien mit ihren zahlreichen Glossen hervorrufend, geben diese Stücke geradezu, oft nicht so sehr die Dichtungen als die Beifügungen, den besten Begriff vom Umfange der Studien Ekkeharts, d. h. aber auch von den Disziplinen der St. Galler Schule selbst. Ekkehart hat in einer andern Handschrift die sieben freien Künste als Standbilder auf Säulen, jedes mit besonderen Attributen, in etwas wunderlicher Versinnbildlichung verherrlicht, und aus allen seinen Leistungen geht voran die Pflege des Triviums, der Grammatik, Rhetorik und Dialektik hervor. Aber auch das Quadrivium — Arithmetik, Musik, Geometrie, Astronomie — lag ihm wenigstens nach einer Seite sehr nahe; denn wie in St. Gallen die mit der Dichtkunst untrennbar verschwisterte Musik seit Notker's des Stammlers Zeit ungemein hoch gepflegt wurde, so hat auch Ekkehart mehr als einmal betont, daß unter den sieben Schwestern die Musik zwar schwieriger zu erlernen, aber naturgemäßer als die anderen und fürwahr im Gebrauche lieblicher erscheine. Daneben ist die Astronomie, wenn denn ja auch unter Abt Purchard II. ein Globus verfertigt wurde, Ekkehart's Gesichtskreise näher liegend gewesen. Geometrische Fragen werden einige Male durch Figuren erläutert. Am fernsten lag ihm, wie es scheint, die Arithmetik, und es ist neuerdings auch aus anderen Indizien, Rechnungsfehlern in Daten bei Urkundenschreibern, der Schluß auf eine größere Vernachlässigung dieser Kunst in der St. Galler Schule gethan worden. Daß jedoch weiter selbstverständlich alle Lehre und Wissenschaft ihr Centrum in der Theologie finden und dieser dienen mußte, daß eine eben so große und reichere Belesenheit in den Kirchenvätern, wie in den Klassikern, uns entgegentritt, ist wohl nicht eigens zu betonen nothwendig. Die Vorliebe für historische Fragen ist bei Ekkehart wohl eher dem Historiographen, als dem Schulmeister zuzuschreiben.

Aber endlich eröffnet uns eines dieser Gedichte auch einen Einblick in das frische Treiben der Schüler an einem Feiertage:

„Schlafet ihr Wissenschaften! Habet Ruhe, ihr Bücher!“ und
„Friede halte die Ruthe! Blind wie der Maulwurf sei der Aufseher!“

Da bekämpfen sich die Knaben und Jünglinge helmbewehrt durch Steinwurf oder suchen im Wettlaufe Preise zu erringen, oder sie ringen nach dem Vorbilde der Alten mit gesalbten Händen und wenigstens theil-

weise entblößtem Körper, und noch weitere Ergötzlichkeiten sind erwähnt. Ganz besonders genießen sie der Fackel — noch bei Licht dauert die Erholung fort —, des Bades, des Weines an dem festlichen Tage. — Aber Ekkehart IV. ist ein Epigone. Schon er selbst glaubte in seiner Zeit durch von außen her diktirte innere Veränderungen den wahren Geist der guten alten Zeit verkümmert zu sehen. Dann begann in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts die Verwicklung St. Gallens in den großen Weltkampf des Investiturstreites. Die Aebte werden nothgedrungen in der harten Zeit aus Hirten Krieger, aus Förderern von Schule und Wissenschaft fürstliche Lenker eines immer mehr individuell sich abschließenden politischen Territoriums. Sogar die Klostergeschichtschreibung ging nicht lange nach der Zeit, wo — Ende des dreizehnten Jahrhunderts — der allerdings sehr kleine, fast nur noch aus schwäbischen Edelleuten von jenseits des Rheines und Bodensees komponirte Konvent urkundlich bekennt, er entbehre der Kunde des Schreibens, an die an der Seite des Stiftes erwachsene Stadt über, aus der ein dem Kloster übrigens nahe verbundener Bürger, Christian Kuchimeister, in der Zeit Kaiser Ludwigs des Baiern, in deutscher Sprache „Nüwe Casus" schrieb, nachdem ein Jahrhundert vorher der Mönch Konradus de Fabaria mit der lateinischen Abfassung aufgehört hatte. Ritterliche Uebung, politische Einsicht, reichsfürstliche Thatkraft waren jetzt der Schmuck der Aebte geworden, unter denen in der letzten staufischen, der ersten habsburgischen Zeit ganz hervorragende Persönlichkeiten sich befinden, und wir wundern uns nicht, wenn ein Minnesänger auch von einem Abte von St. Gallen rühmend sagt, daß er „Taglied machte so rechte schone". Freilich ist nun aber daneben für eine Schule kein Platz mehr im Kloster, und wenn etwa in Urkunden da und dort ein und ein anderer „magister puerorum apud s. Gallum" erscheint, so ist er nicht mehr im Kloster als Mönch, sondern in der Stadt zu suchen. Erst als nach den furchtbaren Schlägen des Appenzeller Krieges das Kloster mit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts sich wieder ökonomisch und politisch kräftig erhob, war, wenige Dezennien nachdem der allerdings gewiß lügnerisch übertreibende Humanist Poggio vom Konstanzer Konzil aus die Bibliothek zu St. Gallen in recht übelm Zustande getroffen hatte, auch die lateinische Schule hergestellt, und am Ende des Jahrhunderts wurde nach dem Rorschacher Klosterbuche das dortige stattliche Gebäude blos in der Absicht wieder errichtet, damit dort eine hohe Schule erstellt werden könne. Freilich kam nun dazwischen die zeit-

weilige völlige Aufhebung des Gotteshauses St. Gallen durch die Ereignisse der Reformation; aber sobald 1532 nach der Schlacht von Kappel Abt und Mönche in die durch die Stadt wieder herausgegebenen Gebäulichkeiten zurückgekehrt waren, wandte man auch diesen Dingen von neuem die Aufmerksamkeit zu, obschon allerdings später die, eben für Marienberg bei Rorschach, geplante höhere katholische Centralschule nie recht gedeihen wollte. Was wenigstens noch für die Heranziehung der eigenen Novizen die in der letzten Zeit des achtzehnten Jahrhunderts rühmlichst belebte St. Galler Wissenschaft vermochte, das zeigt in glänzender Weise in allererster Linie jener Mönch Ildefons von Arx, der als Wächter der wissenschaftlichen Schätze den Bestand der Stiftung überlebte († 1833) und dessen ganz vorzügliche „Geschichten des Kts. St. Gallen" auch für die Geschichte der St. Galler Schule noch heute den besten Aufschluß ertheilen.

# E Reis uf Karlsruch abe.

## (Halbe Waret und halbe Dichtig.)

Von Karl Biedermann. *

S'ist im feufesechzgi gsi im Oktober, i vergiß es miner Lebtig nid, do chunt ame Fritig am Morge früeh de Heiri abem Rütihof zumer i d'Schür, i ha just Churzes gschnitte, und sait numänd zumer: Ruedi, i wott e Reis mache und du muescht mitmer. Weischt, de Wi ist hür grathe, i han e Heidegeld igna defür und ha glich na gnueg für e Jahr oder au öppis meh, bsunders wil i na acht Saum Most igleit ha. I ha scho lang im Sinn gha, au emal e bitzli d'Welt z'gseh und ietzt mues es nu si. Du bist scho meh als eimal mit dim Vater furt gsi, go Wi chaufe im Welschland oder im Markgrafeland une, du verstahst das Ding und du muescht mitmer.

Jä und wo sött's denn hi gah? säg i, und ha na halbe gmeint er gspassi, aber 's ist em Ernst gsi.

* Aus dem trefflichen Buche: „Us Stadt und Land", Erzellige vo Karl Biedermann. 348 S. Winterthur, Verlag von Geschwister Ziegler (vormals Bleuler-Hausheer und Komp.)

Go Basel abe, sait er, und denn uf Karlsrueh und über Straßburg wider hei. Mer wänd au luege, wie de hürig im Markgrafeland sei. Du häst ja alliwil en Reisebegleiter im Hus, studier das Ding. Du muescht uf der Reis alles bsorge, i nimm mi nütem a, 's Geld muescht ha und choste sell's di kein Rappe. Säg's dim Alte und mach di parad. Am Sunntig am Morge um vieri hol i di ab. Min Chnächt mues is füere bis go Züri, det nämmed mer denn d'Bahn. Also fertig isch, du chunst mitmer!

I bsinne mi nid lang und chlöpfe i und er gaht wieder furt.

I mues i aber au säge, wer de Heiri ist. Er ist der einzig Su vum Rütipur sälig, en schöne, chreftige Purscht vu feufezwenzg Jahre. Sin Vatter ist em gstorbe, eb er phört gsi ist, aber d'Mueter, e guraschirts Wibervolch ab em See, hät de Hof bhalte und gwerbet und gschafft, wie's en Pur nit besser chönt. Chnächt und Mägd händ müese schaffe vo früh bis spat, aber si sind glich gern binere gsi, denn sie hät de Lüte d'Sach gä, wie's de Bruch ist, und am Aesse und Trincke ist nie kei Mangel gsi. Si hät's au chönne, denn de Rütipur hät kei Schulde gha, aber na Geld uf de Lüte, und jahrus, jahri mindestes zwölf Stuck im Stal, Chalber und d'Säu nid grächnet. Es ist en usgraukte Pur gsi, der Alt, und hät gmerkt, daß me hüttigs Tags meh mues chönne als Bible läse und de Kalender, und drum hät er sin Bueb, de Heiri, i d'Sekundarschuel gschickt, und wemene gfröget hät, ob de Heiri mües öppis Höchers werde, so hät er glachet und gsait: Verstat si, wenn er lehrt und tribt, was hüttigs Tags en rechte Pur mues wüsse, so chunt er au na derzu, daß er de Oberhof cha chaufe, denn ist er höcher obe. Item, de Heiri und ich sind mit enand i d'Sekundarschuel gange drü Jahr. Er ist eine von Gschicktischte gsi und hät si bsunders uf das verleit, wo dem Landma nützli ist. Unterdesse ist de Vatter gstorbe und de Heiri ist phört worde, aber er hät nid na glo, bis en d'Mueter na es Jahr in Strickhof tha hät. Aber wo'n er do hei cho ist, hät me nu müese luege. Er ist de erst gsi am Morge und de letst z'Abig. Er hät agfange die Riedtwise bi sim Hof dränire, er hät Fueter agleit, wo der Alt mit Müeh und Noth Weize pflanzt hät; er hät chünstliche Dünger gkauft und die magere Stuck am Berg obe sind schier erschrocke, wo's uf eimal eso Bu übercho händ. Me hät zerst glachet und gsait, de Jung werd dem Alte sini rostige Feusliber welle verpröble, aber hottume. Es ist e paar Jahr gange und de Heiri hät de Stal müese vergrößere und d'Schür. Wo der Alt zwölf Stuck

gwinteret hät, hät de Jung zwänzgi gfueteret und de Senn hät em en Rappe me gäh für d'Maß, denn er hät gſait, die beſt Milch lieferi 's Rütipure Heiri. Jetzt ſind die ſchier nidig worde, wonen vorher usglachet händ. Er aber hät au glachet und iſt alliwil de glich guet Heiri blibe, ohni Stolz uf ſi Geld, fründli gäge all Lüt und en Fründ von Arme. Natürli hett er meh als eimal chönne in Gmeindrath ine cho, aber er hät gſait, i wott nüt wüſſe vo dem, i ha z'ſchaffe gnueg ufem Rütihof, und hät me en Amt, ſo hät me au bös Lüt, me cha's nie alle rächt mache. Emal aber händ e d'Bürger partu welle zum Gmeindamme mache. Do chunt er e paar Tag vor der Wahl zu mir und ſait: Ruedi, Du weiſcht, i wott ekei Amt; aber wenn's mi wähled, mus i's aneh lut dem Gſetz. Sä, da häſt 50 Franke, itzt ſäg de Chnabe, i gäb ene das zum Vertrinke, wenn's mer nid ſtimmid und s'Chuerete Chaſper d'Stimm gäbid. I ha glachet und gſait, du biſt en Kurioſe, Ander zahled z'Sufe, daß en Aemtli überchönd, und du giſt, daß d'nüt werdiſt. Er hät au glachet, aber es iſt gange, 'sChuerete Chaſper hät zähe Stimme meh gha und d'Chnabe z'trinke vo Beede.

Er hett natürli au mengmal chönne hürathe, de Heiri, wenn er hett welle, d'Maitli händ em's gnueg z'verſtah gäh, und iſt er emol uf de Tanz cho, ſo hät er's chönne erläſe. Aber er iſt fründli gſi mit alle und hät all glich gha, und wo'n ich en emal im Uftrag vo Oepperem hä ſölle e chli aleite, hät er gſait: Ruedi, laß das blibe, lueg, wenn's Zit iſch, ſo ſind i ſelber, was für mich guet iſt, i bruche kein Underhändler. Vo ſäbem a ha'n i nüt meh eſo probirt und mer ſind alliwil di beſte Kamerade gſi, und iſt er öppe i's Wirthshus gange, ſo iſt er zu eus cho und hät allimal gſait, es ſei em bi eus wie diheim, er meini gar nid, daß er im Wirthshus ſeig. Er iſt au na verwandt mit eus, mi Grosmuetter ſelig und ſin Grosvatter ſind Gſchwüſtertichind gſi. Das iſt alſo de Heiri gſi und iſches no, mit dem ich e Reis gmacht ha bis ge Karlsrueh abe. I ha's natürli dem Vatter gſait und er hät glachet und gſait, mira wol, du chaſt denn grad öppe'n au loſe, was de Margräfler gilt, i chaufe zwar hür ekeine, euſere Hürig iſt ſo guet wie de Margräfler i ordinäre Jahre.

I mache mi alſo zweg, und richtig am Suntig e Morge um vieri haltet de Heiri mit ſim Bernerwägeli vor der Huustüre, 's iſt na Nacht gſi. Biſt parad, rüeft er, und ich chume abe, es chliſes Handgöfferli bimer. Ufgſeſſe und furt, Züri zue. De Bru iſt gloſſe wie de Tüfel

und doch hämer nid vil vorigi Zit gha. I gahne go 's Billet löse uf Basel über Waldshuet. Aber zweiti Klaß, sait de Heiri. Jetzt wämer thue wie d'Herre. I luegene a, öb's em Ernst sei. Häst verstande, sait er, zweiti Klaß. Lueg, i ha neu tüechi Hose a, d'Ell chost mi nün Franke, meinst i well's grad verrutsche uf dene schmutzige hölzerne Bänke i der dritte Klaß.

Mira, säg i, du zahlst ja. Mer stiged i und jetzt erst luegi de Heiri recht a. Potz Hagel, säg' i, du chunst derther wie went wettst go Majestete, i mues mi schier schäme nebed der. 's ist wahr gsi, alles neu, vo Chopf bis z'Füeße, und alles vom beste Dicktuch, als na der neueste Mode, schön, fin, aber nid gschinig, 's hett kei Mensch gmeint, daß de Pursch en Puresu wär. Er hät au glachet und gsait, lueg Ruedi, diheime schenired mi d'Barechethose nid, wenn's au plätzed sind, aber wenn i i d'Witi gahne, so wott i recht derther cho, nid daß me mer de Chüepur uf e Stund wit agseht. I ha's gottlob und hett i's nid, so blibt i diheim und wär glich zfride.

Mer fahred ab, dur's Limmethal ab, bi Bade verbi i's Turgi, dert hämer Wagewechsel gha. 's gaht nid lang, so pfift's wieder. Als durab, der Aare nahe. Mer redet vo dem und diesem, vo de Schuljahre, vom Gschäft, und de Heiri lueget flißig d'Geged a. 's ist en prächtige Tag gsi. Kei Nebel, kei Wulche am Himmel, nüt als helle Sunneschi. Äntli chömmed mer ge Waldshuet. De Badisch Zug ist scho parad gsi und i ha grad wider welle witers, aber de Heiri nimmt mi bim Arm und sait: Heb ume, Ruedi, eso reised mer nid. 's ist scho lang sid am vieri, 's Kaffi ist furt und mer wend öppis zuenis näh, nid daß is no schlächt wird vor Hunger. Chumm i 's Städtli ie. 's wird nid nu ein Zug ga tägli uf Basel.

's ist mer au recht gsi. Mer gänd d'Göfferli dem Portie und reised ie is Städtli, und im Städtli gömer in Rebstock, dert hämer guet Znüni gna. Gschnätzlets Chalbfleisch und e Fläsche vom Beste. 's ist frili nid grad Usstich gsi, wenn er scho en halbe Richsguldi kost hät. Mer sind na e chli im Städtli umegloffe und äntli wieder a'n Bahnhof, dert hämer na es Gläsli gna bis de Zug cho ist.

Äntli chunt de Portie go rüefe: Einsteigen nach Lauffenburg, Säckingen, Rheinfelden, Basel, der Zug geht abwärts.

Säb wüssed mer sust, sait de Heiri und lachet. De Portie macht e Gsicht wie sibe Tag Rägewetter. De Heiri gseht's, druckt em öppis i

d'Hand: Für eueri Müeh, sait er, und nüt für unguet, i thune gern e chli gspasse. Da hättid er de Portie sölle gseh, wie de höfli worde ist. Er hät is d'Göfferli bis an Wage treit und selber obe i's Gitter gleit. Mer händ's partu nid dörfe selber thue, und meh als drümal hät er gsait: Wünsch rescht angenehme Reise, meine Herren.

Wo de Zug im Lauf gsi ist, so lachet de Heiri und sait: Ruedi, me cha doch vil mache mit emene halbe Franke.

Vo Waldshuet a gaht d'Bahn fast alliwil em Rhi nah, uf de rächte Site d'Berg, uf der lingge de Rhi und da und dert es Dorf oder es Städtli. I känne Geged und ha dem Heiri iedes Ort chönne namse. 's hät em ordli gfalle, doch hät er gmeint, es sei da durab allwäg nid die fruchtbarist Geged und an Hüsere a seigid d'Lüt nit bsunders wohlhäbig. Z'Schwörstadt unne, grad härt am Bahnhof stönd e paar schülig alti Hüser, und wil d'Straß mits dur's Dorf und d'Isebahn hinne durre lauft und au spöter gmacht worden ist, so chered d'Hüser der Bahn de Hindertheil, wo just nid grad gwißget ist. Us soneme Hüsli händ's dänn, trotz dem Suntig, alti schmutzige Wösch use ghänkt gha und zwei Bettstuck, wo just au nid de Süberist drin gschlafe hät. De Heiri hät's gseh und sait mit Lache: Ruedi, dahere gan i nid uf de Wibet.

I ha gmeint, i mües versprütze vor Lache.

Äntli chömed mer uf Basel. So, sait de Heiri, jetzt isch gnug gfahre für hüt. Jetzt blibed mer z'Basel und morn cha me dänn wieder luege. Kännst du d'Stadt, Ruedi, oder wämer en Dienstma näh?

Säb isch nid nöthig, säg i, i känne d'Stadt e chli, und wämer de Weg nümme finded, so fröged mer, 's isch dütsch. Mer thüend Göfferli inen Gasthof, grad bim Bahnhof, bstelled es Zimmer und nämed Zimbis. Tafelzit ist natürli scho lang verbi gsi. Nu, 'sEsse isch guet gsi: Suppe, Rindfleisch, Brate, Hamme, Zuegmües und au e chli Dessert. De Wi hett chönne besser si. Dänn reised mer i d'Stadt. Äntli gön mer i d'Burgvogtei zum Bier; es söll baierisches oder, wie'n Ander säged, Straßburger si. Sei's wie's well, 's ist guet gsi, und mer händ allbed schier e chli zvil gha. 's ist nüni gsi, womer wider in Gasthof cho sind. Mer nämed e chli z'Nacht und do mached mer 's Dümmst, was en Mensch uf der Reis thue cha. Näbed eus sind nämli zwee Herre gsesse und händ e Fläsche Neue vorene gha. Bi jedem Schluck, wo's trunke händ, händ's mit der Zunge gschmatzget und gsait: Sacredie, dees isch wider emol es

Tröpfle, wo en ehrlige Basler Birger si Freid dra hät. Er isch ibere, aber er isch grad no so sieß wie Most.

De Heiri stupst mi underem Tisch und zwickt mit de Auge. I verstah'n es und bifehle e Fläsche vo dem, wo die Herre trinked.

Ja wohl, sait de Chällner und bringt eini. 's ist wahr gsi, er ist gsi wie Most und der erste Fläsche ist bald e zweiti nahe cho. Jetzt aber hän mer en Brand gha, en feste.

Zwar simer na ufrecht i's Zimmer cho, aber wäme mi scho tödt hett, i hett nid chöne säge, i wellere Nummere mer schlafed. Miner Läbtig han i no nie eso lang gha, bis i abzoge gsi bi, bsunders d'Stifel händ gar nid welle ab. Han i welle de Stifelchnecht bruche, so bin i alliwil nebed abe trete oder vorne use. D'Uhr han i i's Wäschbecki ie gleit, d'Hose han i a's Feisternegeli ghenkt und de Rock isch am Morge im Bett z'Fueßete gläge, d'Hüet hän mer gar nid is Zimmer gnah, die sind ruhig im Spissaal ghanget. Was de Heiri gmachet hät, weiß i gar nümme, i ha gnueg mit mir sälber z'thue gha. Nu das weiß i, daß mer beed glached händ wie Thorebuebe. Aentli bin i im Bett gsi und uf der Stell igschlafe. I ha gmeint, es sei na kei Stund, sid i im Bett sei, so chunt me go chlopfe. Wie mängmal, weiß i nid. I ha's ghört und doch nid ghört. Aentli chum i eso halbe zue mer sälber und rüefe:

Werda?

Sie haben befohlen, Sie um 5 Uhr zu wecken! rüeft Eine vor der Türe.

Jä so, 's ist de Huschnächt. I ha würkli na vorem Nachtässe dem Chällner gsait, me söll is um feufi wecke, mer wellid um sächsi verreise.

Scho guet, säg i dem Huschnächt und rüefe do dem Heiri. Aber min Gott, dä hät gschlafe wie'n en Stock. I glaube, me hett chönne'n e Kanone abschüße bim Bett zue, er hett's nid ghört. I stahne'n uf und rüttle anem.

Heiri, rüef i em i's Ohr, 's ist Zit, stand uf!

Säg dem Chnächt, er söll dasmal ellei fuetere, i ha na Schlaf, murret er.

I mues lache. Heiri, säg i, mer sind z'Basel, und wämer hütt na wänd uf Bade und denn na uf Karlsrueh, so müend mer furt.

Narretheie, sait er, las mi in Rueh. Es ist Suntig und i wott jetzt no e chli schlafe, de wirst bigott au emal chönne fuetere ohni mich.

I gsehne scho, es ist nüt z'mache, lanene lige und gahne au wider

i's Bett, und wo de Huschnächt na emal chunt, säg i, mer hebid is anderst bsunne, mer verreisid erst um zächni. Bald druf han i au wider gschlafe.

's ist halbi nüni gsi a miner Uhr, wo mer äntli ufstönd und euseri Gwändli zsämmesuecheb. Da en Strumpf, dert eine, da e Grawatte am Bode, dert en Rock under der Decki, en Stiefel da und eine dert, churz, es hät usgseh, 's ist grad nümme schön gsi. Aentli siner agleit. Zum Glück hät de Heiri e Bürste bi'n im gha; 's hät Eine der Ander usbürstet, mer händ's nöthig gha. I ha gschället und dem Huschnächt d'Stifel gä zum Wichse. Bis er si wider bracht hät, hämer is gwäsche und gstrählet.

Ruedi, sait de Heiri zuemer wäred dem Frisire, mer händ allwäg Heide Bränd gha allbeed. I weiß bim Hagel nümme, wie'n ich i 's Bett cho bi. Was dunders ist au das für en Wi gsi. Wägere Fläsche uf de Ma gheit Euserein denn doch na nüd um.

I glaube es ist Walliser gsi, säg i druf, aber es hett nüt gmacht, hettid mer nu nid scho z'viel Bier gha vorher. Es scheniert mi schier abe zga.

Woll, mag si verlide, sait de Heiri. Diheim wurd's mi frili au heidemäßig aschäme, aber da werded mer's denk wol müese zahle und Ungschickts hät's nüt gäh.

Er hät rächt gha, mer händ eusi Bränd müese zahle.

Mer gänd dem Huschnächt en Franke für's Wecke, wo nüt gnützt hät, und für's Stifelwichse und gönd abe und trinked 's Kaffi. Mer händ's nöthig gha, aber prezis schlächt isch keim gsi. Mer bigähred d'Rechnig. Potz Hagel, drißg Franke, nid meh, das thuet's, denki, und de Heiri macht au kuriosi Auge wo'n i en Napolion und na zwee Feufliber herelege und nüt use überchumme. Feuf Fränkli het d'Fläsche vo dem Süeße kost. 's ist richtig Walliser gsi. Diheim wirthed mir de Schoppe um achtzg Rappe.

Mer gönd furt, i ha d'Ohre e chli lampe lah, aber de Heiri lachet und sait: Mer wüsseb doch jetzt au, was en Brand chost z'Basel umme.

Um Zähni sin mer abgfahre, Leopoldshöh verbi und dem Rhi nah. E schöni, fruchtbari Gegeb. Kei Wunder, sait de Heiri, wo mer bi Istei verbi fahred, git's da en guete Wi. Eso en churze Schnitt, Bode so schwarz wie Turbe und überall Chalchfelse zum Undergrund. Da isch anderst als z'Bändlike. Mer schwäzed eso vo der Landwirthschaft und i

bi juſt dra, mini Känntniſſe vo dene verſchiedene Wiſorte uszkrame, da wird de Heiri ganz ſtill, ſüfzget e paar mal und hebet de Buch.

Wird's der ſchlächt, frög i aſe lisli. Es ſind na zwee Herre im Coupee gſi. Heb de Chopf zum Feiſter us.

Säb nid, ſait er und ſüfzged wider. Aber ſäg, gaht's na lang, bis de Zug halt.

I luege gſchwind im Reiſebegleiter und a der Uhr.

De Zug iſt en Schnellzug, ſäg i, i zähe Minute ſi mir z'Mülle.

Dunder Hagel, das iſch na lang, ſait er und hebet wieder de Buch.

Das chunt vom Bier und Wi underenand, ſäg ich.

's cha ſi, ſüfzet er, mira, wämer nu ſcho z'Mülle wärid.

Vo dem a hät er nüt meh gſait, aber er iſt chridewiß worde und hät alliwil de Buch ghebet. Es iſt mir ſüttigheiß worde debi. Aentli pfift's, de Zug fahrt langſamer und halt: Müllheim, Müllheim, drei Minuten Aufenthalt! brüeled Konduktör und rißed Türe'n uf. Chum iſch euſeri off, ſo iſt de Heiri mitemene Satz duſſe und wie de Blitz i dem chline Hüsli verſchwunde, er hett na ſchier en Konduktör umgſchoſſe.

Ich blibe ſitze'n und warte, aber die drei Minute vergönd, min Heiri chunt nid zum Vorſchi. Scho ghöri wie d'Konduktör i de vordere Wäge Türe zuſchletzed. Was ſöll i mache? Ellei witer fahre und de Heiri hocke lah, ſäb gaht nid, bſunders will ich beedi Billet ha.

Uſe ſpringe und em rüefe, gaht au nid, 's iſt z'ſpat und i dere Zit fahrt de Zug ab und d'Göfferli mitem. I entſchlüße mi churz, nimme beedi Göfferli und ſpringe au uſe.

Wo wollen Sie hin, der Zug fährt gleich ab, ſait de Konduktör.

I will da blibe bis zum nächſte Zug, ſäg i, i will warte uf öpper.

Wie Sie wollen, ſait de Konduktör und macht zu. Er pfift und furt iſt de Zug.

Aentli chunt de Heiri und lachet.

Was machſt au eſo en Ebigkeit, ſäg i aſe halbe wild. De Zug iſt furt.

Mira, ſait de Heiri. Bis zfride, Ruedi. Lueg, ietz iſch mer wider wohl. Nid eme Hund möcht i gunne, was ich usgſtande ha. Chumm, mer gönd da i's Reſtorant und nämed es Chrieſiwaſſer. Das wird das Basler Bier wol zwinge. Bis nid höh, 's gönd ja na meh Züg.

I ha müeſe lache, trotz allem Elend. Mer gönd i's Reſtorant und trinked es Gläsli Chrieſiwaſſer, 's iſt würkli en usgezeichnets gſi.

So, ſait de Heiri, ietz thut's es wieder. Weiſcht was, Ruedi, da hocked mer nid, bis en andere Zug chunt, mer gönd uf Mülle ie, 's cha nid wit ſi, me gſeht ja d'Hüſer.

Mira, ſäg i, 's iſch ietz ſcho, was ſi ſöll. — Mer lönd Göfferli im Reſtorant und ſpaziered dem Stedtli zue. 's iſt herrli warm gſi, d'Sunne hät prächtig gſchine und vor is zue ſind die Schwarzwaldberg ufgſtige. Vor is zue iſch aber au es Wibervolch gange miteme große Chorb am Arm, allwäg ſchwer, denn ſie hät öppe'n emal abgwächslet. Daß e Jungi iſt, hämer liecht am Gang a merke chönne, trotz irer Laſt am Arm, 's hät gſchine, ſi tanzi nu eſo über de Bode ewäg und mer ſind ere nie nächer cho. De Heiri iſt wider ganz helluf gſi und eismals faht er mit ſiner prächtige Stimm a ſinge:

Z'Mülle'n uf der Poſt,
Tuſigſappermoſt,
Trinkt me nid en gute Wi,
Gaht er nid wie Baumöl i!
Z'Mülle, z'Mülle, z'Mülle'n uf der Poſt.

Schwig au, ſäg i, was müend ä d'Lüt denke, wenn du eſo ſingſt da uf der offene Landſtraß? Lueg au, die Jumpfer da voris zue lachet mi Seel überis und denkt, mer hebid e chli zvil im Chopf.

Säb glaub i nid, ſait de Heiri, und wenn ſi's dänkti, ſo hett ſi Urecht, dänn i bi ſo nüechter als öpper. Es iſch mer nu ſo grad das Lied vom liebe Hebel in Sinn cho und drum hani's gſunge, wil mer ietz doch eſo per Zufall uf das Mülle zue gönd. Und weiſcht ietz was, jetz ſing i grad die andere Vers au no. Chum hät er's gſait, ſo faht er a vo Neuem:

Z'Bürgle'n uf der Höh,
Nei, was cha me gſeh!
O wie wächsle Berg und Thal,
Land und Waſſer überall,
Z'Bürgle uf der Höh!

Und eſo ſingt er furt bis a 's End. Aber was mi ſtune macht, das iſt die Jumpfer, wo vor is her gaht. Mitere Stimm wie'n e Silberglöggli begleitet ſie dem Heiri ſin Baß und ſingt mitem bis a 's End. Aber ietz hettid er de Heiri gſeh ſölle, wo 's Lied us gſi iſt. Mit zwee Sätze iſt er binere zue, zieht de Huet ab und ſait ſo früntli, wie'n ich en gar na nie ghört ha:

Erlaubed Sie, Jumpfer, daß i so frei bi und Sie fröge, woher kämed Sie das Lied und die Melodie? I ha gmeint, daß singi me nu bi eus i der Schwiz.

Die Jumpfer staht still, lueget de Heiri früntli a und sait:

Erlaubed Sie, das Lied ist vom Peter Hebel und ich bi us em gliche Ort, wo'n er geboren ist, wenn i scho ietz z'Mülle bi. Wie wett ich dem Dichter vom Sundgau sini Lieder nid känne solle! Sie händ's eso schön gsunge, das i gar nid anderst ha chönne als mitsinge.

Wäred die eso mitenand reded, han i Zit gha, das Meitli näher azluege. I will da kei langi Bschribig vonere mache. I säge nu, es ist e Gsichtli gsi wie Milch und Bluet, und es paar Auge, eso volle lieblichi Schalkheit, das me grad gseh hät, das ist eini vo dene, die wüssed, was d'Welt ist. Es schint, de Heiri hät's au gfunde, denn er sait ganz artig:

Nu, wenn Sie au uf Mülle wänd, so erlaubed Sie, das mir mitene gönd, mer sind frönd hie, wänd uf de nächst Zug warte und under dere Zit e chli Mülle aluege.

Rächt gern, sait sie, i hanene's grad aghört, daß Sie Schwizer sind. Mir im Wiesethal reded scho e chli meh wie d'Schwizer als die da i dere Geged. 's ist da wie bi Ine, de Dialekt schanschirt schier mit jedem Dorf.

Die ist au i d'Schuel gange, denk i, und de Heiri sait: Wenn Sie's erlaubed, so singed mer na eis zsämme. Was wänd Sie für eis usläse? I chan alli vom Hebel.

Sie lächlet en schalkhaft a und sait: Nu, wenn's Ine gfällig ist, so nämed mer de Schrinergsell. Er lachet und sait: wie Sie wänd, aber de schwer Chorb müend Sie mir gä zum Träge. Sie chönned dänn besser singe.

Jä was dänket Sie au! sait sie und wicht en Schritt zrugg. Sie sind en Herr und ich en arms Maitli. Nei, nei, das dörf nid si. I cha glich singe, das macht mir nüt, ich bi 's Träge scho gwännt.

Jumpfer, sait de Heiri ganz ernst und doch mit liebricher Stimm, Jumpfer, täusched Sie sie nid. Ich bin ekein Herr. Ich bin nu en Puresu. Lueged Sie mini Händ a, derig Schwile händ d'Herre nid. Wenn i ietz au grad e chli finer kleidt bi als ordinäri, so bin i doch nu en richtige Pur, 's Träge und 's Schleike gwüß na besser gwännt als Sie. I mache da mit mim Fründ e chlini Vergnüegigsreis, wil i au mal e bitzeli öppis vo der Welt gseh will. Mir händ im Sinn uf Karlsrueh

z'gah und über Straßburg hei. Es ist mer underwegs e chli unwohl worde, drum sin mer usgstige und wartet ietz uf de nächst Zug. Aber ietzt bitti, gänd Sie mer ihre Chorb und singed Sie na eis mitmer. Wänn mer bi de Hüsere sind, gib ich Ine de Chorb wider und danke Ine na für's Vergnüge, mit enere Sundgäuere Hebel's Lieder gsunge z'ha.

Er sait das alles so ernstli und lueget si mit sine blaue Auge eso ehrli a, daß i glaube, sie hät sofort begriffe, daß sie da miteme Ehrema z'thue heb. Ohni e Wort z'säge git sie em de Chorb. Er hänkt en an Arm und stimmt do grad das Lied vom Schrinergsell a.

Sie singed, es ist e wahri Freud gsi und i ha nüt beduret, weder daß i nid cha singe, i hett eso gern igstimmt. Wo's fertig gsi sind, stimmed's grad na en anders a und eso simer zu de erste Hüsere vo Mülle cho, mer händ nid gwüßt wie. Jetzt nimmt de Heiri de Chorb vom Arm und sait: So, Jumpfer, ietzt dank i euch nah herzli, daß er mer eso schön händ ghulfe singe, und wenn ich i na öppis dörf bitte, so säged is, wo ist wol die Post, wo me de guet Wi trinkt, mer wänd au ganz dem Peter Hebel nahga.

Min liebe Herr, sait do d'Jumpfer und lächlet früntli, es ist ebe scho meh als sächzg Jahr, sit de Hebel das Lied gmacht hät. Di säbe Lüt läbed nümme und d'Post ist nümme wie do. Wänn er aber Glust händ na eme guete Tröpfli, so gänd mer d'Ehr und chömed mit mir zu mim Vetter. Mir händ au es Wirthshus, just nid vom erste Rang, eso für Mittellüt. Es ist zwar nid mi Sach, d'Gäst uf der Straß z'angaschiere, aber wil mer ietz so bekannt worde sind, so glaubi, er werded mer's nid für übel ufnäh. I will luege, daß er zfride sind, wänn er furt gönd.

Jumpfer, sait de Heiri, ir wüssed gar nid, was ir mir für e Freud mached mit euerer früntliche Iladig, und daß d'Lüt ja nid meinid, ir hebid is da uf der Straß für euere Gasthof angaschiert, so sind so guet und gönd es paar Schritt vorus, mer folged i mit Vergnüge.

Er hettid de früntli Blick vo dem Maitli sölle gseh, mit dem's dem Heiri danket für si Zartgfühl, es wär i selber z'Herze gange. Also gaht sie vorus und mir hinne dri, fast dur's ganz Ort durre. Aentli staht sie voreme große graue Hus still, winkt is und sait, so, ir Herre, do simer, wänd Sie so guet si und iträtte. Sie macht im Gang e Thüre uf und mir trätted in e großi Stube i. 's ist e chli dunkel gsi, wil's en alts aber schöns Täfer gha hät vo Eicheholz. Aber alles ist suber gsi, d'Umhäng

schneechridewiß, d'Tisch suber gfäget und die altmödige Sidele vo Nußbaumholz händ wäger glänzt wie frisch polirt, d'Messingchnöpf am Ofe glitzered. A der Wand sind schöni Gmäld gsi und Porträt vom Großherzog und siner Frau und au us der heilige Schrift. Linggs vom Igang ist eso en Art Kontor gsi, wie's im Badische und im Elsaß de Bruch ist. E Wand, obe miteme Gitter und Gstell uf Gstell a der Wand mit Gläsere'n und Guttere. I dem abgschlossene Egge sitzt gwöhnli d'Wirthin, überlueget vo dert d'Stube und d'Gest und nimmt's Gäld für das was d'Källnere holed. So isch au da gsi. D'Wirthin ist e'n älteri Frau gsi, nid gherrsch, aber suber in ihrer Sundgäuer Tracht, mit der schwarze Binde um de Chopf, wo d'Endi uf beede Site abelamped wie zwee Fähne. Womer i der Stube sind, staht si uf, git is d'Hand und sait gar früntli:

Sind willkumm ir Herre, wie chömed Sie da zu eus ie?

Aber mer händ nid müese antworte. 's Maitli verzellt ere wie si's trosse heb, wie mer gsunge hebid und wie si eus iglade heb, zu ine z'cho, wämer e guets reals Tröpfli trinke wellid. Das Müli ist gange wie'n e Redli. D'Wirthin lachet und sait, nu, du wärist na guet Gest z'angaschiere. Dänn fröget sie, was is gfällig seig, ob mer öppis wellid ässe. En große Gasthof hen mer halt nid und au kei Tafele, aber e ordlis Mittagesse chönned mer doch offerire.

Mer begähred kei Tafele, sait de Heiri, i ha's der Jumpfer scho gsait, mer sind nu Pure, kei Herre. E Suppe, e Stückli Rindfleisch und wenn's mügli ist, e chli Brate oder Hamme derzu, das ist meh als mer diheim händ. Und dänn, wänn i bitte dörf, e Fläschli vom Beste.

Chum gsait, stellt d'Jumpfer zwei Gläser uf und zieht flingg de Zapfe usere Fläsche, die allweg meh als es Jahr im Sand gläge'n ist. Sie schenkt is i und weusht is gueti Gsundheit. Mir versuched und lueged enand a, mir trinket na e chli, dänn sait de Heiri, Frau Wirthin, wo händ er dä her, das isch gopel eken Margräfler, mir Lebtig han i na kei derige versucht.

Frili, frili, sait Wirthin und lachet, das ist reale Margräfler us eusere eigene Räbe. Frili, 's ist en Usstich, alles die schönste Trube, vo luter junge Räbe, süeß abdruckt und sid feuf Jahre im Chäller. Er ist eusere ordinäre Geste zthür, denn d'Fläsche chost en halbe Guldi.

Jetz lueged mer enand mit na größere Auge a. En halbe Guldi, säg i, für d'Fläsche? Händ er na viel im Chäller, Frau Wirthin? I

chaufi alle'n ab woner händ. J märte ken Rappe. J gibi druf und wie de Wi uf der Bahn ist händ er 's Gält.

Da müend er mit mim Ma rede, er ist ietz grad nid da, aber i erwarte'n all Augeblick, er ist nid wit, nu i 's Fäld use. J glaube, er cha'n i scho e Stuck füfzg Fläsche verchaufe. Wirthed ihr au?

Ja, säg i, mir händ au eso en chlinere Gasthof, wie m'es hät useme Dorf usse, aber frili eso 'n en Margräfler hämer ekeine, wämer scho Gest händ, wo'n en gern würid zahle, zum Bispil de Herr Landschriber und de Herr Dokter.

Unterdesse hät 's Maitli es Tischtuch heregleit, wiß wie Schnee, zwo Serwiette, Teller, Messer und Gable, d'Löffel aber sind zu mire Verwunderig schwer, recht silberi gsi, grawiert allwäg mit de Afangsbuechstabe vo's Wirths Name oder au vo der Frau, und au de Usechöpflöffel ist pur Silber gsi. Mer sind vo eim Stune is ander cho.

's Maitli treit d'Suppe us, schöpft eme'n iedere use und git is de Teller, und das alles eso gschwind, eso artig, mer händ nu müese luege. Sie weusche is guete'n Appetit, mer danked höfli. Dänn chunt Rindfleisch, e saftigs Stückli, grad wie'n is gern ha, und dänn Brate und dänn na Hamme, usgezeichnet, und nid nu öppe vo jedem vier Schnifeli, so dünn wie Postpapier, wie me's esa überchunt in Gasthöfe. Churz, 's Esse ist delikat gsi und de Wi hät is eso gschmöckt, daß mer no e Fläsche bisohle händ. Dänn hämer e Zigarre azündt und d'Wirthin ist zue'n is gsässe und hät afa fröge, woher, wohi, wie's de Bruch ist bi de Wirthslüte. Mer gänd ere ordli Bscheid und verwiled is guet. 's Maitli chunt äntli au ine, nimmt e Lismete und wot i's Kontor sitze. Aber de Heiri bittet si gar früntli, si möcht au e chli zue'n is sitze. Es sind just kei Gest da gsi. Es lueget d'Wirthin a und die winkt em mit de'n Auge. Druf staht's us und setzt sie nebed d'Wirthin, dem Heiri gegenüber. Jetz gaht 's Plaudere erst recht a. Mer vernämed, 's Breneli, so heißt das Maitli, sei d'Tochter voneme Schulmeister, z'Huse gibore. Es heig d'Mueter früh verlore, de Vater seig au gstorbe, wo's zwölf Jahr alt gsi seig. Do hei's d'Wirthin, e Verwandti vo 's Brenelis Mueter, zuenere gna und's erzoge, dänn Vermöge sei nid da gsi, sie sälber hebid nu en Su, dä ietz dänn well hürathe. Dänn mues halt 's Breneli go diene, sait d'Wirthin, mer sind gnueg Wibervölcher a mir und der Sunsfrau, de Ma lueget em dänn um en guete Platz z'Basel obe. Es ist ietz zweiezwänzgi, gschickt

in Allem und e perfekti Chöchin und Hushälteri. Die Herrschaft, wo's ane chunt, ist sicher versey mitem, e treueri Seel git's keini.

's Maitli sait, Bäsi, rüemed nid eso gar, i thuene, was i cha, aber i bi na lang nid die Gschicktist. Me cha z'Mülle e gueti Chöchin si und z'Basel ist mer e schlächti.

Aber müend er denn grad go Basel inen Dienst? sait ietz de Heiri? Er werded nanid dunge si? I wüßti en guete Platz bi Züri obe. Schaffe mues me allerdings au, me hät nüt vergäbe, aber d'Lüt sind eifach und verlanged nüt Gherrsches, Treui ist ene 's Liebst.

Eso n'en Platz wär mer grad recht, sait 'sBreneli, schaffe chan i und mag i, aber eso gar vornäm ist mer neime zwider. Nu isch au gar so wit go Züri use und mer känned niemert i säber Geged.

O, lachet de Heiri, Züri ist na nid zur Welt us, und was de Platz atrifft, so lönd nu mich mache, i känne d'Lüt so guet als mich sälber. So bald i diheim bi, schrib i eu, er müend Bricht ha, 's fehlt si nüt, villicht na vorher.

D'Wirthin und 's Maitli danked dem Heiri zum Vorus. Mer plaudered no e Wili, es wird drü und de Wirth chunt nanig. I ha scho e paar Mal a d'Uhr glueget, dänn am feufi gaht wider en Zug dure. D'Wirthin merkt's und sait: Gälled, ir planged uf de Ma wege dem Fläschewi. I chan nid begrife, warum er nit chunt. Er ist sicher na i d'Räbe use go luege, ob au alles ghörig gleit worden sei. Breneli, du chönst en go sueche.

Blitzschnell ist 's Breneli parad und wot furtile, aber de Heiri hebet's sanft am Arm und sait: Jumpfer, wänn er's erlaubet, gönd mer mit i. Mer gsend echli d'Geged, z'pressire hämer nüt und de Ruedi cha dänn villicht sin Winhandel underwegs mitem Vetter abmache.

Wider lueget 's Maitli d'Wirthin a und die sait: Gang nu mit dene Herre, i gsehne scho, es sind Ehremanne, de häst di nüt zschenire.

Mer wänd na zerst zahle; aber d'Wirthin sait: Was dänked er au, er chömet ja na emal verbi eh'n er abreised.

Säb verstaht si, sait de Heiri, mer gönd also mit dem Maitli gege Badewiler zue. Womer e Strecki wit gsi sind, chunt en Ma und 's Maitli fröget en na em Vetter.

Er ist im Berg obe, sait de Ma, er rumt na allerhand uf im Räbhüsli.

Das ist na wit, sait 's Breneli. Wänd die Herre nid umchere und diheim warte?

Was däuked er au vonis, ſait de Heiri, je witer, je lieber mit eu, i wett, i chönnt alliwil bini ſi.

's Maitli wird zeuſelroth, aber de Heiri faht grad wider vo öppis anderem a und 's Gſpräch iſt bald wider im Gang gſi. Mer ſtiged de Berg uf und chömed äntli uf d'Höchi. So, ſeit 's Breneli, ietz müend die Herre au d'Ussicht aluege, wo me da hät i's Elſaß dure und wit abe i's Brisgau. 's iſt wahr gſi, me hät e prächtigi Ussicht gha bis a d'Vogeſe dure und wit durab bis gäge Friburg abe. Dorf a Dorf und Chille'n a Chille und mits de durab de Rhi wie'n en ſilberne Bendel. Das iſt würkli ſchön, ſait de Heiri, aber vo mine Feiſtere us han i doch na e ſchöneri Ussicht, dänn i gſehne d'Schneeberg vom Glärniſch bis wit i Berner Alpen ie. Hügel a Hügel vor mer zue, mit ſchöne Wäldere, i der Nächi Wiſe'n und Felder, meh daß drißg Dörfer und hinne dra die mächtige Schneeberg.

Das wett i au emal möge gſeh, d'Schneeberg, ſait 's Maitli und de Heiri lueget's früntli a und ſait, Jumpfer, wänn's Gottswille iſt, ſo hilf ich, daß er's gſehnd eb e Jahr umme'n iſt.

's Maitli wird zeuſelroth und gaht vorus dem Räbhüsli zue. Ich aber ha nu müeße nahdänke, was de Heiri mit all dem well ſäge.

Im Räbhüsli treffed mer richtig de Wirth, en ſchöne große Ma, vo höchſtes füfzg Jahre. 's Maitli ſait em warum mer da ſeigid und verzellt em alles. Er git is früntli d'Hand und gheißt is willkumm. I ha grad welle afah von dem Wi mitem rede, do ſait er: Wänn er's erlaubed, ir Herre, ſo gönd mer mitenand durab und hei. I bi fertig und ha'n au bald öppis z'Abig nöthig. Mer chönd de Handel underwegs mache. Mer chered um, i gahne nebed dem Wirth. Mer reded vom Gſchäft, wie's göng i der Wirthſchaft, von Wiprife, churz von allem, was en Wirth intereſſirt. De Handel iſt bald abgſchloſſe gſi. Er hät mer füfzg Fläſche verſproche zumene halbe Richsguldi d'Fläſche, Verpackig apparti, und ich han em zwee Napolion druf geh, 's ander ſchick em, ſobald i hei chäm. Aber währed mer eſo mit enand gredt händ, iſt de Heiri nebed dem Maitli gange, alliwil hundert Schritt vorus. Was gredt händ mit enand, weiß i nid, aber es mueß öppis Ernſthafts gſi ſi, denn womer hei cho ſind, i 's Wirthshus, han i gſeh, daß de Heiri iri Hand gna hät und i ſire ghebet, und i ha na ghört, wo'n er zu em ſait: Breneli, i bi en ehrliche Purſcht. I träge mis Herz uf der Zunge. Was i verſproche ha, das halt i, überleged's, i vier Tage hol i de Bricht:

i will i nid übertölple, er söllid Zit ha, d'Sach z'überdänke. 's Maitli lueget en a, i glaube es hät 's Wasser in Auge gha. Es druckt em d'Hand und wil mer zunene chömed, lauft's i d'Chuchi.

Zum Verreise mitem Feufizug isch es z'spat gsi, und z'Nacht reise hät de Heiri nid welle. I wott d'Geged gseh, sait er, i wott au wüsse, wo'n i durre chume. Mer fröged um es Zimmer, das natürli mit Freude zuegsait wird. Es chömed nah und nah meh Gest, Bürger vo Mülle. 's Vreneli hät gnueg z'thue gha mit wirthe, es hät der Abig nümme chönne mit is rede. Deste meh hämer mit dem Wirth gredt und vo der Schwiz verzelle müese und wie me bi eus puri und gwerbi. De Heiri hät zeiget, daß er 's Pure usem Fundament verstaht. Er hät zwar nid vil gredt und isch nachdenkli gsi, aber was er gsait hät, hät Händ und Füeß gha, und i ha's gmerkt, er hät dem Wirth bsunders guet gfalle. Mer nämed na e chli Hamme z'Nacht und gönd gli i's Bett, de Wirth hät is zündt, 's Vreneli hät nid chönne abcho.

's Zimmer ist eifach gsi aber d'Möbel alles vo Nußbaum und Better wie Berg so hoch, breit und lang, nid eso Chindebettli, wie me hütigstags in Gasthöfe atrifft, wo Decki chum bis a d'Chnü gaht und me chrumb mues lige, wäme meh as feuf Schuh mißt. Alles ist suber gsi und d'Lintüecher wie de frisch gfalle Schnee. Kei Stäubli ufeme Sessel oder uf em Nachttischli.

Wänn wänd die Herre verreise, sait de Wirth, eb er is guet Nacht weusche.

Um sechssi mitem Schnellzug, säg i. Guet, sait er, 's Kaffi mueß am feufi parat si, Sie chönned denn miteme Omnibus a d'Bahn fahre, es ist na dunkel und Sie chöntid verirre.

Das ist schön, säg i, aber Kaffi wämer ekeis, 's mueß niemer uf expreß wegen eus.

O, sait de Wirth und lachet. 's Vreneli ist am feufi scho lang i der Chuchi, denn d'Chnächt müend alliwil um sächssi gässe ha, bsunders de Postillion vo Badewiler, wo da loschiert. Also, guet Nacht ir Herre, schlafed wohl.

's Abzieh hät is nid so vil Müh gmacht wie z'Basel und wägem Chopf hämer kei Angst müese ha und au kei Buchweh riskiere, 's ist is herrewohl gsi. Aber womer im Bett sind und i mitem Heiri na e paar Wort rede wott, so sait er: Ruedi, thue mer ietz de Gfalle und schlaf.

Sehſt, i ha mini Gedanke und gwüß nöthig mi z'bſinne; drum laß mi ietz in Rueh.

Was Tüfels häſt denn, ſäg i, uſe mit, villicht cha der rathe. Zwee wüſſed alliwil meh as Eine.

Nei, Ruedi, ſait er, was ich ietz z'denke ha, iſt mi eigni Sach. I dank der für die Fründſchaft, aber die Aglägeheit mues i ellei überdenke und bſorge.

Wie d'witt, ſäg i, und bi bald vertſchlafe. — —

Stand uf, Ruedi, rüeft mer de Heiri, 's iſt halbi feufi und hüt wämer ſicher uf Karlsrueh.

I rangge mi e chli und ſtahne uf. Potz tuſig, ſäg' i, du biſt ſcho agleit, du ſölliſt mer gar nid gſchlafe ha.

Nid vil, ſait er mit früntlichem Lache, aber mach ietz, 's Kaffi iſt ſcho parat, 's Breneli iſt ſcho ſit de viere i der Chuchi. I han em ghulfe 's Für amache.

I luege'n groß a, aber er lachet nu und git mer d'Hoſe. I bi gli fertig gſi, dänn i ha d'Sach nid müeſe zſämme ſueche, wie z'Baſel. s' Kaffi iſt richtig ufem Tiſch gſi und zwee Eiertötſch, i ha miner Lebtig kei beſſer gha. 's Breneli ſchänkt is i und ſchnidt is vor.

Gredt iſt nid vil worde, aber erſt nachher iſch mer z'Si cho, wie die Beide, 's Breneli und de Heiri, ſchier kei Aug von enand glah händ. Jetzt frag i na der Uerte. Feuf Guldi und zwänzg Chrüzer, ſait 's Breneli und git mer e ſuber gſchribeni Rächnig. I luege's a und ſäge, das iſt ja nid mügli, Sie müend ſi girret ha, zwei Mittagäſſe, zwo Fläſche z'Imbis, zwo z'Abig, Hamme z'Nacht, s'Zimmer und ietzt na 's Kaffi. Iſt alles grächnet, ſait ſi, lueged Sie nu, i glaube'n au, i heb recht zſämmezellt, emal nidſi und emal obſi, ud 's hät igſchlage. Frili e Fläſche vo geſter z'Abig han i nid törfe rächne, de Vetter hät gſait, er heb au mittrunke.

I zale und gib ere ſechs Guldi; uſe wot i nüt, ſäb ſei für's Zimmermaitli. Dänn danki höfli, ſait 's Breneli, das bin i ſälber.

Jetz iſch Zit, i ghöre der Omnibus cho, ſait de Heiri; gang nu vorus, i chume grad na. 's iſt zwar na e paar Minute gange, bis er cho iſt, und 's Breneli nebet em, Hand i Hand. B'hüet di Gott, ſait er, vertrau mer, i ſpötſtes vier Tage bin i wider da und mache d'Sach i d'Ornig mit em Vetter. Si truckt em d'Hand, ohni e Wort zſäge. Mer ſtiged i und fahred ab. Jetz weiß i, was Glogge gſchlage hät. I cha

nid rede vor Stune. Es sind na drei Herre im Omnibus gsi. Mer chömed prezis rächt, de Zug chunt just, und wo mer Gösserli händ, chöned mer nu istige. Wie gern hett i mitem Heiri gredt, aber 's ist nid mügli gsi, es sind z'vil Lüt im Coupé gsi. De Heiri ist ganz still gsi, hät si Zigarre graucht, zum Feister us glueget und ase still vor em her glächlet. Aentli z'Friburg sind all usgstige und mer sind ellei gsi. I ha chum möge gwarte, bis de Zug wider im Gang gsi ist, aber de Heiri ist der erst gsi zum Rede.

Ruedi, sait er, i begrife, de wirst welle wüsse, was gange ist z'Mülle. I will der's mit churze Worte säge. Mer sind na kei Stund dert gsi, so hät mer e Stimm i mim Innere gsait: Heiri, da wohnt dis Glück, wänn'd' 's Vreneli zur Frau überchunst, so bist versorget. Und vo Stund zu Stund isch es fester bimer worde: die oder keini. Wo mer us de Räbe wider go Mülle sind, han ere mi Lag, mi Sach, alles treu und ehrli gsait und ha si gfröget, ob si meini, si chönt glückli sie mitmer. Natürli hät si nid grad ja gsait, aber au nid nei, und si well si berathe mitem Vetter und der Bäsi. I han ere bigstimmt und gsait, sie söll's überlege, wenn i zrugg chömm, well i d'Antwort hole. I ha kei Rueh gha im Bett und di ganz Nacht kei Aug zuetha. Um vieri ghör i d'Chuchitüre ga und ghör i, wie 's Vreneli dem Postillion rüeft. Jetz ha i mi nümme chönne hebe. I bin abe i d'Chuchi. Mer händ enand d'Hand gä und früntli guete Tag gsait. I han expreß nüt vo euserer Aglägeheit gsait, i ha si nid welle dränge. I ha Schitli gspalte und 's Für agmacht, han ere de Hafe usglupft voll Wasser, churz, in han ere ghulfe, wo'n i ha chönne. Aber wo mer furt sind, han i di vorus gschickt und do han i gfröget: Vreneli, was isch, dörf i hoffe? Do ist si mer um de Hals gfalle und i ha si küßt. 's Ander häst na chönne ghöre, was i gsait ha. Und ietzt, Ruedi, wämer na fröhli si und d'Reis vollände. Die hät mer will's Gott 's Schönst itreit, was de Mensch cha finde, e bravi, rechtschaffeni Frau.

Aber was wird di Mueter derzue säge? I weiß, si lueget uf's Geld, und 's Vreneli hät eken Rappe Vermöge.

Det las mich mache, Ruedi, sait de Heiri. 's ist frili wahr, d'Mueter hät alliwil gmeint, i sött e Richi näh; aber wänn sie gseht, es gaht nid anderst, so ergit si sie bald, und wänn 's Vreneli nu e paar Wuche im Hus ist, so lueg dänn, si sind ei Herz und ei Seel. Nu das bitt i, Ruedi, schwig und säg Niemertem öppis dervo. De weischt, wo Zwei

zſämme wänd, da iſt de Tüfel an alle Egge los. Bis aber 's Grücht vo Mülle zu eus ue chunt, iſch es z'ſpat, dänn i mache nid lang. Gaht's wie'n i will, ſo han i am Neujahr e Frau.

I han em's verſproche und natürli au Wort ghalte.

Under allerhand Gſpräche chömed mer uf Offeburg, uf Appeweier, wo's durre gaht uf Straßburg und uf Os. Det ſimer usgſtiege und mitere andere Bahn hindere gfahre uf Bade. Im Sterne hämer öppis z'Nüni gna und dänn d'Stadt aglueget mit dene Gaſthöfe, wo ſind wie Paläſt. Nu, es loſchiered au gnueg Fürſte'n und Herre da us alle Ländere; mer händ au 's Churhus aglueget, aber in Spilſaal ſimer nid. Zwar hät mi de Tüfel welle ſtupfe, aber de Heiri ſait, wänd gah witt, ſo gang ellei, i ha'n ietz gnueg gunne uf dere Reis und zum Verlüre han i kei Geld. Vo dert ſimer na i's alt Schloß ufe go d'Ussſicht aluege. Sie ſäged, mer gſäch vo dert us 's Münſter z'Straßburg; mir händ's nid möge gſeh, 's iſt frili au echli näblig gſi über de Rhi durre. Mer gönd wider abe, äſſed z'Imbiß am Ordinäri im Sterne und fahred am drü furt. Zerſt wider uf Os und dänn det durab, Karlsrueh zue. D'Geged det durab und eigetli ſcho vo Friburg ewäg iſt ſchön, linggs de Rhi, witer äne Vogeſe und rächts die Hügel vom Schwarzwald, unnezue mit Räbe bſetzt, da und dert e ſchöns großes Dorf. Vo dene fruchtbare Fäldere mit Tubak, Hanf, Frucht und Runggelrüebli hämer ietz natürli nüt meh gſeh. D'Sach iſt igheimſet gſi und d'Räbe ſind au leer und gäl gſi, aber de Same, wo überall chreſſechdick fürre cho iſt, hät gnueg bewiſe, daß da en guete Bode iſt.

's iſt Nacht gſi, wo mer uf Karlsrueh cho ſind. Mer mached nid lang und gönd in Geiſt, i känne ſäb Wirthshus. Me'n ißt dert guet, es iſt eſo für d'Mittellüt, nid prezis gherrſch, aber au kei Gſelleherberg. Mer äſſed z'Nacht und gönd gli i's Bett, de Heiri hät gſait, er heb Schlaf und eſo ellei han i nid möge ider Wirthsſtube ſitze. 's iſt alles recht und ſuber gſi, aber d'Better ſind um e ſchöns gringer gſi als z'Mülle, und wenn's chalt gſi wär, hettid mer nid leid gfrore. Zähe aſigi Deckeli gäbed die nid, wo'n i diheim ha, und im Winter iſch ſi mer doch na nie z'ſchwer gſi.

So gar früeh ſimer nid ufgſtande. Nachem Kaffi gönd mer go d'Stadt aluege. Es hät ſchöni Hüſer, ebig breiti Gaſſe und au e Paar Denkmäler vo badiſche Fürſte. Me gſeht wol, daß Karlsrueh kei alti Stadt iſch, ſundere na emene richtige Plan baue. Niene kei dere Winkeli

und Gäßli, wo zwee Milchmanne enand nid emal chönned uswiche. 's Kurioſiſt iſt, daß me überall, wo me gaht, 's Schloß gſeht, ſowie me wider an en Ort chunt, wo zwo Straße enand chrüzed. Es iſt grad als wär 's Schloß d'Sunne und d'Straße iri Strahle, vo Zit zu Zit vomene Räuf durchſchnitte. Mer gönd über de groß Platz vorem Schloß. Es mues im Summer ſchön ſie dert, uf beede Site drei Reihe mächtig groß Bäum. Jder Mitti e breiti Straß, zwüſched inne hübſche Wägli, Gartebettli und en mächtige Springbrunne, uf iſerne Süle groß Gaslüchter mit ſibe oder na meh Flamme i ſchöne Glaſchugle inne. Jetz hät's frili zimli gherbſtelig usgſeh. Mer ſpaziered um's Schloß umme in Park. 's iſt en prächtige Luſtwald, mängi Juchert groß, mit ſchöne, breite Spazierwege und e paar Teiche mit Gold- und Silberfiſche drin. Wo mer eſo ſpaziered, ſtönd mer uf eimal vore me Dänkmal, 's iſt en prächtige Chopf ufere zimli hoche Süle vo Metall und vomene iſerne Gatter umgäh. Mer läſed d'Inſchrift und, Herr Jeſis, rüeft de Heiri, lueg au da, das iſt ja der Peter Hebel, dem i ietz bald e liebi Frau z'verdanke ha. 's iſt richtig! Uf einer Site ſtaht's, wänn er gebore und wänn er gſtorbe ſei. Uf der zweite Site das Versli:

Und us em Himmel chunt der Schii,
's mues liebli i der Heimet ſy.

Uf der dritte Site d'Widmig vo 's Hebels Fründe und äntli uf der vierte das Sprüchli:

Schlaf ſanft und wohl, wenn's Zit iſt, wemer di wecke.

Mer lueged's lang a das Dänkmal und dem Heiri ſtaht 's Waſſer in Auge. J cha mer ibilde, was er tänkt hät. Mer gönd äntli wieder furt der Stadt und dem Bahnhof zu, da chömed mer übere große Platz, wo ſuſt der Wuchemärt iſt, aber ietz iſt nid vil da, e paar Wäge mit Herdöpfle, Chabis, e paar Wiber, wo Wirz, Rüebli, Oepfel, Birre und Trube, au Bölle und Peterli und Salat feil gha händ. Rächts a der Straß iſt e großi Chunſthandlig gſi. Mer ſtönd e chli ſtill, die Sach azluege. Plötzli ſait de Heiri, lueg Ruedi, das iſt d'Photegraphi vo 's Hebels Dänkmal, das wott i chaufe. Mer gönd ine und heuſched das Bild; wo mer's zalt gha hend, ſait de Herr im Lade: Wenn die Herren das Bild von Hebel in Kabinetsform haben wollen, kann ich es Ihnen geben. Lönd luege, ſait de Heiri. Er bringt's, es iſt e ſchöni Lithographie. De Hebel ſitzt imene Stuhl vo Tannäſte under emene große Baum, die recht Hand ufem Chnü, i der lingge e Buech. Er lachet eim eſo liebli a, grad als

wett er säge: Bin i nid en bliebte Ma, de Stern am Himmel lacht mi a. Was chost das Bild, fröget de Heiri. Einen Gulden, mein Herr, ist d'Antwort. 's ist guet, sait de Heiri, packed mer's guet i, daß i's cha i's Göfferli thue, ohni daß es verderbt wird. 's ist gli richtig gsi. Mer gönd in Geist, essed z'Imbiß, zahled, me hät is nid überno, und um zwei fahred mer dem Rhi zue. Wo mer i der Maxau über die ebig lang Rhibrugg fahred und still hebed uf der andere Site, chunt de Konduktör, macht Türe uf und sait ase langsam miteme rechte Bierbaß: Gefälligst die Billets vorweisen, meine Herren, Sie sind halt jetzt in Rheinbaiern. Mer lached und zeiged em's. Do sait er witer: In Winden haben Sie Wagenwechsel und zwanzisch Minuten Aufenthalt, aber Sie kriegen dort ein ausgezeichnetes Bier, ächtes Münchner. Mer danked em höfli. Si Nase zeiget tütli, daß er gwüß öppedie und bald wider 's Bier versuecht. Nu, er hät recht gha, 's Bier ist usgezeichnet gsi. Dur's Rhibairisch und dur's Underelsaß uf über Wißeburg, Hagenau und Bischwyler isch e zimli langwiligi Geged, bsunders im Herbst, we me überall nu Hopfestange a Pyramide z'sämmegstellt gseht. Es mag e guet fruchtbar Land si, zwar allwäg zimli sandig, aber für en Schwizer isch's langwilig über die ebig Flächi ine z'reise.

Mer sind froh gsi, wo's äntli gheiße hät: Straßburg, Alles aussteigen! Mer gönd zerst in Räbstock ader Langgaß. I känne 's Wirthshus, i bi scho meh als eimal det gsi. Mer bstelled es Zimmer, aber wil's na zfrüh gsi ist zum i s'Bett ga, so säg i zum Heiri: Chumm, mer gönd na ines Bierhus und trinked e Glas, bis Zit ist zum Nachtässe. Mira, sait er, aber nu kei Walliser drüber abe. I wot weder en Brand na Buchweh. I mues lache, und mer gönd in Elephant am Paradeplatz, nit wit vom Räbstock. Jetz hät si de Heiri nu verwunderet über die Art, wie d'Straßburger reded, halbe wälsch und halbe dütsch. Prenez place, Messieurs! Was beliebt? Zwei Kännel? Un moment, s'il vous plait, i bring's gli. Oder öppe: Des saucissons, Messieurs? Wolle Sie e Knackwurst ou un servelat? Oder en andere rüest: Des cartes, Mademoiselle! De suite, Mussiö, welle Si ditschi oder des cartes français? Und eso gaht's furt, und wenn Eine nid beed Sprache perfekt cha, so verstaht er rein nüt, denn bis er 's Französisch übersetzt hät, ist 's Dütsch scho lang dusse und 's Maitli ame'n andere Tisch. Es hät e Masse Lüt gha, d'Stube ist gstopfet voll gsi und doch isch si größer als eusere Tanzsaal diheime. Es sind au na e paar Musikante cho und

händ is schier d'Ohre verrisse mit irem „Gedudel", wie d'Straßburger säged. Churz, mer händ is guet amüsirt und dem Heiri hät's guet gfalle. Um nüni simer in Gasthof, händ z'Nacht gnah und druf i's Zimmer. Sind d'Better z'Karlsrueh scho chli gsi, so sind's da na chürzer. I ha nid gwüßt, wie mache. Han i d'Decki ufezoge, so han i Füeß übercho wie Isschölle, und han i si abeta, so han i obe gfrore und bäpperet. Meh als zähmal bin i verwachet nu wägem Früre, und dem Heiri isch um kei Haar besser gange. I bi mi Seel froh gsi, wo's äntli Morge worde'n ist. Na em Kaffi gönd mer i der Stadt umme. Zerst ist Thummeskirche, wo 's Grabmal ist vom Marschall vo Sachse und d'Mumie vomene Graf vo Nassau und sim Töchterli. Beedi sind agleit ider Tracht vom 16. Jahrhundert und gsehnd us wie läbig. Vo dert gönd mer gegem Paradeplatz mitem Denkmal vom General Kleber, witers über de Breul, wie d'Straßburger säged, 's heißt aber eigetli Place de Broglie. Am andere End ist 's Theater und nebet zue de Palast, wo d'Generalität und de Prefekt wont, grad übere Kanonegüßerei. Mer reised dur's Judethor us über de Kundat, und dert uf dere herrliche Promenade gönd mer ines Kaffi und trinked e Glas Bier. Jetz wär i gern na mitem Heiri i d'Oranscherie, aber 's ist bald elfi gsi und um zwölfi wämer im Münster si, go d'Uhr aluege. Mer gönd also 's Fischerthor i und sind äntli bim Münster. E Bschribig z'mache vo dem herrliche Gebäu ist mer nid mügli und derzue häts ja en ebegi Mängi Büecher und Büechli, i dene Alles bis uf die letst Bildsüle bschribe ist. Mer chaufet au zwei und e paar Photegraphie vom Münster und vo der Uhr, wo dem Heiri usgezeichnet gfalle hät. Wo mer alls aglueget händ, fröget is Eine, ob mer au uf de Thurm ufe wellid, aber mer schlönd's ab, dänn es hät am Morge en Nebel gha und mer hettid wenig oder nüt gseh, dänn mer händ däwäg müese luege, wämer nu der Spitz vom Thurm händ welle erchänne. Wo mer e breiti Gaß ab gönd uf de Guetebergplatz, chömed mer ame große Goldschmidslade verbi. Wart mer e chli uf säbem Platz, i chumme grad wider, sait de Heiri, und gaht rasch in Laden ie. I ha mer's liecht chönne ibilde, was er dert gkauft hät. Es gaht nid lang, er chunt und sait: Ruedi, heb de Lade e chli im Aug, i mues am drü na emal fürzue. Heb kei Chumber, säg i, mer finded e wider. Druf gönd mer zur Tafele in Räbstock. 's ist schier z'großartig gsi für euserein und vor luter Komplimente mache hät mer schier nid chönne'n ässe.

Wil me imene französische Gasthof im Eßzimmer nüd törf rauke, sin

mer na der Tafele furt, i 's Kaffi Schnider ufem Breuel. Es hät dert eſo en Vorbau mit Fenſtere igmacht und mit Glas deckt. Dert hämer en exellents Kaffi trunke mit Cognak und euſeri Zigare graucht, und dernebet d'Lüt aglueget, wo verbi ſind. Am drü gönd mer dur d'Münſtergaß, über de Münſterplatz i de Lade, wo de Heiri holt, was er kauft hät. Vo dert ſimer na is Muſeum, is Arſenal bi de Gaſerne am Fiſcherthor, und äntli retur dem Waſſer nah bis zum Palaſt vom Biſchof, dert über d'Brugg, am Münſter durre und direkt in Dofeng (Dauphin), dozmal eis von erſte Bierhüſere z'Straßburg. Dert hämer is eſo guet verwilt mit dem Zueloſe vo dem Straßburgergſpräch, daß mer gar nid gwüßt händ, wie'n is Zit ume gange iſt. Es iſt bereits zwölfi gſi, wo mer i's Bett ſind.

Am Morge na em Kaffi ſait de Heiri: Ruedi, chumm uf's Telegraphebüro, du mueſcht mer telegraphiere, du biſch es beſſer gwännt als i. Ohni z'fröge was, gan i mitem. Unterwegs ſäg i, Heiri, hüt nämed mer e Drotſchge und fahred e chli us, eitweders uf Schilken ufe oder uf Kehl, mer wänd au d'Umgeged e chli aluege. Was hüt choſt, zahl ich. Nei, ſait de Heiri, lueg Ruedi, ietz han i gnueg, 's iſch mer gwüß nid wäge de Chöſte, ſäb weiſcht, aber es planget mi na em Breneli. I ha glueget im Reiſebegleiter. Um Zwölfi gaht en Zug duruf. Um vieri ſind mer z'Mülle, und wäge dem mueſcht mer telegraphiere, i ha's dem Breneli verſproche; i telegraphier em d'Stund, wänn i achöm. Gäll de häſch es nid für unguet. Was tänkſt au, Heiri, ſäg i, i cha dis Plange ganz guet begrife. Mer telegraphiered alſo, gönd dänn na e chli ſpaziere. Um elfi nehmed mer öppis zuenis, zahled d'Rechnig und um zwölfi fahred mer zur Stadt us. So lang me 's Münſter hät chöne gſeh, hen mer's aglueget, dänn erſt wäme aſe um d'Stadt umme fahrt, chunt me en rächte Begriff vo ſiner Höchi über. Z'Appeweier hämer Wagewechſel gha, dänn gaht's duruf. Aber je näcker me Mülle zuechunt, deſto nachdenklicher und ſtiller wird de Heiri. Er git mer uf mini Rede nu halbi Antwort. I zünde e Zigare'n a und überlane min Fründ ſine Gedanke.

Aentli rüefed's: Müllheim, Müllheim! Nimm du d'Göfferli, ſait de Heiri und ſpringt uſe, aber nid dem chline Hüsli zue, ſundere zum Usgang, dänn dert ſtaht 's Breneli und näbed im d'Wirthin ſälber. De Heiri hät's allwäg ſcho vo witem gſeh. Sie händ nüt gſait, nu enand d'Händ druckt und enand aglueget, eſo liebli, eſo ſälig, me cha's mit Worte nid usdrucke. Er git dem Breneli der Arm und ſi leit ire dri, ohni ſi

z'schenire. D'Wirthin nimmt mer d'Gösserli ab und git's dem Postli vo Badewiler, daß er's in Gasthof bringi. Druf gönd d'Wirthin und ich den andere nah, si sind scho hundert Schritt vorus gsi. Mer wänd's vorus la, sait si, si händ enand allwäg vil z'brichte. Mer mached's eso und underwegs nimmt mi d'Wirthin us, so fin wie's nu e rechti Wirthin cha, über 's Heiris Charakter und Gmüeth. I gib ere ehrli Bscheid, wie'n i de Heiri kenne vo Juged uf und wie's en bessere Mensch nid gäb uf der Welt. Es mueß en ehrliche, brave Mensch si, sait si, Alles rüehmt en. I mag's, weiß Gott, dem Breneli gunne, wenn's glückli wird, es verdient's.

Eso chömed mer ge Mülle und in Gasthof. Ader Türe wartet de Heiri, 's Breneli ader Hand. Wo mer i d'Stube träted, chunt is de Wirth entgege, und truckt bsunders dem Heiri herzhaft d'Hand. Willkumm, willkumm, min liebe Herr Huber, sait er und führt is grad in es schöns Näbezimmer. Es ist zwar kein einzige Gast ider Wirthsstube gsi. Ufem Tisch, wo miteme schneewiße Tischtuch teckt gsi ist, stönd feuf Gläser und e Fläsche vo dem Gäle und zwo ander unne am Tisch i der Reserve. 's Breneli schänkt i und mer trinked alli mitenand Gsundheit, dänn sitzed mer ab. D'Wirthin fröget, ob is öppis z'ässe gfellig sei. Später dänn, sait de Heiri, wenn Sie's erlaubed, möchti ietz zerst mit dem Herr Ehret (eso hät de Wirth gheiße) rede, und au mit Ine, Frau Ehret. Sie wüssed ohni Zwifel vom Breneli, warum i eigetli na emal uf Mülle cho bi. I ha's au am Mäntig bereits gsait, wer i bi. I bin en Pur, der einzig Su vom Rütipur sälig. I bi nid rich, aber i han e schöne Hof, wo sini zwänzg Haupt Veh richli erhalt. Schulde hani keini, eh na e chli Igends. Bis dahere han i mit miner liebe Mutter ghuset, dänn i ha kei Maitli gfunde, wo mer gfalle hät. De Zufall oder villmeh d'Hand Gottes hät mi dahere gführt uf Mülle. I ha 's Breneli känne glehrt und vo der erste Stund a han i gfunde, das ist die rächt, das ist die, mit dere i glückli dur d'Welt cho cha. Und je länger ich mitem Breneli gredt ha, deste fester ist min Entschluß worde: die oder keini. I träge mis Herz uf der Zunge und drum han i dem Breneli am Mäntig z'Abig na mi Liebi erchlärt, und ha si bätte, si möcht si bsinne und mir iri Hand nid abschla. Gottlob, mer sind einig worde, und am Zistig am Morge han i gwüßt, daß i en glückliche Mensch bi. Nu weiß i aber, daß Sie, Herr Ehret, und Iri Frau Liebsti glichsam d'Eltere sind vom Breneli, und drum möcht i Sie bätte, Sie möchtid Iri Zwilligung gä

und euſere Bund ſägne. Da, Herr Ehret, iſt mi gnaui Adreſſe ufgſchribe, fröged Sie mer nahe, wo Sie wänd, i ha kei Angſt vor der Uskunft, wo Sie werded übercho.

Eſo redt de Heiri, nimmt ſi Brieftäſche fürre und git ſi Adreſſe ufeme halbe Bögli, ſuber gſchribe. Aber de Wirth nimmt's nid a, lachet und ſait:

Herr Huber, 's iſt nid nöthig, i bi ſo frei gſi und ha bereits nahegfrögeb. Am Ziſtig am Morge, wo Sie furt gſi ſind, hät mer 's Breneli Alles gſait. I ſäg es ufrichtig, es hät mi gfreut, dänn i ha Sie am Abed ſcho für en Ehrema aglueget. Aber 's Breneli iſt mer ſo lieb wie'n en eiges Chind, drum han i nüt welle verſume. 's Breneli hät mer gſait, wie Sie heißid und woher Sie ſeigid. I lahne uf der Stell iſpanne und fahre übere uf Schliengen zu mim beſte Fründ, dem Wihändler Häfeli, ſi Tochter git ietz euſeri Sunsfrau. Er iſt diheim gſi und i ſäge zuenene: Häfeli, ſo und ſo. Geſter iſt en junge Schwizer per Zufall zue'n is cho und i glaube faſt, er hät im Sinn 's Breneli z'hürathe. Er ſchint mer en rechte Purſcht z'ſi, aber beſſer iſt, mer fröged em nahe. Lueg, das iſt ſi Adreſſe. Jetz ſäg, känſt Niemert da bi Züri obe, wo'n is chönt e richtigi Uskunft gäh. E ſtunet echli, dänn nimmt er e Buech, ſchlaht's uf und ſait: Lueg da, Ehret, da iſt de Wirth us dem Ort, de Meier im Leue, dä känni. Nid daß er mir öppis ſchuldig ſei, bhüetis, das iſt na eine vo dene, wo baar uszahled. En Hebige, wänn's a's Handle gaht, um zwänzg Chrüzer am Ohm chan er ranze e Stund lang, aber en Ma wie Gold. I känne'n e gnau, er iſt ſcho e paarmal bimer gſi und ich au ſcho bi im. Dem wämer ſchribe, und was is dä brichtet, iſch beſſer, als wenn's en Notar ſchribti. Ich mache's grad, übermorn hät er de Brief. I ſchrib em, er ſöll is telegraphiere, er chönn mer d'Köſte 's nächſt Mal abzieh, dänn hämer ſicher am Fritig am Morge en Antwort, 's cha ſi am Dunſtig z'Abig ſcho.

Du thueſt mer en Gfalle, Häfeli, ſäg i, de Purſcht hät gſait, i drei Tage oder i viere chöm er wider die beſtimmt Antwort go hole. Uf der Stell, ſait er, de nächſt Zug nimmt de Brief mit.

I fahre wieder hei. Do chunt geſter z'Abig na en Herr und fröget, ob m'en en nid g'ſchwind go Schlienge führe chönn, er heb dert na Gſchäft und möcht doch mit em Abigzug na uf Baſel. D'Chnächt ſind furt gſi, da gahni ſelber, ſpanne de Fuchs i und fahre mit dem Herr go Schlienge. Wo's Roß im Stall iſt, gan i zum Häfeli. 's wird na nüt da ſi, ſäg i. I ladn e i und mer gönd mitenand is Kaffi und maches en Sechsund-

sechsziger ume Fläsche. Die erst Partie ist nanid ume gsi, do chunt d'Marei, dem Häfeli si Tochter, wo mi Sunsfrau soll gä, und bringt en Brief. Da Vatter, sait si, isch es Telegramm, de Bott hät's grad ietzt bracht, i ha's underschribe. Er macht's uf, list und git mer's. 's Breneli cha si freue, sait er. I lise's au. Häfeli, säg i, d'Fläsche zahl ich, aber ietz wott i hei. I lahne sofort ispanne und i drei Viertelstunde bin i diheime. I säge's ehrli, Herr Huber, d'Freud isch groß gsi und drum isch au mi Frau selber mit dem Breneli an Bahnhof use, eu go abhole. Da lesed de Bricht selber. Mit dene Worte git de Wirth dem Heiri das Telegramm. Er list und wird fürroth, denn git er's mir. Aber wie bin ich erstunt. Schwarz uf wiß staht na der Adresse:

Angefragter reicher Bauernsohn, ledig, Charakter tadellos. Ehrenmann in jeder Beziehung. Meier, Löwenwirth.

Das ist ja vo mim Vatter, und de Lehrer, wo bi eus a der Chost ist, hät's abgfaßt, dänn de Vatter verstaht's nid eso z'telegraphiere. Eso han i welle usepütsche, aber i bsinn mi na zu rechter Zit. Sie chöntid meine, es wär en abgcharteds Spil und mir hettid na vor ine heigschribe. Drum sägi do, aber, Herr Ehret, er chöntid i glich tüsche, de Leuewirth chönt au en Verwandte si vo mim Fründ und em z'Best rede ider Sach.

Guete Fründ, sait de Wirth, lachet und chlopfet mer uf d'Achsle, eso gschid sin mer au na im Sundgau, daß de Häfeli dem Leuewirth ekei Wort gschribe hät, warum se si eigetli handli. Im Gägetheil, er hät de gliche ta, de Herr Huber well Wi chaufe von im, und wenn en Wirth Guets schribt über Eine, dä fröndi Wi i d'Gmeind will bringe, dänn dänked sicher, das ist en volle Ehrema. Und ohni das hät mer de Häfeli gsait und widerholt: Ehret, de Meier ist en Ma wie Gold, und ging's sin eigene Brüeder a, er würd is nüt als d'Waret schribe.

Nu, das freut mi dopplet, sägi, denn wüssed, Herr Ehret, ich bi de libli Su vo dem Leuewirth und i danki vilmal für die guet Meinig, wo'n er vo mim Vatter händ, ihr und de Herr Häfeli.

Es hät natürli alls müese lache, aber de Wirth nimmt sis Glas, stoßt mitmer a und mer trinked alli uf G'sundheit vo mim Vatter.

Wos wider ruhig worde'n ist, sait de Heiri: Nach allem z'schlüße, Herr Ehret und Frau Ehret, so händ er nüt gäge eusi Verbindig, und i möchti ietzt nu na ersuche, Herr Ehret, bsorget mer die nöthige Schrifte für's Breneli so schnell wie mügli. Lueged, mis Glück ist eso groß, daß i mer alliwil fürche, es chönnt me na vertrünne. Morn reised mer hei

und übermorn bin i bim Pfarramt, d'Sach z'bſorge und z'befördere ſo gſchwind als neime mügli iſt. Wenn's Gottswill iſt, fired mer 's Hochstig i vier Wuche und dänn erſt bin i wider ruhig.

Jä, Herr Huber, ſait ietz d'Wirthin; ſo ſchüli wird's dänn doch nid preſſire. 's iſt wahr, 's Breneli hät ekei Vermöge, aber es hät is beſſeri Dienſt ta als mängi Magd, und es wär nid rächt, müßt es nid au en ordlichi Usſtür ha. Das brucht aber meh Zit als vier Wuche, ihr werdet ja wohl au ſcho erfahre ha, wie langſam das Ding gaht, wämer mit Hamberchslüte z'tue hät.

Frau Ehret, ſait do de Heiri, es freut mi vo Herze, daß er eſo güetig ſind gäge 's Breneli, aber i bitt i, mached kei Umſtänd. Lueged, de Transport vonere Usſtür chäm vil z'thür ſtah. I euſem Hus fehlt Gottlob nüt, und ſott ſpäter öppis dem Breneli mangle, ſo lönd mer's ringer grad bi eus obe mache. I luege ja nid uf's Vermöge und na minder uf d'Usſtür. Wänder dem Breneli öppis gä, ſo gänd em's a Sache, wo'n e Frau für ſich ellei brucht und wo kei Gſcherr macht. Wänn i 's Breneli ha, ſo han i Alles, 's Ander lueg i gar nid a.

D'Wirthin lachet und ſait: Nu dänn, Herr Huber, ſo wämer luege, was mer mached und das ſo gſchwind als mügli, will's doch eſo preſſirt.

Uf das hät 's Breneli de Tiſch teckt und mer händ es Nachtäſſe gha uſem Nummere Eis. Nachher ſimer bine paar Fläſche ſitze blibe und händ plauderet und glachet nach Herzesluſt. 's iſt wahr, de Wirth, d'Wirthin und ich händ 's meiſt bitreit zur Unterhaltig, dänn de Heiri hät 's Breneli im Arm gha und ſie händ wenig gredt, deſto meh enand aglächlet und ſind allwäg ſälig gſi in irer Liebi. Es ſind zwar na und na au Geſt cho, aber 's Breneli hät nid dörfe ufſtah und ſie bewirthe, d'Frau Ehret hät alles ſelber bſorget. 's iſt eis gſi, wo mer äntli i's Bett ſind. I bi grad igſchlafe, dänn wänn i ſcho langſam ta ha mit Trinke, de Gäl hät mer glich uf's Dach gä.

's iſt ſibni gſi, wo mi de Heiri zum Kaffi holt. Er iſt natürli mit dem Breneli uf gſi und ſi händ mitenand z'Morge kochet für d'Chnächt und ſpöter für d'Herrſchaft. 's iſt nüt deſto ſchlechter gſi. Wo'n is 's Breneli iſchänkt, ſo gſehni, daß es am Ringfinger a der lingge Hand en breite, ſolide goldene Ring treit. Nid vergäbe, denk i, iſch de Heiri z'Straßburg inen Goldſchmidslade ie. Aber au de Heiri hät en ſchöne goldene Ring am Finger.

Na em Kaffi ſait de Heiri, ietz mached mer na en Spaziergang mit

mim Brütli, z'Imbiß um zwei reiſed mer ab, daß mer mit dem letſte Zug uf Züri chömed. Bis ſi 's Breneli grüſt hät, gönd mer uf's Telegraphebüro und du telegraphierſt dim Vatter, daß is min Chnächt am Bahnhof abholt. Er wird's wol bſorge.

Mer macheds eſo, und wo mer wider chömed, iſch 's Breneli parat gſi. Es iſt würkli e wunderſchöns Maitli gſi i ſiner Sundgauer Tracht, nu die zwee Lätſch vo de ſidene Bande am Chopf händ dem Heiri nid am beſte gfalle. 's Breneli merkt's, lachet und ſait: Heiri, de mueſcht kei Chumber ha, ſo bald i bi dir obe bi, kleid i mi, wie's bi eu Mode'n iſt, aber da mues i träge, was hie Bruch iſt, es ſchickt ſi nid anderſt. De Heiri git em en Chuß und mer reiſed ab. De Herr Ehret hät is welle d'Schäſe und 's Roß gä, aber die Zwei händ nid welle, i ha bald gmerkt warum. Mer gönd nid der große Straß nah, ſondern dur d'Räbe'n uf und dur de Wald. So bald mer e chli von Lüte ewäg gſi ſind, faht mis Pärli a ſinge wie d'Vögel im Hauſſaame: „Der zufriedene Landmann, de Schrinerg'ſell, de Wächterruef, de Hans und d'Breni, das Hexlein", churz, alli Lieder vom Hebel, wo's Melodie git derzue. Si händ nid ufghört, bis mer bereits bi Badewiler zue gſi ſind. Suſt han i dänn uſem ganze Weg gmerkt, daß es würkli nüt Langwiligeres git, als mit zwei Verliebte z'ſpaziere. Die ſind nu für ſi da, ſi ghöred nüt und gſehnd nüt, d'Wält iſt nu für ſie da, oder ſi meined, ſi ſeiged ellei d'Wält. Si dänked nid emal a's Aeſſe und Trinke, und wenn i nid ſälber defür gſorget hett, mer hettid wäger nüt z'Nüni übercho und wärid wider nüechter uf Mülle zrugg.

Um zwölfi ſimer wider diheim, i will ſäge z'Mülle gſi. Mer händ e Mittagäſſe gha wie'n e Hochſtigmahl. Aber äntli häts gheiße, ietzt iſch Zit. D'Schäſe vom Herr Ehret iſt vor der Türe gſi, er hät's nid anderſt tue. J bi ſcho e Wili drin gſeſſe, aber de Heiri lat lang uf ſi warte. Aentli chunt er, 's Breneli a der Hand. Läb wohl, Breneli, ſait er, am Suntig über vierzäh Tag bin i wider da. Si hät nid chönne antworte. Na en Chuß und furt. De Herr Ehret hät is ſälber gfüert. Me händ hochi Zit gha, der Zug iſt mit eus da gſi, blos na Zit, um d'Billet z'löſe.

Tuſig Dank, ſait de Heiri zum Wirth; gälled er bſorged Alles ſo gſchwind als müglí? 's iſt e chli wit da abe z'Liecht und lieber iſch mer, 's Breneli ſei bald e Frau Hueber. De Wirth lachet, truckt is na d'Hand und furt gaht's, Baſel zue. Zerſt iſt de Heiri ſtill gſi und hät nid vil

gſait. Aber wo mer z'Baſel us- und in andere Zug ſtiged, ſo ſait er: Ruedi, de Brand, wo mer z'Baſel gha händ, iſt doch nid z'tür gſi; wänn i derzit hett, i gieng na in Gaſthof und gäb dem Chällner en Feufliber Trinkgeld. De chaſt em's ja ſchicke, ſäg i. Mer händ müeſe lache, daß d'Lüt ſchier ufis glueget händ.

Mer händ is niene ufghalte. Um zächni ſimer z'Züri acho. De Chnächt hät richtig ufis gwartet. Mer ſind im Wütſch diheime gſi. Begrifli hät min Vatter ſchüli gwunderet, wäge was de Häfeli vo Schlienge'n Uskunft verlangt heb über 's Rütipure Heiri. I han em alls müeſe verzelle. Er hät müeſe de Buch hebe vor Lache; aber er hät mer verſproche, Niemertem öppis z'ſäge vo der Sach.

Am nächſte Mitwuche druf chunt de Heiri zue'nis en Schoppe go trinke. Er winkt mer und mer gönd i mi Chamer uſe. Ruedi, ſait er, 's iſt Alles i der Ornig, 's iſt diheime beſſer gange, als i tänkt ha. Zwar afängli hät d'Mueter e ſurs Gſicht gmacht und gmeint, en Arms hett i ider Nächi chönne ha, i hett nid brucht i's Sundgau abe z'reiſe. Aber w'on ere 's Vreneli gſchilderet ha, wie's flingg ſei, aſtellig, di ganz Wirthſchaft chönn regiere, am vieri ſcho ufſtönd, de Chnächte z'Morge chochi und doch z'Abig die Letſt ſei, wie alles ſo ſuber ſei, niene keis Stäubli, da hät ſi afah lache und gſait, me merkt's du biſt nid leid vernaret i di Sundgäueri. Mira, nimm ſi, wänn nu d'Helfti wahr iſch, was d'ſaiſt, ſo glaubi mer chömed us mit enand.

Jetz aber, Ruedi, gimer de Reiſebegleiter, am Suntig reiſi uf Mülle, i halte's nid länger us. Aber dasmal gahni ellei, i weiß ietz de Weg.

Er iſt gange, aber dä Lärme hettid ihr ſölle ghöre, wo zwee Suntig ſpöter de Herr Pfarrer dem Heiri ſi Hochstig verchündt hät. Das iſt e Gſchrei und e Grätſch gſi an alle Egge und Brünne, und druf abe e Gläuf in Rütihof uſe. Aber 's hät nüt meh gſchade De Heiri iſt wohlwisli a ſäbem Suntig wider uf Mülle abe und erſt am Mitwuche hei cho. D'Rütipürin hät churze Bſcheid gä: I känne ſi ſälber nid, hät ſi gantwortet, wäme ſi gfröget hät, wer die Brut ſei, i ha ſi na nie gſeh, 's iſt au nid mi Sach, de Heiri hürathet ſi, nid ich.

Wo die geſetzli Zit übere gſi iſt, reiſed mer wider abe uf Mülle, de Heiri, mi Schwöſter Kathri und ich. Am Bahnhof iſt d'Schäſe gſtande, zweiſpännig und im Hui ſin mer im Gaſthof gſi, im Näbezimmer bimene Abigäſſe, wo nüt gfehlt hät. Mi Schwöſter und 's Vreneli ſind gli uf Du gſi. Der ander Tag ſin mer uf Schlienge zum Herr Häfeli, wo mer

mit Freude ufgna worde sind. Alles hät Freud gha am Heiri und hät dem Breneli Glück und Säge gwenscht. Am Abig sind na Fründinne'n iglade worde vom Breneli, me hät gsunge und tanzed bis um eis am Morge; dänn isches a 's Abschied näh gange. De Herr und Frau Ehret händ gschraue, als nähmid sie Abschied für ebig. 's Breneli hät nid chönne rede. De Herr und d'Frau händ is an Bahnhof begleit und 's Chüsse und Händdrucke hät kei End näh welle.

De Zug hät dem Abschiednäh en End gmacht. Mer setzed is, de Heiri hät 's Breneli in Arm gna, gchüßt und gsait: Bis zfride, mis liebs Brütli, de söllist es nie z'bireue ha, daß dem Rütipure Su si Frau worde bist. Es hät sie nah und nah tröst und ist fröhli worde. Under allerhand Gspräche fahred mer eso dur die still Nacht. Mir sind scho z'Waldshuet gsi, wo's recht Tag worde'n ist, und um zächni simer z'Züri acho. Mer nähmed z'Nüni und mi Schwöster ist mit der Brut ines Zimmer, si go rüste. O wie ist si so liebli gsi, die Brut mit ihrem heitere Blick, de Chranz i de blonde Haare. Im St. Peter sind si kopulirt worde. Wo mer us der Chille chömed, staht en schöne Zweispänner parad, der is dänn au richtig hei bracht hät. Bi eus simer usgstige, 's halb Dorf ist zsämme gloffe. Aber wo 's Heiris Mueter die liebli jung Frau gseht und de Heiri so sälig nebedere, da ist ere 's Wasser i d'Auge cho. Si git em Breneli d'Hand und sait mit biwegter Stimm: Bis willkumm, mi liebs, liebs Chind, de Herrgott verlei i sin Säge! Zwüschet der Mueter und dem Heiri ist die jung Frau i d'Stube und dert am Tisch gsässe, dänn es ist e Hochstigmahl parad gsi, so guet, als es de Leuewirth hät chönne gä. Vo dene füfzg Fläsche Gäle, wo i dem Herr Ehret abgkauft ha und wo richtig acho sind, hät meh als eini müese la. Z'letst hät de Sängerverein de Neuvermählte es Ständli bracht und hät das Lied gsunge:

Z'Mülle'n uf der Post.

I ha's nämli de Chnabe gsait, was es dermit für e Bewandtniß heb.

* * *

Es sind ietz nünzäh Jahr, sid i mitem Heiri uf Karlsrueh abe bi und sid er si's Breneli gfunde hät. Er hät e hübsches Gschärli Chind, die ältst Tochter, 's Ebebild vo der Mueter, ist achtzächni, aber d'Liebe vom Heiri zum Breneli hät na kei Bitzeli abgna. I glaube nid, daß 's en Tag von enand chöntid si. Es hät's nie z'bereue gha, das es dem

Schwizer Puresu si Hand gä hät. Mit 's Heiri's Mueter hät 's Breneli gläbt wie 's Chind mit der Mueter, und si hät mängs hundert Mal gsait, e glücklicheri Eh, als em Heiri sini, gäb's gar keini.

I ha under der Zit au ghüratet. Zwar keini usem Sundgau, aber au nid vo Schwörstadt, sunder e bravi Wirthstochter us der Nächi, und 's Breneli und mi Mareili sind grad so gut Fründinne worde, wie ich und de Heiri Fründ sind.*

# Des Schwarzwald's Höllenthalbahn.

Von Huldreich Schuster.

Zwischen Himmel und Hölle! ... Das ungeheuerliche Bild, das ich hier gleichsam als Motto voranstelle, soll nicht erschrecken. Ferne liegt es mir, etwa an der Hand jenes berühmten dänischen Theologen in die Welt der Qual, der selbstpeinigenden Vergeltung hinabzusteigen, die er Aufsehen erregend in seinen „Briefen aus der Hölle", wie er selbst sagt, in's Herz stechend und doch mit warmem Herzblut geschildert hat, — oder von jener Amerikanerin zu erzählen, die nach einem glücklich überstandenen, todesähnlichen Starrkrampfe ihre überraschenden Erlebnisse „Im Jenseits" enthüllte.** Ich bleibe ruhig und vergnügt auf unserer sicht- und faßbaren Erde, deren ungewöhnlichen Formenbildungen in Thal und Höhen des Menschen Phantasie, sein Glaube und Aberglaube im Laufe der Zeit so manche charakteristische Bezeichnung gab.... Zwischen Himmel und Hölle liegt aus solchem Grunde jene wild-romantische, enge Thalschlucht, welche, in die verwitterten Felsenmassen der badischen Schwarzwaldberge eingeklüftet, der Höllenpaß oder das Höllenthal genannt wird, weil sie thatsächlich von dem lieblichen Bergasyl „Himmelreich" in die düsteren Granitwände der „Hölle" führt. Groß sind die Wandlungen der Welt und ihrer Geschichte, groß selbst die Wandlungen dieses engbegrenzten

* Der wörtliche Abdruck der Erzählung ist von Verfasser und Verleger in liebenswürdigster Weise erlaubt worden.

** Beide Bücher sind bei Johs. Lehmann in Leipzig erschienen.

Stückes Erde. Auf den Schultern seiner Berge trägt es die untrüglichen Denksteine einer weit, weit zurückliegenden Gletscherzeit. Es ist dem Fahrverkehr nicht viel über ein Jahrhundert erschlossen, seitdem die Passage aus Granit und Gneis herausgesprengt wurde, als die österreichische Kaisertochter Marie Antoinette zu ihrer verhängnißvollen Verbindung mit dem Dauphin und nachmaligen König Ludwig XVI. nach Paris reiste (1770). Im Oktober 1796 aber hat es seinen Felsfrieden auch dem Heere des Generals Moreau geöffnet, als dieser seinen meisterhaft geleiteten Rückzug gegen den Rhein durch das Höllenthal nahm. Heute wäre ein solcher Durchzug mit keinen Beschwerden mehr verbunden; denn seit dem Monat Mai 1887 windet sich ein Schienenstrang durch die Schlucht hinauf, die Lokomotive schnaubt zwischen den Felsen durch und ihre Dampfwolken wirbeln durch die Schlünde.

Das ist wieder ein bedeutender Fortschritt im Schwarzwald! Nachdem schon seit etwa 40 Jahren hüben im Breisgau und drüben im Schwarzwald die Frage einer Eisenbahn durch das Höllenthal mehrfach erneut besprochen worden, aber immer wieder, bald an der Höhe des aufgeworfenen Ziels (strategische Verbindung von Altbreisach über Freiburg mit Neustadt und Donaueschingen), bald am Projekt und Erfolge der Kinzigthallinie, der jetzigen Schwarzwaldbahn, bald an der Kostenhöhe des Höllenthal-Projekts als Hauptbahn gescheitert war, — gelangte endlich 1882 das Projekt des großh. Baudirektors Rob. Gerwig, des Erbauers der Schwarzwaldbahn, seiner Zeit auch an der Oberleitung beim Baue der Gotthardbahn betheiligt, zur Annahme, welches eine Schienenverbindung von Freiburg und Neustadt durch das Höllenthal als eingeleisige normalspurige Sekundärbahn zur Ausführung bringen sollte. So geschah das Werk (1884—1887); aber der hochverehrte Schöpfer des Ganzen hat dessen Vollendung leider nicht erlebt. Die Bahnstrecke, deren Weiterführung für spätere Jahre in Aussicht genommen wurde, ist landschaftlich und baulich hoch interessant und ein großartiges Seitenstück zur Schwarzwaldbahn; denn sie führt durch eines der schönsten Schwarzwaldthäler * und ist technisch bemerkenswerth durch die hier angewendete Kombination von Adhäsions- und Zahnradbahn, die bisher nur in der Harzbahn Blankenburg-Tanne angewendet wurde. An den Baukosten, die einschließlich der

* S. Meyer's Wegweiser durch den Schwarzwald. 1887. Leipzig, Bibliogr. Institut. Ferner: Schnar's Schwarzwaldführer von Sachse. 1888. Heidelberg, Carl Winter.

Bauzinsen und Betriebsmaterialien auf 7,700,000 Mark veranschlagt waren, haben die betheiligten Gemeinden und Interessenten etwa eine Million, nämlich die für die Geländerwerbung erforderlichen Summen und weitere 200,000 Mark zu bestreiten gehabt. Die Gesammtlänge der Bahn ist 35 km. Die von ihr zu überwindende Höhendifferenz zwischen Station Freiburg und der Wasserscheide beträgt 635 m. Die Bahn ist von Freiburg bis (18 km.) Station Hirschsprung gewöhnliche Adhäsionsbahn mit einer höchsten Steigung von 25 ‰ (Gotthardbahn 27). Dann wird das Tracé bis zur (25 km.) Station Hinterzarten auf eine Länge von 6477 m. Zahnradbahn, wobei es Steigungen bis zu 5,5% erreicht (Blankenburg 6, Rigi 25). Von Hinterzarten an bis zu ihrem Endpunkt bei (35 km.) Neustadt ist die Bahn wieder gewöhnliche Adhäsionsbahn. Nach Hinterzarten erreicht sie ihre größte Höhe mit 893,5 m. ü. M. Die Lokomotiven sind kombinirte dreiachsige Tendermaschinen, welche neben der gewöhnlichen Anlage zum Befahren der Adhäsionsbahn noch zwei gekuppelte, von besondern Cylindern getriebene Zahnräder zum Befahren der Zahnradbahn besitzen. Außer der Zahnrad-Klotzbremse sind die Lokomotiven mit einer auf die Triebräder wirkenden, ebenfalls von Hand zu bedienenden Klotzbremse, sowie mit einer Luftrepressionsbremse zum Fahren auf Gefäll ausgerüstet; dergestaltiger Betrieb bietet eine durch langjährige Erfahrungen erprobte hohe Sicherheit, der Zug kann fast momentan zum Stehen gebracht werden.

Mit diesen nothwendigen technischen Hinweisen glaube ich die Geduld des Lesers schon genug auf die Probe gestellt zu haben und ich betrete freudig wieder ein freieres Gebiet, dasjenige der ungezwungenen Schilderung einer Bergfahrt auf der Höllenthalbahn, eines Zeitraums zwar von nur $2^1/_2$ Stunden, während dessen aber ein ungemein mannigfaltiges Panorama ächt schwarzwäldischer Naturbilder am Auge des Beschauers vorüberzieht, deren Eindruck unauslöschlich in der Erinnerung haften bleibt. Allen denen, welche die Fahrt zu machen beabsichtigen, empfehle ich übrigens den von dem großh. Obergeometer Adolf Fritz sorgfältig bearbeiteten Führer: „Die Höllenthalbahn von Freiburg nach Neustadt", mit einer Uebersichtskarte des südlichen Schwarzwaldes, einer Zugskarte und einem Längenprofil der Bahnanlage, einem Stadtplan von Freiburg, vier Wegkärtchen für Touren auf den Feldberg, Belchen, Schauinsland und Kandel, und mehreren hübschen Ansichten. *

* Freiburg i. Br. F. Thiergarten, Buchdruckerei zum Gutenberg. Preis 1 Mark.

Das hübsche Büchlein, das meiner Schilderung als Anhalt dient, gibt auch zuverlässigen Aufschluß über die geologischen und bahntechnischen Verhältnisse des Baues.

Von Freiburg, der ehemaligen Zähringerfeste, jetzt der blühenden Residenz des badischen Erbgroßherzogs, nimmt die Höllenthalbahn ihren Ausgang, indem sie, den großen neuen Hauptbahnhof der Linie Basel-Mannheim verlassend, die herrliche Stadt links, die Lorettokapelle mit dem Hildathurm, den eigenthümlich geformten Schönberg mit der dahinter liegenden Schneeburg rechts liegen läßt und in großem Bogen die Freiburger Vorstadt Wiehre (den ehemaligen, schon seit 873 in der Geschichte genannten Ort Worin) durchfährt, woselbst der eigentliche Freiburger Höllenthalbahnhof sich befindet. Derselbe liegt an der Einmündung des Bohrerthals in das liebliche, über zwei Stunden lange Thal der Dreisam, „eine uralte Welt von baskischer, keltischer, gallisch-römischer und germanischer Bevölkerung, deren Existenzen durch zahlreiche Namen der Berge, Flüsse, Orte, Gelände, Distriktsnamen, durch viele Sagen des Volkes, durch Spuren und Trümmer aus vergangener und letzter Zeit, durch die dritthalbtausige Thalgeschichte von Zarten, dem keltisch-römischen Tarodunum und dergleichen mehr erwiesen sind." Dieses alte Tarodunum (Ochsenburg) ist von eigentlich geschichtlicher Bedeutung. Von einer keltischen Kolonie gegründet und mit einer Umwallung umgeben, deren Spuren heute noch sichtbar sind (Heidengraben), wurde es zu Zeiten der Römer in Folge seiner Lage am Heerwege Breisach-Rottweil ein Hauptplatz. Diese Heeresstraße führte damals durch das Wagensteigthal über den Thurner, Hohlengraben und Villingen nach Schwaben, während durch das Höllenthal selbst nur ein Saumpfad sich wand. Eine Verschanzung zog südöstlich von Zarten quer durch das Thal. Ein Römerthurm stand auf dem abgesonderten Hügel zwischen dem Iben- und Wagensteigbach, da wo jetzt die Ruinen der 1644 durch die Schweden in Trümmer gelegten Burg Wiesneck noch sichtbar sind. . . .

Von Wiehre aus fährt die Bahn in gestreckter Richtung bis Kirchzarten, zunächst durch das kleine Gehölz „Mösle", welches in Verbindung mit einem reizenden Waldsee den Stadtgarten für Freiburg bildet. Bei Kirchzarten, dem Hauptort der alten Mark Zarten (Marcha Zardunensis), welche von Ebnet bis zur fürstl. fürstenbergischen Landgrafenschaft Baar reichte, — dem Abstieg der Touristen, welche nordwärts auf den Kandel (in der ehemaligen zweithürmigen Benediktiner-Klosterkirche St. Peter liegen zehn Herzoge des

Hauses Zähringen begraben) oder nach Süden über Todtnau in's Wiesenthal hinüber wandern, — überschreitet die Bahn den Rothbach, kreuzt die Landstraße beim Gasthaus zum Brandenburg, umkreist die an der Straße liegenden Höfe, zieht rechts an Burg und Wiesneck vorüber und erreicht sodann einen anmuthigen Höhenthalstrich, von dem Neumann in seinen Wanderbildern von Freiburg sagt: „Es ist ein entzückendes Wandern auf diesen Höhen, köstliche Luft, herrliche Aussichten, prächtige Wälder, gute Wege, treffliche Menschen, freundliche Verpflegung überall." Wir sind im „Himmelreich." ... Da nimmt aber die Landschaft plötzlich einen andern Charakter an. Drunten in dem sich verengenden Thale schaut man die rauchgeschwärzten Häuser einer Eisenfabrik und Blechschmiede; von dort herauf tönt und dröhnt gewuchtiger Hämmer Schlag behäbig deutschen Klang. Drauf reihen sich im Thale Haus an Haus, Gehöfte an Gehöfte, eingekeilt zwischen Straße, Bach und Eisenbahn, zu dem belebten, langgestreckten Orte Falkensteig. Am Ende des Dorfes verengt sich das Thal immer mehr. Hier liegen auf steilem Felsvorsprunge die Reste einer Warte, bestimmt den Engpaß des Höllenthals zu überwachen. Wilder, zerrissener werden die Felsmassen, die grauen, schieferigen Wände. Man fährt jetzt in den ersten der sieben auf der Gebirgsbahnstrecke vorkommenden Tunnels, in den 72 m. langen Falkensteintunnel ein, tief unter der alten auf hoch ragendem Felsen — himmelhoch scheint es — liegenden Ruine Falkenstein, einst Stammsitz der Falkensteiner, hindurch ... Das Geschlecht gehörte zum ältesten und angesehensten Hausadel der Zähringer. Als ihr ausgedehnter Besitz sich minderte, wurden sie im 14. Jahrhundert Raubritter und Wegelagerer und überfielen von ihrer fast unzugänglichen Burg Kaufleute und Wanderer, welche auf dem Saumpfade durch das enge Thal zogen. Nachdem wiederholt Freiburger Kaufleute geplündert und mißhandelt worden waren, stieg bei den Freiburgern die Erbitterung auf's Höchste, sie stürmten 1389 die Feste und brannten sie nieder. Die Falkensteiner mußten Urfehde schwören, worauf ihnen gestattet wurde, in Freiburg zu wohnen... Vor dem Eingang in den Tunnel überschreitet man auf eiserner Brücke den Engebach, in dessen Thal ein steiniger Weg über Nesselachen nach Breitnau führt. Nach Verlassen des Tunnels wird das enge Felsenthal düster, finster-romantisch, die Luft wird kühl, ein Ahnen der Hölle durchschauert leise unseren Körper, während wir an die schwindelnd hoch sich aufthürmenden, oft fast überhängenden, grausig drohenden Wände der Gneis- und Granitfelsen hin-

aufstarren, deren graue Masse unzählige Farbentöne verwitterter Steinlager durchfurchen, drüber Moos- und Flechtenteppiche sich breiten, auf deren kümmerlichem Grunde da verkrüppelte, dort von Blitz und Wetter längst zerrissene Tannen ein endlos Dasein fristen, während tief unten — ein Rauschen verborgener Sagen — der Rothbach braust. Wir sind am schönsten und interessantesten Theile des Thales, dem Hirschsprung, einer Felspartie von geradezu erhabener Schönheit. Auf hohem Fels bezeichnet ein künstlicher Hirsch die Stelle, von welcher aus, der Sage nach, ein gejagtes Wild verzweifelnd den kolossalen Sprung auf den jenseitigen Felsen gewagt haben soll. Da, wo Straße und Bach zwischen diesem Felsenthor, der eigentlichen „Hölle", sich hindurch winden, durchdringt die Bahn den Felsen oberhalb und seitwärts der Straße mittelst des 128 m. langen Unteren Hirschsprungtunnels. Nach kurzer Fahrt wird der dritte: der Obere Hirschsprungtunnel, 69 m. lang, passirt. Vom Hirschsprung aufwärts erweitert das Thal sich wieder etwas, die Felsenmassen treten zurück und verlieren ihren wilden Charakter, große Geschiebsablagerungen an den hohen und steilen Halden wechseln mit üppigen saftgrünen Waldpartien, das Thal wird lieblicher. Ein einsames Jägerhaus bei der Station Hirschsprung, an der Einmündung des Laubbrunnen-Dobels, ladet zum labenden Trunke ein. Hier beginnt der Zahnradbetrieb. Nach einigen Minuten biegt die Bahn bei einem Straßenwartshaus in den 203 m. langen, im Bogen führenden Kehretunnel ein, welcher den dortigen Felsvorsprung, die Kehre, durchbricht und in das freundliche obere Höllenthal einführt. Eine reiche Vegetation erfreut hier das Auge, Felsen und Steine sind mit Moos und Blumen überkleidet und das Grün der Blätter der Waldbäume ist so saftig und glänzend, wie man es in den Wäldern der Rheinthalebene vergeblich sucht. Das Thal selbst bietet viel Unterhaltendes; namentlich haftet das Auge auf einer schon weither sichtbaren, riesigen Felswand, der Kaiserwacht, welche an der rechtsseitigen Halde aus dem Waldesdunkel majestätisch hervorragt. Unter derselben befinden sich die Gebäudekomplexe der vielbesuchten Wirthshäuser „Alte Post" und „Sternen". Mit dem Höllsteig schließt das Thal. Um hier diese herrliche, eigenthümliche Gebigslandschaft — ein auf kleinem Raume reiches Bild der schöpferischen Natur — recht genießen zu können, sollte, wer irgend Zeit hat, einen Zug überschlagen. Eine einstündige Wanderung in die romantische Ravennaschlucht wird den Zeitverlust reichlich lohnen. Das Auge staunt hinauf an den Riesenbau des die Ravennaschlucht 37 m. hoch und in

einer Länge von 144 m. kühn überspannenden Viadukts, dessen mächtige Eisenkonstruktion von drei Sandsteinpfeilern getragen wird, die auf cyklopenartig aus Gneis hergestellten Stützmauern fußen. Diese Cyklopenmauern machen einen gewaltigen Eindruck, da sie aus schweren unbehauenen Felsblöcken verschiedenster Form und Größe zusammengefügt scheinen. Während die Bahn über diesen großartigen Viadukt enteilt, fällt der Blick links in die groteske Ravennaschlucht, rechts unten auf die hübsche Häusergruppe von Höllsteig. Durch den kleinen Ravennatunnel verläßt man nun das Höllenthal, um unmittelbar darauf durch den größern 248 m. langen Finsterranktunnel im Bogen in das Löffelthal einzulenken. So genannt wegen mehrerer früherer Löffelschmieden, welche hier die Wasserkraft zum Betrieb ihres Gewerbes benutzten, schneidet sich das Thälchen zwischen steil abfallenden Berghalden tief ein. Auf seiner nördlichen Seite klettert die Bahn empor und erreicht, dem engen Thal entflohen, bei Hinterzarten, dem Endpunkt der Zahnradstrecke, das Hochplateau des Schwarzwaldes (885 m.). Dieses Hochplateau ist der Stützpunkt interessanter Schwarzwald-Ausflüge, namentlich wird hier die Bahnverbindung gerne gesucht von den vielen Feldberg-Touristen. Der Feldberg (1495 m.) ist nämlich, abgesehen von den Alpen, der zweithöchste Berg Deutschlands und wird nur von der Schneekoppe des Riesengebirgs (1605 m.) an Höhe übertroffen. Auf dem höchsten Punkte wurde 1856 zum Andenken an die Vermählung des badischen Fürstenpaares ein steinerner Aussichtsthurm — Friedrich-Luisenthurm — erbaut, an welchem die Höhenlinie, 1500 m., besonders hervorgehoben ist. Die Aussicht ist großartig; sie ist die umfassendste des ganzen Schwarzwaldes.

... Nach Abgang von der Station Hinterzarten liegt in dem flachen, breiten Hochthale, das nur schwachen Fall hat und dessen Grund einerseits mit Sand und kleinem Gerölle, anderseits mit weit ausgedehntem Torfmoor bedeckt ist, gleich rechts zur Seite, umgeben von zerstreuten Gehöften, die malerische Häusergruppe von Hinterzarten, zur Linken, jenseits des Torfmoors, zieht die Landstraße nach Neustadt. Jenseits eines kleinen Gehölzes wird das Auge plötzlich durch den Anblick des untern Theils des Titisee's überrascht, dessen Ausfluß am südlichen Fuße des isolirten Hügels Hirschbühl der Zug erreicht, nachdem er die Landstraße überschritten hat. Der Titisee (848 m.) wird gespeist von dem vom Feldsee herabkommenden Seebach; sein Abfluß ist die Gutach. Die hohe Lage des See's, seine reizenden lieblichen Gestade, mit dem Feldberg als impo-

santen Hintergrund, haben stets viele Sommerfrischler angezogen, die im frischen klaren Wasser den Körper stählen und in Kahnfahrt und Fischfang einen angenehmen Zeitvertreib finden. Hechte, Karpfen und Forellen sind die Ausbeute des See's. . .

Das Gutachthal, in welches nunmehr die Bahn eintritt, ist anfangs über eine Viertelstunde breit, verengt sich aber nach und nach und nimmt bei Neustadt den allgemeinen Charakter der tief eingeschnittenen Schwarzwaldthäler an. Es bereitet durch die vielen an der Landstraße hingesäten Gehöfte, Wirthschaften und Sägemühlen und besonders durch den Reiz der auf seiner linken Seite einmündenden bevölkerten Seitenthäler reichen landschaftlichen Genuß. Die anfangs nordöstliche Richtung später verlassend, wendet es sich fast rechtwinklig abbiegend nach Südosten. Mit dieser Wendung schneidet die Bahn in scharfem Bogen den vorspringenden Ausläufer des Hochfirst's und erreicht dann ihren Endpunkt: Neustadt mit einer imposant, etwa zwanzig Meter über der Stadthöhe (805 m.) gelegenen Kirche, von welcher man einen prächtigen Ueberblick über die gewerbreiche Amtsstadt genießt. Uhren, Goldstickereien für den Kopfputz der Schwarzwälderinnen, Holzschnitzereien werden hier gefertigt. . . Bei der spätern Einmündung des Haslachbaches verliert die Gutach ihren Namen und wird, ihres wilden Gewässers wegen, bis zur Mündung in den Rhein Wutach genannt. Das sie wildromantisch mit zerrissenen Felsen und dunklem Tann umgebende Wutachthal zeigt im Gegensatz zu den frühern Thälern schon mehr den Charakter der Jurathäler.

Neben dem großen Touristen-Verkehr dient und soll die Höllenthalbahn hauptsächlich dem Verkehr des südwestlichen Schwarzwaldes mit der Stadt Freiburg dienen. Die gewaltigen Holzmassen aus dem forstreichen Schwarzwalde, Langholz und Schnittwaaren (die Bahn verfügt über 20 Schemelwagen für Langholz), ferner die Erzeugnisse der Bezirke Neustadt, Lenzkirch, Furtwangen u. s. w., werden auf derselben thalabwärts geführt, um auf den Weltverkehrsrouten zu Wasser und zu Land in die entferntesten Gegenden versendet zu werden. Die industriellen und kommerziellen Verhältnisse dieses Schwarzwaldtheiles werden aber noch viel mehr gefördert werden, wenn die Bahn einmal bis Donaueschingen oder Villingen weiter geführt und damit der Anschluß an die württembergischen und bayerischen Bahnen erreicht sein wird. . . . .

# General Abbatucci.

Von **Adolf Bütler** und **J. A. Stocker.**

## I.

Dem betrachtenden Historiker, der die Geschichte an seinem Geiste vorüber ziehen läßt, ist oft zu Muthe wie einem Wanderer, der, eine große, öde Bergwiese durchstreifend, unvermuthet auf ein Plätzchen mit fremdartig-schönen Blumen stößt, nachdem die farben- und formenarmen Gräser in ihrer Eintönigkeit sein Auge ermüdet und seinen Geist niedergedrückt hatten. In langen Zwischenräumen erscheinen Menschen, die sich so sehr vom Niveau des Hergebrachten abheben, daß er erstaunt, erquickt, erschüttert sich fragt, welches denn der „zureichende Grund" dieser außerordentlichen Erscheinungen sei. Eine solche Frage wird er sich in Bezug auf Charakter und Willen bei der Betrachtung der französischen Revolution stellen. Nachdem über hundert Jahre lang die Energie und Charakterstärke der französischen Gesellschaft durch Sitte, Regierungsform und tägliche Lebensweise gleichsam systematisch abgestumpft worden waren, treten gegen das Ende des 18. Jahrhunderts, unmotivirt wie die Helden in einer schlechten Tragödie, die Männer der Revolutionszeit und des Kaiserreiches auf den Schauplatz der Geschichte. Es kam eben damals eine andere Klasse des Volkes, die bis dahin zum Schweigen verurtheilt gewesen war, zum Sprechen und verdrängte das geistreich-anmuthige Spiel Derjenigen, die bis anhin allein die Szene ausgefüllt und die Aufmerksamkeit der Zuschauer in Anspruch genommen hatten. Hier waren Kraft, Muth und Tapferkeit in jedem Sinne nicht etwas Seltenes, Außerordentliches, sondern nöthig zum Leben wie das tägliche Brod. Während aber in Frankreich die obere Schicht der Bevölkerung verschwinden mußte, damit die Kraft und Energie des Volkes in gewaltigem und schrecklichem Schauspiel sich zeige, gab es damals ein Ländchen, in welchem Heroismus und Thatkraft Aller während Jahrhunderten recht eigentlich durch die Verhältnisse groß gezogen worden waren: Korsika, das Vaterland unseres Helden.

Karthager, Römer, Gothen, Sarazenen hatten nach einander die Eroberung der Insel versucht, ohne daß es einem dieser Völker gelungen wäre, sie dauernd unter seine Herrschaft zu bringen. Zuletzt bemächtigten sich die Genuesen des Ländchens, aber unablässig waren die Korsen bemüht, das verhaßte Joch abzuschütteln. Das 17. Jahrhundert ist voll von diesen Auflehnungen gegen die Herrschaft der Fremden, mehr als einmal hatten sie Erfolg, aber eine dauernde Befreiung war gegenüber der genuesischen Uebermacht nicht zu erreichen. Im Jahre 1729 erhob Hyacinth Paoli von Neuem das Banner des Aufruhrs, die Genuesen wurden vertrieben und riefen nach vielen vergeblichen Versuchen, die Insel wieder zu gewinnen, endlich die Franzosen zu Hilfe. Ludwig XV. schickte den General Maillebois mit einer Armee nach Korsika und Paoli ging nach Neapel in's Exil. Aber der Friede sollte nicht lange Bestand haben: eines Tages erfuhr man, daß Pascal, der Sohn Hyacinth Paoli's, zurückgekehrt sei; er wurde (die Franzosen waren abgezogen) zum Deputirten erwählt und bald darauf zum Oberanführer im Kriege gegen Genua ausgerufen. Wiederum erhob sich der Aufruhr. Jacques Pierre Abbatucci, der Vater unseres Helden, während einiger Zeit Paoli an Ansehen und Einfluß gleichgestellt, übergab freiwillig das Kommando des kleinen Heeres, das sich um ihn geschaart hatte, in die Hände von Paoli und wurde, wie Charles Bonaparte, der Vater des Kaisers, einer seiner Unterfeldherrn. Nach wechselvollen blutigen Kämpfen gelang es dem tapfern Völkchen, von Neuem die Genuesen zu vertreiben. Diese, der ewigen Kämpfe müde, traten durch den Vertrag vom 15. Mai 1768 die Insel an Frankreich ab. Paoli und Abbatucci protestirten und erst nach schrecklichen Kämpfen und nachdem die französischen Generäle Chauvelin und Marbeuf vergeblich ihr Glück versucht hatten, gelang endlich die Unterwerfung dem Marquis de Vaux, der mit einem Heer von 22,000 Mann nach Korsika geschickt worden war. Paoli wanderte nach England aus, Abbatucci anerkannte die Herrschaft der Franzosen und versuchte, in Gemeinschaft mit Charles Bonaparte, seinem Vaterlande die langentbehrte Ruhe zu geben.

## II.

Die Familie Abbatucci war in Korsika sehr angesehen. Mehrere Glieder derselben hatten in genuesischen Diensten sich ausgezeichnet; Jacques Pierre war, nach seiner Anerkennung der französischen Herrschaft, noch unter Ludwig XVI. mit dem St. Ludwigsorden bedacht und bald darauf

zum Maréchal de camp ernannt worden. Später, unter der Revolution, ernannte ihn der Konvent, zum Danke für seine Unterstützung der französischen Truppen bei einem neuen Aufstand Paoli's, zum Divisionsgeneral. Seine vier Söhne bestimmte er alle zur militärischen Laufbahn. Jacques Pierre Charles, der älteste, bekleidete unter dem Kaiserreich hohe diplomatische Stellungen, der dritte, Schwadronschef bei der egyptischen Armee, starb in Egypten im Alter von 23 Jahren, der vierte fiel bei der Belagerung von Toulon.

Jean Charles Abbatucci war der zweitälteste. Er wurde geboren zu Zicavo am 15. November 1771. Sein Vater, der selbst die Vorbilder seines Lebens und die seinem Charakter gemäßen Ideale im Studium des Alterthums gesucht und gefunden hatte, ließ ihm eine klassische Erziehung zu Theil werden. Der junge Abbatucci warf sich mit der ganzen Begeisterung der Jugend auf diese Studien; noch später, als er längst in's praktische Leben eingetreten war, blieb es ihm Bedürfniß, mitten im Gewühl des Lagerlebens seinen Geist an den Helden des Plutarch und der Poesie der Alten zu erfrischen und zu nähren. Es ist schon oft bemerkt worden, wie angemessen und naheſtehend die korsische Natur dem Geiste der Alten sei; hat doch ein geistreicher Litteraturhistoriker die Behauptung wagen können, daß Colomba, Prosper Merimée's berühmte Novelle, einen bessern Begriff von der Denkweise der Alten gebe, „als die ganze weitläufige Familie der Iphigenien". Um so mehr dürfen wir annehmen, daß die frühreife Intelligenz unseres jungen Korsen für die Literatur der Alten ein unmittelbares Verständniß gehabt habe.

Der Vater Abbatucci's benutzte seinen Einfluß in Versailles dazu, um dem Sohne den Eintritt in die französische Militärschule zu ermöglichen. Dieser Eintritt geschah in den ersten Monaten des Jahres 1788. Nach der ganzen Art seines Charakters und durch die Stellung seiner Familie, der er sobald als möglich eine Stütze sein wollte, blieb der junge Abbatucci von den Frivolitäten und dem windigen Treiben seiner adeligen Mitschüler unberührt. Seine tiefe und energische Natur dürstete nach Wissenschaft und ernster Beschäftigung; selten nahm er an den Spielen seiner Kameraden Theil — wie Napoleon in ähnlichen Verhältnissen stand er im Rufe eines unzugänglichen, in sich verschlossenen Menschen. Doch muß in seinem ganzen Wesen etwas Einnehmendes, Sympathisches gewesen sein; wenigstens sprechen lange nach seinem Tode die, welche ihn auf der Militärschule gekannt hatten, mit Enthusiasmus von ihm und einer seiner Biographen

(man erräth, daß es ein französischer ist) versichert uns, daß Abbatucci in seiner ganzen rapiden Laufbahn niemals zu leiden gehabt habe „von den neidischen Mittelmäßigkeiten, jenen Eunuchen, die über Nothzucht schreien, wenn der Genius die Gloire befruchtet". Seine Lehrer rühmten seinen unablässigen Fleiß, seine Genauigkeit im Dienste, sein eindringendes Verständniß, seine Wißbegierde und schätzten in ihm einen ihrer besten Schüler. Er war schlank, wohlgebaut, von kräftiger Konstitution. Die bräunliche Gesichtsfarbe und die dunklen Haare ließen den Südländer erkennen. Eine gerade, wohlgebaute, fast zierliche Nase und ein rundes, volles Kinn verliehen dem regelmäßig ovalen Gesicht etwas Anmuthiges; die schwarzen feurigen Augen und die Energie und Willenskraft, die sich in seiner Haltung ausprägte, gaben seiner Physiognomie den Ausdruck der Männlichkeit. Seine ganze Art zeugte von gedrungener Kraft, Stolz und kaltem Blut: il avait le fluide impératif, wie einer seiner Biographen sagt.

So wird uns der siebzehnjährige junge Mann geschildert. Er rückte sehr rasch vor: 1789 als Artillerieschüler aufgenommen, war er 1790 schon Lieutenant, und trat am 1. November 1792 als Hauptmann in die Nordarmee, wo ihn Pichegru sofort zum Adjutanten ernannte. Hier in dem berühmten Feldzug gegen Holland erwarb er sich die ersten Lorbeeren.

## III.

Die heillose Unordnung, die mit der revolutionären Regierung damals auch in die Armee gekommen war und trotz der gründlichen Zerfahrenheit der Koalition dem französischen Heere einen dauernden Erfolg unmöglich zu machen schien, muß auf den jungen, an Disziplin gewöhnten Korsen einen sehr üblen Eindruck gemacht haben und die Anstrengungen Pichegru's, diesem Zustand durch strenge Zucht und Unterdrückung des politisirenden Treibens in der Armee ein Ende zu machen, haben jedenfalls seine ganze Sympathie gehabt. Er erwarb sich bald das volle Vertrauen des Generals; bei seiner Festigkeit und der Autorität, die er trotz seiner Jugend über die undisziplinirten Soldaten des Revolutionsheeres sich zu verschaffen verstand und nicht zum Wenigsten wegen der gründlichen militärischen Kenntnisse, die er sich durch eifriges Studium auf der Militärschule erworben hatte, wurde er zu jener Zeit, wo die meisten wirklich gebildeten Offiziere als Aristokraten und Volksfeinde verfolgt wurden und von der republikanischen Armee fernblieben, zu einem sehr nützlichen und bald unentbehrlichen Werkzeuge in der Hand des Obergenerals. Er hatte sich gleich zu Anfang des

Feldzugs in mehreren kleinen Affairen hervorgethan und namentlich einmal bei einem für die Franzosen unglücklichen Gefecht durch seine Entschlossenheit und Besonnenheit in die versprengten Reihen Ordnung gebracht und so einen geordneten Rückzug ermöglicht. Die Volksvertreter Richard und Choudieu ernannten ihn darauf (22. Prairial an II) zum Generaladjutanten und Brigadechef „in Anbetracht seiner Verdienste und vielfachen Beweise von Muth, Einsicht und Patriotismus", wie es in dem Dekrete heißt.

Er trat in den erweiterten Wirkungskreis mit dem ganzen Feuer seiner südländischen Natur. Wie so viele junge Leute jener Zeit liebte er die Revolution, weil sie ihm ein unermeßliches Feld der Thätigkeit und eine breite Bahn zu Ehre eröffnete; er hatte ja noch Gelegenheit gehabt, in der Kriegsschule das ancien regime kennen zu lernen und jedenfalls war ihm oft genug von seinen vornehmen adeligen Kameraden die Untergeordnetheit seiner gesellschaftlichen Stellung zu Gemüthe geführt worden: mit doppelter Freude mußte er also eine Aera begrüßen, wo das persönliche Verdienst allein in Betracht kommen sollte. Sein Vater war, wie schon bemerkt, dem Aufstand Paoli's gegen die französische Herrschaft mit aller Kraft entgegen getreten, hatte in Bekämpfung desselben sein Vermögen eingebüßt und war gezwungen, nach Frankreich zu flüchten. In einem Schreiben an den Konvent weist er mit Stolz auf die Verdienste seines Sohnes um die Republik hin, während dessen Kameraden von der Kriegsschule sich zu ihren Feinden geschlagen hätten. Der Sohn sollte aber bald noch Gelegenheit haben, von seiner Begeisterung etwas abgekühlt zu werden.

Vorläufig aber war er der rechte Mann am rechten Platz, zeichnete sich aus bei der Wiedereroberung von Ypern, bei der Belagerung von Charleroi, bei Venloo, Maestricht, Nimwegen und Grave; immer thätig, entschlossen, seiner selbst und seiner Untergebenen sicher. Pichegru übertrug ihm und dem Generaladjutanten Montrichard die Abfassung der Kriegsberichte an den Wohlfahrtsausschuß und die Redaktion der militärischen Korrespondenz zwischen den Generälen. In diesen Dokumenten, wie auch in seinen Aufzeichnungen über die Thaten der Nordarmee zeigt sich der scharf und weitblickende, stets auf das Wesentliche gerichtete, allen Phrasen abholde Geist des gebornen Soldaten.

Unterdessen schritt die revolutionäre Regierung fort auf ihrem Wege, der sie immer weiter zur blutigen Schreckensherrschaft führte. Ein Dekret des Konventes an die Heere hatte befohlen, daß keine Gefangenen mehr

gemacht werden und die Besetzung jedes Platzes, der sich nicht 24 Stunden nach erfolgter Aufforderung ergeben würde, über die Klinge springen sollte. Bei der unumschränkten Gewalt der Repräsentanten, die mit Sorgfalt immer unter den Jakobinern reinsten Wassers ausgewählt wurden, war es fast sicheres Verderben, sich politischen Maßregeln des Konventes zu widersetzen. Doch zögerte man einen solchen Befehl zu veröffentlichen; Abbatucci zerriß ihn vor seinen Offizieren und sprach in leidenschaftlicher Entrüstung seinen Zorn darüber aus. Der Sturz Robespierre's allein rettete ihn vor dem Henkerbeil. Einige Monate nach dem 9. Thermidor nahm er Urlaub und erholte sich in Paris von den Beschwerden des Feldzuges.

Als Pichegru den Oberbefehl über die Rhein- und Moselarmee übernahm, folgte ihm auch sein Generaladjutant. Der Feldzug von 1795 wurde von beiden Seiten lässig geführt. Die politischen Verhältnisse und bald auch die Unterhandlungen Pichegru's mit den Emigranten wirkten lähmend auf die militärischen Operationen. Ob Abbatucci von den verrätherischen Plänen seines Chefs Kenntniß gehabt habe, ist nicht auszumachen. Wenn er auch schon 1793 Pichegru gegen Pariser Angriffe energisch in Schutz genommen hatte und auch später noch, bis zur Demission Pichegru's lebhaft für ihn eintrat, so ist doch, nach der ganzen Haltung Abbatucci's, ein Einverständniß mit ihm höchst unwahrscheinlich. Sein Tagebuch, worin er die Bewegungen der Rheinarmee seit Pichegru's Oberbefehl und die Unterhandlungen mit Clerfait auseinander setzt, enthalten keine Anspielungen auf den Verrath des Generals. Nach dessen Demission übernahm Moreau den Oberbefehl (22. April 1794) und damit sind wir bei dem Zeitpunkt angelangt, da die Thaten und Schicksale des nun fünfundzwanzigjährigen Korsen auch für die Gegend „vom Jura zum Schwarzwald" ein näheres Interesse gewinnen.

## IV.

Die Rhein- und Moselarmee, aus 72,000 Mann Fußvolk und 6000 Reitern bestehend, war in weit auseinander gezogener Aufstellung von Hüningen bis Pirmasens und Zweibrücken auf dem linken Rheinufer dislozirt. Der rechte Flügel, unter General Ferino, deckte das Elsaß von Hüningen bis Hardt mit 26,000 Mann; das Centrum, 30,000 Mann, unter Desaix, stand in der Ebene von Landau, der linke Flügel,

21,000 Mann unter Gouvion St. Cyr im Hardtgebirge bei Pirmasens. Ihr gegenüber stand die österreichische Armee unter Wurmser, zum großen Theil auf dem linken Rheinufer. Es waren 80,000 Mann, der Hauptmasse nach in weitem Bogen von Speyer über Kaiserslautern nach Baumholder und Bingen plazirt; 30,000 Mann hielten im Süden die Strecke von Basel bis Philippsburg besetzt.

Im Norden stand das zweite französische Heer, die Sambre- und Maas-Armee unter Jourdan, 77,000 Mann gegen 91,000 Mann unter dem Erzherzog Karl.

Die Lage der französischen Heere war wenig beneidenswerth. Die Hauptmasse der Oesterreicher bei Kaiserslautern und Baumholder trennte die beiden französischen Heere und die Gefahr lag nahe, daß sie sich mit vereinter Kraft auf St. Cyr nach Süden oder auf dem südlichen Flügel der Sambre-Armee werfen und diese französischen Truppen vernichten könnten, bevor die französische Hauptmacht zur Hilfe herbeieilen könnte. Dazu kam die über alle Beschreibung elende Verpflegung durch das aller Geldmittel entblößte Direktorium. Trotzdem waren die beiden französischen Feldherren nach ihren eigenen Neigungen und nach dem unablässigen Vorwärtstreiben der Regierung zur Offensive entschlossen. So begann denn der Feldzug unter Auspizien, die wenig von den gewaltigen Waffenthaten voraussehen ließen, welche er im Gefolge haben sollte. Jourdan, der zuerst losschlug, wurde nach einigen wenig bedeutenden Erfolgen genöthigt, sich zurückzuziehen und Moreau sollte nun einen Vorstoß gegen Wurmser unternehmen, um ihn an der Vereinigung mit dem Erzherzog Karl zu verhindern. Kehl wurde zum Uebergangspunkt von Moreau ausersehen und Abbatucci erhielt den Auftrag, gemeinschaftlich mit den Offizieren Bellavesnes, Decaen, Dedon und Boisgérard, den Plan zum Rheinübergang zu entwerfen und die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Der Platz wurde nach dem Vorschlag Abbatucci's gewählt: etwas oberhalb der Brücke. Bei der Mündung der Ill sollte der Hauptübergang stattfinden, während Scheinmanöver den Feind verwirren und verhindern sollten, eine große Uebermacht zur Vertheidigung der wirklich bedrohten Punkte zusammenzuziehen. Ein Scheinangriff gegenüber Messenheim, ein ernsthafter Angriff bei Gambsheim, wo 10,000 Mann übergehen und sich der Straße nach Rastatt bemächtigen sollten, ein fernerer beim Neuhofer Wäldchen und einer zwischen Kehl und Gambsheim, das war der von den rekognoszirenden

Offizieren entworfene und von Moreau ohne Veränderung angenommene Plan des Uebergangs. Man gebrauchte noch die Vorsicht, auf der ganzen Linie von Hüningen bis Kehl am bestimmten Tage (den 23. Juni), Feuer geben zu lassen und streute aus, die Armee ziehe gegen Italien; man hatte sogar auf der Straße von Besançon Lebensmittel aufgestellt. Zum Uebersetzen der Truppen waren die Straßburger Handelsschiffe unter einem Vorwand requirirt worden. Alles war wohl erwogen und wurde rasch und pünktlich ausgeführt. Der Angriff bei Gambsheim mißlang wegen unvorhergesehener Terrainschwierigkeiten, hingegen hatten die drei andern vollständigen Erfolg. In vier Abtheilungen, von denen Abbatucci die größte befehligte, setzten die Franzosen, durch die große Dunkelheit begünstigt, um Mitternacht über den Fluß, die österreichischen Posten wurden durch Bajonnetangriff geworfen, ein kurzer, aber blutiger Kampf lieferte die zwei Redouten „Wolfsloch" und „Cimetière" den Franzosen in die Hände. Damit war die Möglichkeit gegeben, eine Schiffbrücke zu schlagen, auf welcher am 25. die gesammte Armee auf das rechte Ufer hinübersetzte.

So stand Moreau durch das Zaudern des Erzherzogs, der den rechten Augenblick unbenutzt gelassen hatte, der Zugang zu Süddeutschland offen. An dem für seine Armee gefährlichsten Punkte war die Linie durchbrochen. Der schwache österreichische Cordon, der die lange Strecke von Basel bis Mannheim besetzte, war in der Mitte zerrissen; 13,000 Mann unter General Frelich standen rheinaufwärts verzettelt, 8000 Schwaben dicht vor Kehl, 2000 Oesterreicher einige Meilen stromabwärts und zwischen ihnen allen 65,000 Franzosen, die mit großer Schnelligkeit in der Rheinebene und auf dem Gebirge vorrückten. Und nun ging es Schlag auf Schlag. Die Würtemberger, schon durch die Kehler Niederlage zerrüttet, wichen fast ohne Widerstand über den Kniebis zurück; General Latour, der nach Wurmser's Abgang zum italienischen Heere die Armee des Oberrheines kommandirte und nun mit 16 Bataillonen gegen den vordringenden Feind zog, wurde bei Kuppenheim hinter die Murg zurückgeschlagen und der Erzherzog, der mit 24 Bataillonen zur Unterstützung herbeigeeilt war, beschloß, die zurückgedrängten Heerestheile um sich zu versammeln und durch eine große Schlacht wo möglich die Franzosen wieder über den Rhein zurück zu werfen. Am 10. Juli sollte der Angriff geschehen. Aber Moreau kam ihm zuvor und griff schon am 9. sämmtliche Positionen des Feindes an. In der Ebene bei dem Dorfe Malsch schlugen die Oesterreicher die Bataillone Desaix' zurück, aber im Gebirge, auf den

Höhen von Rothenfohl ſiegte St. Cyr. In Folge dieſer Schlacht zog ſich der Erzherzog zurück und die Franzoſen waren Herren aller Gebirgsſtraßen von Offenburg bis Ettlingen; es ſtand in ihrer Macht, ſich über ganz Schwaben auszubreiten. Um keinen Preis wollte der öſterreichiſche Feldherr ſich durch die Franzoſen an der Donau zuvorkommen laſſen und er befahl einen allgemeinen Rückzug hinter den Neckar, dann durch das Filsthal in das Gebirg der rauhen Alb und endlich, in Beſorgniß vor der Vereinigung Jourdan's mit Moreau, bis Nördlingen, wo er am 3. Auguſt ankam.

## V.

Der rechte Flügel der franzöſiſchen Rheinarmee unter General Ferino, in dem Abbatucci ſeit dem 12. Meſſidor die Funktionen eines Brigadegenerals verſah, hatte unterdeſſen in beträchtlicher Entfernung von der Hauptarmee eine ziemlich abweichende Route verfolgt. Am 10. Juli hatte ſich Ferino gegen den Schwarzwald in Bewegung geſetzt und war bei Ettenheim auf die Truppenabtheilung des General Frelich geſtoßen. Am 14. begann eine Reihe von meiſt glücklichen Gefechten, zu deren Erfolg Abbatucci viel beitrug. Während die Brigade des rechten Flügels die Feinde aus Ettenheim, Rüdenheim und Herbolzheim verjagte, das Centrum unter General Jorly die Oeſterreicher auf Hornberg zurückwarf, griff die Brigade Abbatucci das Emigrantenkorps unter Condé an, das auf den Höhen von Eltenmünſter ſtationirt war. Ein blutiger Kampf entſpann ſich, Abbatucci ſchlug die Feinde in wilde Flucht und verfolgte ſie bis tief in die Nacht hinein. In kurzer Zeit war der Breisgau und die Markgrafſchaft in Händen der Franzoſen.

So ſtand wenige Tage nach Eröffnung des Feldzuges die franzöſiſche Armee tief im Innern Süddeutſchlands, Moreau rückte nach Ulm vor, der linke Flügel der Rens entlang, der rechte Flügel über Hechlingen, Waldshut und Stockach ausgebreitet; in letzterem Orte ſtand die Brigade Abbatucci, der am 10. Juli von Moreau mit Worten höchſter Anerkennung definitiv zum Brigadegeneral ernannt worden war. Die ſüddeutſchen Staaten traten in Unterhandlung mit dem Direktorium und zogen ihre Truppen zurück. Baden erkaufte den Frieden durch große Zahlungen an Geld und Naturallieferungen, überdies mußte es in die Abtretung von Kehl und in die Ceſſion des rechtsufrigen Brückenkopfs von Hüningen willigen. Würtemberg und, nachdem der Erzherzog ſich gegen die Donau gewendet

und Franken dem Sambreheer preisgegeben hatte, schließlich auch Sachsen, folgten seinem Beispiel.

Unter diesen Umständen faßte der Erzherzog den Plan, beide österreichischen Heere zu vereinigen und mit vereinten Kräften die getrennten französischen Armeen einzeln zu überwältigen. Am 10. August griff er, nachdem er die Truppen des General Frelich, die bisher gegen Ferino operirt hatten, an sich gezogen, Moreau bei Neresheim an und lieferte eine unentschiedene Schlacht, die aber für ihn den Erfolg hatte, daß er von den Franzosen unbehelligt nach Donauwörth marschiren konnte, um seine Vereinigung mit Wartensleben zu vollziehen und dann mit diesem gemeinschaftlich gegen die Sambrearmee loszugehen. Er ließ bloß 15,000 Mann unter Latour zur Beobachtung Moreau's zurück. Während der französische Feldherr, unschlüssig ob er die zurückweichende Hauptarmee verfolgen und zur Unterstützung Jourdan's sich nordwärts wenden, oder aber, den bestimmten Befehlen des Direktoriums gemäß, über den Lech marschiren und Bayern überwältigen sollte, sich mit dem Zurücktreiben Latour's beschäftigte, geschahen dort die Schläge, welche Jourdan's Heer vernichteten und dadurch schließlich auch Moreau zum Rückzug auf den Rhein nöthigten.

Der rechte Flügel hatte mittlerweile seine Operationen in großer Entfernung vom Gros der Armee weitergeführt, und Abbatucci, der immer die Vorhut befehligte, Gelegenheit gehabt, sich auszuzeichnen. Am 12. August traf seine Schaar auf das condéische Korps bei Westerheim, es entspann sich ein Scharmützel, die Emigranten zogen sich nach dem Dorfe Ramlach zurück und beschlossen, am folgenden Tag eine Schlacht zu liefern. Um 2 Uhr brachen sie auf in zwei Kolonnen, geführt von Condé und dem Herzog von Enghien. Es gelang ihnen, die von den Strapazen des vorigen Tages ermüdeten republikanischen Gegner zu überraschen; die Vorposten wurden zurückgeworfen, die entstandene Unordnung aber bald bemeistert. Der Kampf konzentrirte sich bei dem Dorfe Ramlach, wohin sich die Vorhut in fester Ordnung zurückgezogen hatte. Abbatucci eilte mit einem Regiment Dragoner herbei und der später als Redner und Staatsmann so berühmt gewordene Foy, der, mit Abbatucci innig befreundet, sich damals die ersten kriegerischen Lorbeeren holte, kam an der Spitze einer Kompagnie zur Unterstützung heran. Dreimal erneuerten die Royalisten den Angriff, wurden aber mit großem Verlust zurückgeschlagen und Condé befahl den Rückzug. Fünfhundert Royalisten, darunter 18 hohe Offiziere

und 50 Ludwigskreuze, waren gefallen; Abbatucci ließ sie auf dem Schlachtfeld mit allen militärischen Ehren begraben.

Es war das die letzte größere Waffenthat, in welcher der rechte Flügel selbständig operirte. Moreau, immer schwankend, ob er Jourdan zu Hilfe eilen oder durch einen Vorstoß in's Tyrol das italienische Heer unter Bonaparte sekundiren solle, zog die weitzerstreuten Truppen Ferino's an sich.

Mit 64,000 Mann, also mit doppelter Uebermacht, verfolgte er nun den General Latour. Am 24. August überschritt die ganze französische Armee den Lech. Auch bei diesem Uebergang zeichnete sich Abbatucci durch seine Kühnheit und Umsicht aus, er hielt mit seiner kleinen Schaar den Angriff des österreichischen Heeres aus, bis die ganze Armee den Fluß überschritten hatte. Ohne Mühe wurde nun Latour in den Gefechten bei Geisenfeld, Mainburg und Neustadt zurückgetrieben. Die österreichischen Erblande standen den Franzosen offen.

## VI.

Aber mittlerweile hatten sich die Sachen im Norden höchst ungünstig für Moreau gestaltet. Die Sambrearmee war in mehreren Gefechten geschlagen und seit der unglücklichen Schlacht von Würzburg zu unaufhaltsamem Zurückweichen genöthigt worden. Dadurch war Moreau selbst in seiner Rückzugslinie gefährdet, er mußte erwarten, daß sich Erzherzog Karl und Wartensleben nach Vernichtung Jourdan's mit vereinigten Kräften auf ihn werfen. So beschloß er seinerseits den Rückzug nach dem Rhein. Am 19. September stand er wieder am Lech, war aber sofort zu weiterem Zurückweichen genöthigt, da Frelich bis nach Kempten und Isny gekommen war und Nauendorf gegen Ulm marschirte, Moreau somit auf seinen beiden Flügeln bedroht war. Zugleich war General Petrasch vom Nordheer, nachdem er einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, Kehl zu nehmen, über den Kniebis bis Stuttgart vorgedrungen. Dazu kam die Erbitterung des Landvolkes gegen die Franzosen, hervorgerufen durch die unerhörten Bedrückungen und Ausschreitungen der republikanischen Soldaten: überall waren die Franzosen von Feinden umgeben. Der Erzherzog eilte vom Unterrhein herbei, um ihnen den Rückzug abzuschneiden und schon jubelten die Oesterreicher, daß Moreau verloren sei; das Direktorium gab ihn ebenfalls halb verloren und ermächtigte ihn, allenfalls durch die neutrale Schweiz sich zu retten. Latour, in der Meinung, ihn nicht entwischen zu lassen, griff ihn am 2. Oktober bei Biberach am Federsee an,

wurde aber gänzlich geschlagen und verlor 5000 Mann und 20 Geschütze. St. Cyr gab Moreau nun den Rath, sich auf die vereinzelten Abtheilungen von Nauendorf und Petrasch zu stürzen und nach deren Besiegung den Schwarzwald zu behaupten. Allein Moreau fürchtete, auf diesem Wege auf den Erzherzog zu stoßen (der damals die Murg noch nicht überschritten hatte), wies den Plan ab, zog durch das Höllenthal auf Freiburg und kam am 15. Oktober ohne weitern Verlust in's Rheinthal und stellte damit die Verbindung mit der Heimath wieder her. Nach einigen ungünstigen Gefechten beschloß Moreau gegen Hüningen sich zu wenden. Der Erzherzog, der sich mit Latour vereinigt hatte, drang in Freiburg ein und griff am 21. Oktober die französische Division unter St. Cyr an. Abbatucci hielt den Feind durch einen kräftigen Vorstoß auf und gab dadurch Moreau Zeit, die Division Ferino und einige zerstreute Regimenter an sich zu ziehen; eine sehr wichtige Diversion, die das französische Heer vor einer Katastrophe bewahrte, indem ohne dieselbe vermuthlich Ferino von den Truppen Moreau's und St. Cyr getrennt und zwischen zwei Feuer genommen worden wäre.

Desaix war am 21. bei Breisach mit zwei Divisionen über den Rhein gegangen; Moreau hatte am 22. mit dem Rest der Armee bei Schliengen eine sehr feste Stellung genommen. Die Armee war auf einer Strecke von 3 Meilen aufgestellt, St. Cyr am Rhein, Ferino auf den Waldhöhen ob der Kander. Am 23. zog der Erzherzog heran, um hier die letzte Schlacht und damit die Entscheidung des ganzen Feldzuges zu suchen. Seine Armee war in 4 Kolonnen aufgestellt; die erste auf der rechten Seite, aus 20 Schwadronen und 4 Bataillonen bestehend, war vom Prinzen von Condé befehligt; die zweite, 13 Schwadronen und 9 Bataillone, vom Prinzen von Fürstenberg, gegen Schliengen dirigirt; die dritte, 20 Schwadronen und 3 Bataillone unter Latour; die vierte endlich, 15 Schwadronen und 10 Bataillone unter Nauendorf, sollte die äußerste Rechte der Franzosen unter Ferino angreifen. Die Schlacht, durch ein schreckliches Unwetter verzögert, begann den 24. Oktober um 9 Uhr, auf der ganzen Linie vom Rhein bis zur Kander. St. Cyr schlug die Angriffe der Oesterreicher ab, unter beträchtlichem Verluste, aber doch mit Behauptung seiner Stellung, hingegen im Centrum und auf dem rechten Flügel drangen die Oesterreicher unaufhaltsam vor. Moreau hatte bei Schliengen mächtige Batterien aufgestellt, die den Truppen Fürstenberg's starken Eintrag thaten und der französische General Ambert hielt

tapfer dem Ansturm der Oesterreicher Stand. Aber bei Nieder-Egenheim warf Latour die Gegner hinter das Dorf Liel zurück, womit die französische Schlachtordnung in der Mitte zurückgedrängt war und Gefahr lief, durchbrochen zu werden. Noch schlimmer stand es auf dem rechten Flügel. Schon am Morgen hatten sich die Vorposten Nauendorf's auf den Höhen von Bürglen und in Feldberg festgesetzt. Um Mittag ging das Gros der Division auf Ferino los, der seine Truppen zwischen Siegenkirch und der Kander aufgestellt hatte. Ferino, der von dem hart angegriffenen Centrum keine Hilfe zu erwarten hatte, versuchte einen geordneten Rückzug, aber einige hart bedrängte Kompagnien lösten sich auf und brachten Verwirrung über die ganze Division. In diesem kritischen Moment wiederholten Abbatucci und Montrichard das Manöver, das sie zwei Tage vorher schon mit so gutem Erfolg angewendet hatten, in schneller Wendung griffen sie mit der 3. Halbbrigade und dem 56. und 89. Linienregiment die ganze österreichische Division an und hielten ihr eine Stunde lang Stand. So hatte Ferino Zeit, seine Truppen zu ordnen und die ganze Division gelangte in geordnetem Rückzug über die Kander und besetzte die Anhöhen hinter Liel, wo Nauendorf sie nicht werfen konnte. Ein dichter Nebel und die hereinbrechende Nacht machten der Schlacht ein Ende. Der Erzherzog wollte am folgenden Tag den Angriff erneuern, aber Moreau hatte mitten in der Nacht den Aufbruch befohlen. Am 25. gingen sämmtliche französische Truppen bei Hüningen über den Rhein; von allen Eroberungen blieben den Franzosen nur die rechtsrheinischen Brückenköpfe von Kehl und Hüningen. Abbatucci, der während des ganzen Feldzugs die gefährlichsten Posten versehen hatte, seiner Zeit beim Rheinübergang als der erste auf das rechte Ufer gelangt war, dann, so lange die Franzosen vorwärts drangen, beständig die Vorhut, bei ihrem Rückzug stets die Nachhut befehligt hatte, war auch der letzte, der den deutschen Boden verließ. Unter der Deckung seiner Brigade geschah der Uebergang bei Hüningen.

## VII.

Moreau ließ in Hüningen eine Division zur Bewachung des Rheinübergangs zurück. Die Leitung derselben war durch folgendes Dekret des General Reynier näher bestimmt:

Rhein- und Moselarmee.

Generalquartier Hüningen, den 5. Brumaire, im fünften Jahre der einen und untheilbaren Republik.

Dienstordnung für den Platz Hüningen und den Brückenkopf.

Der Brigadegeneral Abbatucci, mit der Vertheidigung des Brückenkopfes beauftragt, wird die dazu bestimmten Truppen theils in den Brückenkopf, theils in die Stadt und in die Batterie logiren. Er wird über die Artillerie verfügen, wie er es zur Vertheidigung zweckdienlich erachtet. Die Kommandanten des Genie und der Artillerie sollen alle seine Befehle ausführen. Seine Truppen sind bloß zur Vertheidigung beauftragt und sollen den Dienst auf dem Brückenkopf auf dem Quai der Batterie besorgen.

Der General N. . . ist mit dem innern Kommando des Platzes, das Bataillon der 4. Infanterie-Halbbrigade, das in Hüningen in Garnison steht, ist mit dem Dienst des Platzes und der Polizei beauftragt.

Der Bataillonschef vom Genie, Poitevin, ist mit der Leitung der Werke beim Brückenkopf beauftragt. Die Sappeurs unter seinem Befehl sollen in der Stadt einquartiert werden. Tag und Nacht sollen die zur Leitung der Arbeiten nöthigen Genieoffiziere auf dem Platze sein. Pontonniers sollen Tag und Nacht auf der Brücke Wacht stehen, um bei den nöthigen Ausbesserungen bei der Hand zu sein.

Der Brigadegeneral, Chef des Generalstabes:

E. Reynier.

Die Schusterinsel mit dem Brückenkopf war also speziell der Vertheidigung Abbatucci's unterstellt; er hatte zu diesem Behufe 3 Kompagnien unter seinem Befehl. Die Werke auf der Insel wurden durch Schwarzwälder- und Frickthaler-Bauern unter Leitung der französischen Offiziere mit größtem Eifer in Stand gesetzt. Eine Verordnung, die Abbatucci am Tage nach seiner Installation erließ, ist geeignet, über die Vertheidigung den besten Aufschluß zu geben. Sie lautet folgendermaßen:

„Der Brigadechef Cassagne ist zum Kommandanten des Hüninger Brückenkopfs ernannt; alle zu dessen Vertheidigung bestimmten Truppen, wie auch die Artillerie, stehen unter seinem Befehl, er wird den Dienst so einrichten, daß die im Halbmond befindlichen Truppen alle zwei Tage abgelöst werden.

Der Bürger Foy, Hauptmann der leichten Artillerie, ist zum Kommandanten der Artillerie des Brückenkopfs ernannt. Er hat unter seinem Befehl alle zur Vertheidigung verwendeten Kanonen. Der Bürger Forno, Artilleriehauptmann, wird dem Hauptmann Foy in seinen Funktionen helfen und nöthigenfalls an seine Stelle treten.

Der Brigadechef Vignes ist zum Kommandant der Truppen ernannt, die gegenwärtig in dem Platz von Hüningen sich befinden. Er wird das zwischen dem Platz und dem Rhein befindliche Lager der Grenadiere überwachen.

Die Truppen des Brückenkopfes sollen alle 6 Tage und die des Halbmonds alle 2 Tage abgelöst werden. Drei Kompagnien, dem Lager der Grenadiere entnommen, sollen beständig im Halbmond des Brückenkopfes sein und alle zwei Tage abgelöst werden.

Alle zur Vertheidigung des Brückenkopfes bestimmten Truppen, sowohl die, welche im Brückenkopf plazirt sind, als die, welche sich im Platze befinden, ebenso wie die Grenadiere, sollen dreifache Ration an Holz und Branntwein erhalten. Die im Halbmond des Brückenkopfs plazirten Truppen sollen doppelte Ration an Branntwein erhalten.

Die zur Vertheidigung des Brückenkopfs bestimmten Truppen sind nicht verpflichtet, daran zu arbeiten. Wenn indessen einige Soldaten freiwillig es thun wollten, sollen sie wie die übrigen 10 Sols per Tag und eine Ration Branntwein dazu erhalten.

Sie sollen es ihren Chefs erklären, welche sie zu einer festgesetzten Stunde in Abtheilungen formiren und zur Disposition des Genieoffiziers stellen werden.

Der General empfiehlt den Truppen beim Brückenkopf, die Werke, das Holz, die Faschinen und alle zur Vertheidigung bestimmten Sachen zu schonen. Er wird alle, die diesem Befehl zuwiderhandeln, sehr strenge bestrafen.

Die auf der Rheinbrücke aufgestellten Posten sollen Niemand ohne eine von mir oder von Bürger Cassagne unterzeichnete Erlaubniß weder aus- noch eingehen und keinen Bürger unter keinem Vorwand in ihre Nähe kommen lassen. Die, welche man auf dem Brückenkopf arretiren sollte, sollen sofort zu mir geführt werden."

Fast die gesammten deutschen Heere Oesterreichs wurden nun zur Eroberung der beiden Rheinübergänge von Kehl und Hüningen verwendet. Gegen eine solche Uebermacht war die Vertheidigung fast aussichtslos; auch wenn die Unterstützung und Verpflegung der Besatzung durch die Regierung nicht so jämmerlich gewesen wäre, wie sie in der That war. Aber Abbatucci ließ den Muth nicht sinken, die Soldaten vertrauten auf ihren Führer, der sie so oft glücklich gegen den Feind geführt hatte und halfen sich übrigens, so gut sie konnten.

Fürstenberg machte sofort Anstalten zu energischer Belagerung des wichtigen Platzes. Seine Truppen standen bei Haltingen, Weil und Lörrach im Kantonnement. Zu Anfang des Novembers eröffnete er einen Laufgraben, der mit 13 Batterien ausgestattet wurde. Nach dessen Vollendung wurde ein zweiter paralleler Graben, 300 Fuß vom Halbmond entfernt, eröffnet; dieser war über 2000 Fuß lang, erstreckte sich von der Basler-Grenze bis zur Freiburger-Straße und war mit Mörserbatterien versehen. Namentlich aber bedrohte eine starke Batterie die Schiffbrücke, welche das linksrheinische Ufer mit der Schusterinsel verband und der einzige Verbindungsweg war für die Vertheidiger des Brückenkopfes mit der Festung.

Am 14. Brumaire (4. Nov.) hatten die Werke des Brückenkopfes bereits ein für die Vertheidigung befriedigendes Aussehen. 3400 Mann, worunter Hunderte von Schwarzwälder und Frickthaler Bauern, waren ohne Unterlaß beschäftigt, die Wassergräben zu vertiefen, die Bollwerke aufzuwerfen und die Banketten zu legen und das Innere des Halbmondwerkes zu nivelliren. In dieses letztere Werk wurden vier Geschütze gelegt, je fünf in die Bastionen links und rechts und auf die äußersten Punkte der Insel, um die Seiten des Werkes zu bestreichen. Der Feind dagegen schien nur die alten Werke etwas ausbessern zu wollen. Das österreichische Korps kantonnirte zu Lörrach, Weil und Haltingen. Unterhalb der beiden letzten Ortschaften wurden die österreichischen Batterien erstellt und mit 13 Kanonen montirt; in diesem Bestreben wurden sie indessen von französischer Seite durch ein wohl unterhaltenes Geschützfeuer öfters gehindert. Im französischen Lager herrschte indessen, trotzdem man der Vertheidigung wirksam suchte zu Hilfe zu kommen, vielfach Mangel an allem Nöthigen. Namentlich fehlte es, wie Abbatucci in einem Briefe an den General Ferino klagt (25. Brumaire V, 15. November 1796) an Brennholz, „weßhalb von den Soldaten, die unter der außerordentlichen Kälte leiden, nicht einmal die Faschinen, die Palissaden und die Madriers von den Schiffbrücken geschont werden und man wird noch dazu kommen, wie vor Mainz die Häuser abzubrechen, um das benöthigte Holz zu erhalten." Der General ersucht, diesem Zustande Abhilfe zu schaffen. Ferino und sein Generalstabschef begaben sich nach Straßburg, um bei Moreau für Hüningen zu plaidiren. Donzelot schrieb drei Tage nachher (18. Nov.): „Der Kriegskommissär Brunk ist auf dem Wege, alle Vorkehren zu treffen, um Hüningen mit Holz zu versehen. Es sind Bauern requirirt worden,

um solches herbei zu schaffen; sie rücken indessen wenig zahlreich ein. . . . Lasse 100—150 Mann Korveen ausrücken, um Holz zu hauen; Sappeurlieutenant Dussard in Bartenheim soll die Mannschaft befehligen. Es ist bedauerlich, daß die Verwaltung nicht für Holzmagazine vorgesorgt hat; dieselbe ist fortwährend nachlässig und pflichtvergessen und die Lektionen des letzten Feldzuges haben sie noch keines Bessern belehrt."

Aus einem Befehle Donzelot's aus dem Hauptquartier in Blotzheim, zwei Tage vor dem vorigen Brief erlassen, ersehen wir, in welchem Zustande die Truppe von Hüningen sich befand. Es heißt darin: „Die Truppe, ohne Kapüte und Schuhe, und kaum mit tragbaren Uniformen bekleidet, kann bei der strengen Saison den Dienst nicht versehen, wenn sie vollständig der Beheizung entbehren muß; diese darf ihr unter keinem Vorwande entzogen werden, wenn nicht die Disziplin völlig verloren gehen soll u. s. w."

General Abbatucci war endlich so weit gelangt, die Festungswerke einem gewissen Grad der Vollendung entgegen zu führen, als am Morgen des 8. Frimaire (28. Nov.) der Fürst von Fürstenberg ihm die erste Aufforderung zur Uebergabe des Brückenkopfes zugehen ließ und ihm drei Stunden zur Antwort gestattete. Die Antwort des französischen Generals ging dahin, daß die Aufforderung nicht annehmbar sei und daß von Seite des Feindes noch nichts gethan worden sei, welches eine Annahme seinerseits rechtfertigen würde.

Dieser Antwort folgte noch am gleichen Nachmittag eine Replik in der Form einer Beschießung aus allen Geschützen, die bis jetzt aufgestellt worden waren. Nach Verlauf einer Stunde war die über den Rhein führende Schiffbrücke größtentheils zerstört und der Verkehr unterbrochen. Die Kanonade dauerte fort bis Abends halb fünf Uhr, um welche Zeit der Fürst von Fürstenberg eine zweite, jedoch ebenso erfolglose Aufforderung an Abbatucci ergehen ließ.

## VIII.

Am 30. November Nachmittags wagten die Belagerer den ersten Sturm auf die französischen Verschanzungen, der viel Blut kostete, ohne für die Belagerer einen Erfolg zu haben; dagegen verloren sie einen geschätzten Offizier, den Obersten Neßlinger.

Bei diesem Angriff der Oesterreicher wurde General Abbatucci tödtlich

verwundet. Generaladjutant Donzelot giebt darüber an den Oberkommandanten Moreau folgenden vom 11. Frimaire V. (1. Dezember 1796) datirten Rapport ab:

„Gestern Nachmittags 4 Uhr hat der Feind mit der Beschießung des Brückenkopfes lebhaft begonnen. Das Feuer dauerte bis in die Nacht. Gegen 11 Uhr Nachts begann der Sturmangriff. Unsere Vorposten wurden zuerst durch Kavallerie zurückgeworfen, die darauf drei Infanterie-Kolonnen Platz machte. Eine derselben rückte auf die rechte Seite der Lünette vor, die Kolonne des Centrums zeigte sich mit Sturmleitern an der Hauptseite, wo der Graben am wenigsten tief ist; die dritte rückte links vor. Alle warfen sich wie in einem Nu auf das Werk. Die Barrieren wurden eingeschlagen und unsere Truppen sahen sich plötzlich von allen Seiten umringt, konnten sich aber noch rechtzeitig in das Hornwerk zurückziehen. Nun begann ein Höllenfeuer auf den Feind herabzuregnen. Als General Abbatucci sah, daß das nicht genügte, um den Feind aus seiner Position heraus zu werfen, munterte er die Truppen zum Ausharren auf und müde, mit denselben nutzlos gegen den Feind anzukämpfen, machte er einen Ausfall gegen denselben. Der Angriff fand rasch, lebhaft und mit gefälltem Bajonnet statt. Der Feind war überrascht, mit Wuth wurde er aus der Lünette heraus und in vollster Unordnung in's Freie getrieben. Mehrere feindliche Soldaten, die sich in die Laufgräben geflüchtet hatten und sich nicht ergeben wollten, wurden mit Steinwürfen getödtet. Die Kanoniere der Artilleriekompagnie Foy, die von ihren Geschützen keinen Gebrauch mehr machen konnten, warfen glühende Bomben in die Gräben.*

---

* Kapitain Foy erzählte diese Aktion seiner Kanoniere folgendermaßen: Als der Brigadier Louis Rhenie sah, daß die Feinde ihren Geschützen zu nahe standen, um dieselben mit Erfolg gegen sie richten zu können, schlug er vor, glühende Bomben gegen sie zu werfen. Dieser Vorschlag wurde mit Beifall aufgenommen und die Ausführung erzielte eine gute Wirkung. Rheine blieb als der Letzte in der Lünette zurück. Er war auch der Erste, der mit dem General Abbatucci eintrat. Da er kein Gewehr hatte, so ergriff er die Waffe eines verwundeten Soldaten, stürzte gegen das Zelt, das am Fuße des Bollwerks auf der rechten Seite der Lünette stand. Dort fand er drei Oesterreicher, welche Schnaps tranken. Er tödtete zwei mit Bajonnetstichen und den Dritten brachte er als Gefangenen mit. Die Haltung des Kanoniers Josef Varlet verdient ebenfalls erwähnt zu werden. Als die Feinde mit Leitern heranrückten und den Wall der Lünette zu ersteigen versuchten, schwang sich Varlet mit einem Wischer auf die Brustwehr. Eine Leiter wurde angelegt. Ein Offizier

„Als die Unordnung unter dem Feinde wuchs, benutzte der brave Abbatucci den Anlaß, um den Feind in seinen Verschanzungen zu verfolgen; plötzlich erhielt er eine Kugel in die linke Seite! Ohne dieses Unglück wäre der Sieg noch vollständiger gewesen. Die Affaire dauerte drei Stunden. Der Feind verlor beträchtlich viel Leute. Die Vorwerke waren mit seinen Todten bedeckt. Nach dem Zugeständniß mehrerer österreichischer Offiziere haben sie bei 1200 Verwundete gehabt, 600 Mann fielen auf dem Platze oder ertranken im Rhein, denn eine Abtheilung ihrer rechten Kolonne wollte, von der Annahme getäuscht, daß der Rhein dort nicht tief sei, das Hornwerk bei der Kehle umgehen, und ging beinahe vollständig in den Fluthen unter. Beinahe alle Todten und Verwundeten gehörten dem Regiment Erzherzog Ferdinand an. Ein Oberstlieutenant dieses Korps, der bereits in Kehl zum Gefangenen gemacht wurde, wurde von Neuem gefangen und verwundet, ebenso ein Kroaten-Kapitain. Der Erstere war mit dem Angriff beauftragt. 60—70 österreichische Verwundete befinden sich in unsern Spitälern. Wir haben ebenfalls bei 60 Gefangene gemacht, allein beim Betreten des Basler Bodens der Schuster-Insel bemächtigten sich ihrer die Basler. Man hat ihre Zurückweisung anbegehrt. Viele Oesterreicher haben sich auf neutrales Gebiet zurückgezogen und es ist zu vermuthen, daß sie den Angriff mittelst Benutzung des neutralen Gebiets bewerkstelligt haben, denn die Umgehung des Hornwerks konnte nicht ohne dasselbe gemacht werden.*

„Als Kapitain Fornot sich so von allen Seiten umringt sah, warf er sich mitten in das Kampfgewühl, glücklicherweise erhielt er keine Verwundung; er entkam über Schweizer-Gebiet und flüchtete sich nach Klein-Hüningen.

„Vignet, ein Offizier von großem Verdienst, erhielt zwei Wunden.

---

stieg herauf, österreichische Soldaten folgten ihm. Varlet schlug ihm mit seinem Wischer auf den Kopf und stürzte die Leiter um. Drei Mal wurde dieselbe wieder angesetzt und drei Mal von Valet umgestürzt. Als endlich die Oesterreicher auf der Linken der Lünette in das Werk eindrangen, sah Varlet sich genöthigt, sich zurückzuziehen. Folgenden Tages fand man im Graben die Leiche des Offiziers, der keine andern Verletzungen aufwies, als einen Schlag auf das Haupt.

* Diese Verletzung des neutralen Gebiets wurde in einem ausführlichen Bericht des Generaladjutanten Donzelot an das Ministerium der Auswärtigen dargestellt. Der Minister Abbe Delacroix meldet am 25. Ventose V. (15. März 1797) an Donzelot, er habe dessen Bericht dem vollziehenden Direktorium zugestellt. Ein Resultat über den weitern Verlauf des Vorfalls ist nicht bekannt geworden.

verwundet. Generaladjutant Donzelot giebt darüber an de[illegible]aten. Vignes, danten Moreau folgenden vom 11. Frimaire V. (1[illegible]nd die Adjutanten datirten Rapport ab: [illegible]nerals) haben sich be-

„Gestern Nachmittags 4 Uhr hat der Feind [illegible]er sich gegenwärtig in Brückenkopfes lebhaft begonnen. Das Feuer [illegible]schon man uns Hoffnung Gegen 11 Uhr Nachts begann der Sturman[illegible] gefährlich sei, sind wir doch den zuerst durch Kavallerie zurückgeworf[illegible] hat das Kommando des Brücken-Kolonnen Platz machte. Eine derselb[illegible]ieur, übertragen."

Lünette vor, die Kolonne des Centr[illegible] und Mosel-Armee, General Moreau, der Hauptseite, wo der Graben [illegible] Hauptquartier Schiliken (Schiltigheim) links vor. Alle warfen sich wie [illegible] Affaire Kenntniß an die Direktion in Paris. wurden eingeschlagen und u[illegible] Seiten umringt, konnten [illegible] der Nacht vom 10. auf den 11. dieses ziehen. Nun begann ei[illegible] einen Sturm auf den Brückenkopf zu Hüningen General Abbatucci [illegible] Uhr Abends drangen drei Kolonnen auf die Position heraus zu [illegible] überschritten die Barrieren und erstiegen das müde, mit dens[illegible] Truppen verlassen mußten. Die Unsrigen zogen sich Ausfall gegen[illegible] zurück, das nun der Feind zu gewinnen versuchte. General fälltem Ba[illegible] derselbe vertheidigte, machte die Anstrengungen des Feindes aus der [illegible] und als er gewahr wurde, daß das Feuer des Hornwerkes auf Mehre[illegible] den Feind nicht zu vertreiben vermochte, der sich darin fest- und [illegible] versuchte, beschloß der tapfere General, einen Ausfall zu machen, K[illegible] daraus zu verjagen. Der Ausfall wurde mit einem über alles [illegible] erhabenen Muthe vollzogen. Dem Muthe und der beispiellosen Unerschrockenheit unserer Soldaten gelang es, den Feind aus allen Werken herauszutreiben, in denen er seine Todten zurücklassen mußte. Die Verfolgung wäre noch mörderischer gewesen ohne die Verwundung, welche General Abbatucci erhielt; dieselbe ist schwer, doch hofft man, daß sie nicht gefährlich sein werde. Der Brigadechef Vignes ist ebenfalls verwundet. Wir haben etwa 100 Gefangene gemacht, der Verlust des Feindes beläuft sich an Gefangenen, Todten und Verwundeten auf 1800—2000 Mann. Seine linke Kolonne verletzte das schweizerische Gebiet. Unser Gesandte hat in Folge dessen sich beschwert. General Ferino, der mir diesen Bericht erstattet, machte die größten Lobeserhebungen über die Tapferkeit seiner Truppen. Das 3. leichte Infanterieregiment, die 89. und 56. Linie-Halbbrigaden waren mit der Vertheidigung beauftragt und lösten sich abwechselnd ab. Diese drei Truppenkörper haben sich schon mehrfach

...rfe des Feldzuges ausgezeichnet. Die Brigadechefs Cassagne und ... Kapitain Foy von der leichten Artillerie und seine Kompagnie, ...es Geniebataillons, Poitevin, Adjutant Sorbier und Flügel... ...atucci haben sich besonders ausgezeichnet. Viele andere ... ebenfalls Proben ihrer Tapferkeit abgelegt. Ich werde ...en zur Kenntniß bringen, sobald man mir darüber Bericht

...am gleichen Tage schrieb General Moreau an Ferino:

...Mein lieber General, ich habe Ihren Brief vom 11. und den ...port über den Angriff des Brückenkopfs empfangen. Wollen Sie den ...braven Truppen, die Sie befehligen, den Ausdruck meiner Zufriedenheit über den Muth, mit welchem sie den ihnen anvertrauten Posten vertheidigten, ausdrücken. Ich zweifle nicht, daß sich das Direktorium, dem ich davon Kenntniß gegeben habe, beeilen wird, denselben diese verdienten Ehren zu Theil werden zu lassen. Ich schreibe an Abbatucci, um ihn über seine schöne Vertheidigung zu beglückwünschen und ihm gleichzeitig mein Bedauern über seine Verwundung auszudrücken. General Siscé geht heute auf seinen Posten nach Hüningen ab; die gute Haltung dieses Offiziers vor Kehl ist mir Gewähr, daß Sie mit ihm zufrieden sein werden; seit langer Zeit wünschte er bei Hüningen beschäftigt zu werden. Eblé ist verreist, um Ihre Verbindungen wieder herzustellen. Was Sie mir Betreff eines Ausfalls über Kehl vorschlagen, so ist dies ganz unmöglich. Für Befestigungsarbeiten ist hier kein Geld; ich kann Ihnen daher keines schicken. Ich erwarte solches von Sarre-libre und Landau; sobald dasselbe angelangt sein wird, werde ich Ihnen 10- bis 12,000 Franken übersenden. Im Uebrigen thun Sie für Ihre Bedürfnisse wie ich, verlangen Sie solches von den Verwaltungen, drängen Sie dieselben in lebhaftester Weise. Man verspricht uns neues Schuhwerk; ich habe Befehl gegeben, daß die ersten Kapüte, die von Basel aus geliefert werden, Ihnen zukommen. Geben Sie mir oft von Ihnen Nachricht. Gruß und Freundschaft. M."

Die Hoffnung, welcher Donzelet in seinem Berichte vom 11. Frimaire Raum gab, daß die Wunde Abbatucci's keine tödtliche sei, war nicht von langer Dauer. Am 12. schrieb er bereits aus dem Hauptquartier Blotzheim an den General Reynier:

„Wir sind in tiefer Trauer, mein General. Heute Mittags halb ein Uhr ist General Abbatucci an den Folgen seiner Verwundung gestorben.

Wir sind betrübt über den Verlust so vieler braver Soldaten. Vignes, Cassagne, Brigadechef Morel, Poitevin, Kapitain Foy und die Adjutanten Sorbier und Abbatucci (letzterer ein Bruder des Generals) haben sich besonders ausgezeichnet. Sie haben den General, der sich gegenwärtig in Blotzheim befindet, wirksam unterstützt. Obschon man uns Hoffnung macht, daß die Wunde des Generals nicht gefährlich sei, sind wir doch in großer Betrübniß. Der General Ferino hat das Kommando des Brückenkopfs dem General Gerard, genannt Vieux, übertragen."

Der Oberkommandant der Rhein- und Mosel-Armee, General Moreau, giebt in einem Brief, datirt aus dem Hauptquartier Schiliken (Schiltigheim) vom 13. Frimaire V. von der Affaire Kenntniß an die Direktion in Paris. Er schreibt u. A.:

„Bürger Direktoren! In der Nacht vom 10. auf den 11. dieses Monats hat der Feind einen Sturm auf den Brückenkopf zu Hüningen versucht. Ungefähr um 11 Uhr Abends drangen drei Kolonnen auf die linke Seite der Lünette ein, überschritten die Barrieren und erstiegen das Werk, das unsere Truppen verlassen mußten. Die Unsrigen zogen sich in das Hornwerk zurück, das nun der Feind zu gewinnen versuchte. General Abbatucci, der dasselbe vertheidigte, machte die Anstrengungen des Feindes unwirksam und als er gewahr wurde, daß das Feuer des Hornwerkes auf die Lünette den Feind nicht zu vertreiben vermochte, der sich darin festzusetzen versuchte, beschloß der tapfere General, einen Ausfall zu machen, um sie daraus zu verjagen. Der Ausfall wurde mit einem über alles Lob erhabenen Muthe vollzogen. Dem Muthe und der beispiellosen Unerschrockenheit unserer Soldaten gelang es, den Feind aus allen Werken herauszutreiben, in denen er seine Todten zurücklassen mußte. Die Verfolgung wäre noch mörderischer gewesen ohne die Verwundung, welche General Abbatucci erhielt; dieselbe ist schwer, doch hofft man, daß sie nicht gefährlich sein werde. Der Brigadechef Vignes ist ebenfalls verwundet. Wir haben etwa 100 Gefangene gemacht, der Verlust des Feindes beläuft sich an Gefangenen, Todten und Verwundeten auf 1800—2000 Mann. Seine linke Kolonne verletzte das schweizerische Gebiet. Unser Gesandte hat in Folge dessen sich beschwert. General Ferino, der mir diesen Bericht erstattet, machte die größten Lobeserhebungen über die Tapferkeit seiner Truppen. Das 3. leichte Infanterieregiment, die 89. und 56. Linie-Halbbrigaden waren mit der Vertheidigung beauftragt und lösten sich abwechselnd ab. Diese drei Truppenkörper haben sich schon mehrfach

im Laufe des Feldzuges ausgezeichnet. Die Brigadechefs Caffagne und Morel, Kapitain Foy von der leichten Artillerie und seine Kompagnie, der Chef des Geniebataillons, Poitevin, Adjutant Sorbier und Flügeladjutant Abbatucci haben sich besonders ausgezeichnet. Viele andere Offiziere haben ebenfalls Proben ihrer Tapferkeit abgelegt. Ich werde Ihnen deren Namen zur Kenntniß bringen, sobald man mir darüber Bericht erstattet hat."

Noch am gleichen Tage schrieb General Moreau an Ferino:

„Mein lieber General, ich habe Ihren Brief vom 11. und den Rapport über den Angriff des Brückenkopfs empfangen. Wollen Sie den braven Truppen, die Sie befehligen, den Ausdruck meiner Zufriedenheit über den Muth, mit welchem sie den ihnen anvertrauten Posten vertheidigten, ausdrücken. Ich zweifle nicht, daß sich das Direktorium, dem ich davon Kenntniß gegeben habe, beeilen wird, denselben diese verdienten Ehren zu Theil werden zu lassen. Ich schreibe an Abbatucci, um ihn über seine schöne Vertheidigung zu beglückwünschen und ihm gleichzeitig mein Bedauern über seine Verwundung auszudrücken. General Sisco geht heute auf seinen Posten nach Hüningen ab; die gute Haltung dieses Offiziers vor Kehl ist mir Gewähr, daß Sie mit ihm zufrieden sein werden; seit langer Zeit wünschte er bei Hüningen beschäftigt zu werden. Eblé ist verreist, um Ihre Verbindungen wieder herzustellen. Was Sie mir Betreff eines Ausfalls über Kehl vorschlagen, so ist dies ganz unmöglich. Für Befestigungsarbeiten ist hier kein Geld; ich kann Ihnen daher keines schicken. Ich erwarte solches von Sarre-libre und Landau; sobald dasselbe angelangt sein wird, werde ich Ihnen 10- bis 12,000 Franken übersenden. Im Uebrigen thun Sie für Ihre Bedürfnisse wie ich, verlangen Sie solches von den Verwaltungen, drängen Sie dieselben in lebhaftester Weise. Man verspricht uns neues Schuhwerk; ich habe Befehl gegeben, daß die ersten Kapüte, die von Basel aus geliefert werden, Ihnen zukommen. Geben Sie mir oft von Ihnen Nachricht. Gruß und Freundschaft. M."

Die Hoffnung, welcher Donzelet in seinem Berichte vom 11. Frimaire Raum gab, daß die Wunde Abbatucci's keine tödtliche sei, war nicht von langer Dauer. Am 12. schrieb er bereits aus dem Hauptquartier Blotzheim an den General Reynier:

„Wir sind in tiefer Trauer, mein General. Heute Mittags halb ein Uhr ist General Abbatucci an den Folgen seiner Verwundung gestorben.

Sein letzter Seufzer galt seinem Vaterlande und seinen Freunden. Dieser Verlust ist groß und es ist schwer, einen so verdienstvollen Offizier zu ersetzen. Wir werden ihm alle möglichen militärischen Ehren erweisen. Unsere Herzen und unsere Pflicht verhalten uns dazu."

Gleichen Tages schrieb er noch an den General Moreau:

„Der brave Abbatucci ist nicht mehr unter uns! Heute Mittags gab er seinen letzten Seufzer von sich. Indem er verschied, gingen seine Wünsche auf den Triumph unserer Heere und das Gedeihen der Republik. Es ist schmerzlich für mein Herz, Ihnen den Verlust eines Offiziers von so seltenem Verdienste melden zu müssen, der dem Vaterlande mit so großem Eifer und mit solcher Hingebung diente. Was seine Schmerzen in den letzten Augenblicken seines Lebens milderte, war die Gewißheit, den Feind besiegt zu haben. Er besaß eine schöne Seele, er war ein guter Bürger; sein Angedenken soll allgemein geehrt werden. Die Thränen seiner Waffengefährten und seiner Freunde sind ein schwaches Zeugniß ihrer Trauer."

Am 13. Frimaire erstattete Donzelot folgenden Rapport an den Oberkommandanten Moreau:

„In der heutigen Nacht und während des heutigen Tages ist nichts Außerordentliches vorgefallen. Der Feind ist ruhig und seine Batterien schweigen.

„Gegen Mittag ist General Abbatucci mit allen militärischen Ehren beerdigt worden. Nichts flößte so viel Schmerz und religiöses Gefühl ein als diese Ceremonie." Donzelot fügte diesem Bericht noch bei, daß man sich allgemein verwundern müsse, wie der Feind nicht beabsichtigt habe, sich der Verwundeten zu bemächtigen."

General Moreau, der Sieger von Mörskirch und Hohenlinden, hat dem auf dem Felde der Ehre gefallenen General 1802 ein bescheidenes Denkmal erstellen lassen, zunächst der Straße von Basel nach Hüningen, wo dessen Gebeine ruhen. Dasselbe trug folgende Inschrift:

L'Armée du Rhin
commandée par le général Moreau
à son retour de l'Allemagne en l'an IX.
A la Mémoire du général
Abbatucci
mort des suites des blessures
qu'il a reçus en défendant la tête de pont
d'Huningue
le X. frimaire An V.

Dieſes Mauſoleum blieb in der Belagerung von 1813/14 der Feſtung von den Geſchützen glücklich verſchont; bei der Belagerung von 1815 wurde es mit den Wällen der gefürchteten Grenzfeſtung zerſtört, im Jahre 1828 aber wieder hergeſtellt.

Dasſelbe ſtand früher auf einem freien Platze an der Straße von Hüningen nach St. Louis; heute ſind Fabriken und Kohlenlager in ſeiner Nähe und verunſtalten den Platz. Das Denkmal beſteht aus einem Sockel, einem Poſtament und einem Obelisk. In das Poſtament ſind Reliefplatten eingelaſſen mit folgenden Reliefs.

Gegen Hüningen: Der Kampf mit den Oeſterreichern auf dem Brückenkopf. Abbatucci im Mittelpunkt. Links ein Sterbender. Links und rechts kniende und ſtehende Soldaten im Feuer.

Gegen St. Louis: Abbatucci verwundet in die Arme de Foy's fallend; ein Soldat eilt ihm zu Hilfe. Fünf Soldaten vertheidigen die Baſtion.

Die Inſchrift lautet:

Au
Général Abbatucci,
mort pour la patrie.

---

A peine à l'âge de 26 ans
et déjà l'emule de plus illustres capitaines
il termina sa glorieuse
mais trop courte carrière
le 2. Décembre 1796,
en défendant la tête de pont d'Huningue.

---

Ce monument élevé en 1801 par le général Moreau
au nom de l'Armée du Rhin et Moselle
avait été détruit en 1815,
la reconnaissance publique l'a rétabli
en 1828.

---

Der Tod Abbatucci's wurde in weiten Kreisen verspürt; dieser Offizier war eine der glänzendsten Hoffnungen der französischen Armee; diese von Allen zugestandene Wahrheit wurde insbesondere von seinem Waffengefährten und Freunde General Foy ausgesprochen, wenn er sagt: „In jener an schönen Talenten und großen Charakteren fruchtbaren Zeit habe ich keinen bemerkenswerthern Mann gekannt als Abbatucci, der für Frankreich so Vieles versprach. Ein tödtlicher Schuß entriß ihn zu früh der Berühmtheit, die ihn erwartete; er starb beweint von den Seinen und geachtet von Denen, die er bekämpfte."

Man findet dieses Lob wiederholt in einem Briefe vom 19. Februar 1819 an den „Constitutionnel", bei Anlaß einer Subskription, welche die Einwohner von Hüningen eröffneten, um das Denkmal, das dem tapfern Vertheidiger der Stadt von Moreau erstellt worden war, wieder aufzurichten. Es heißt in dem betreffenden Briefe: „Heute haben sich die österreichischen Soldaten von unserer Grenze entfernt; Frankreich lebt wieder auf zur Unabhängigkeit und Ehre; es ist dies der Moment, wo es uns zur Pflicht wird, die Asche eines Helden zu sammeln und die Erinnerung an einen Feldherrn neu aufleben zu lassen, der ein Mann von Geist, ein furchtloser und tapferer Soldat und guter Bürger war."

## IX.

Vor Hüningen zeichnete sich der Kapitain Foy namentlich bei dem Ausfall vom 30. November (9. Frimaire V.) aus, bei welchem Abbatucci fiel. Der General war benachrichtigt worden, daß in dieser Nacht die Oesterreicher beabsichtigen würden, das Halbmondwerk durch einen Angriff zu überrumpeln und daß die Kanonenschüsse hiezu das Zeichen geben würden. Da indessen die gleiche Anzeige schon mehrmals gemacht wurde, ohne daß den Worten die Ausführung gefolgt wäre, so wurde man sorglos und schützte sich nicht genugsam durch Verstärkung der Wachtposten.

Am Abend fanden sich mehrere Offiziere im Zelte Abbatucci's ein, die ihm besonders zugethan waren und an denen er mit wahrer Freundschaft hing; unter diesen befand sich auch der Kapitain Foy. Abbatucci las ihnen das zehnte Buch der Aeneis vor. Um 11 Uhr ertönte ein Schuß. Foy erhob sich mit dem Rufe: „Das gilt zum Angriff!" Der General erklärte: „Warten wir den zweiten Schuß ab!" Als dieser ertönte, erhob sich Alles. Abbatucci, der noch seinen Virgil in den Händen

hielt, beendigte seine Lektüre durch die bezeichnenden Worte des Dichters, die für ihn wie ein letztes Lebewohl klangen:

Ultor eris mecum, aut, aperit si nulla viam vis, Occumbes pariter. *

Alle stürzen aus dem Zelte. Der dritte Kanonenschuß erdröhnt durch die Luft und im gleichen Augenblicke auch das Geschrei der durch den Angriff überraschten und durch die Bajonnete des Feindes verwundeten französischen Soldaten. Man greift zu den Waffen; die größte Unordnung herrscht, alles schießt auf's Gerathewohl und ohne Richtung. Der Kapitain Foy stürzt nach dem Halbmondwerk, läßt das Feuer einstellen und sammelt seine Kanoniere, er stellt die Ordnung wieder her und trifft Vorkehren der Vertheidigung für den entscheidenden Augenblick, indem er mit ziemlich kaltem Blute den Angriff des Feindes und seine Wirkungen prüft. Bei der Helle, welche das Feuer der linken Flanke des Hornwerks verbreitet, bemerkt er, wie sich zwischen dem schweizerischen Grenzgebiet und dem französischen Vorwerk eine gewaltige Kolonne ungarischer Grenadiere bildet, deren Richtung unzweifelhaft auf den Punkt gelenkt schien, auf dem er sich befand. Der Kapitain ließ die Kolonne heranrücken, richtete alle Geschütze auf sie und ließ dann feuern. Diese plötzliche Kanonade brachte in die mit aller Sicherheit marschirende Kolonne die größte Verwirrung; ein Theil derselben stürzt sich in den Graben des Werkes, der Rest stäubt auseinander und zerstreut sich über das Schweizergebiet. Indessen wurden die im Graben befindlichen Ungarn weder durch die Gewehrschüsse noch durch das Kartätschenfeuer erreicht und sie begannen deßhalb aufgemuntert durch einige Offiziere eine Ersteigung des Werkes von der linken Flanke aus. Aber Kapitain Foy, der auf die Brustwehr gestiegen war, hatte bemerkt, wie die Masse der Feinde im Graben sich anschickte, den Mauermantel mittelst Leitern zu erklettern; da er unter solchen Distanzverhältnissen seiner Geschütze sich nicht mehr bedienen konnte, nahm er eine Bombe, zündete sie an und ließ sie in den Graben hinunter fallen. Kapitain Foy schreibt dagegen selbst die Initiative zu diesem für die Feinde verderblichen Bewerfen mit Brandbomben dem Brigadier Louis Rheine, einem

* Nach der von Abbatucci gemachten Anwendung des Trojaner Kampfes auf den beginnenden Kampf wollte der General ungefähr sagen: Ihr werdet mit mir das Unglück des Vaterlandes rächen, oder wenn der Muth und die Kraft uns keine Mittel mehr bieten für den Triumph, mit mir sterben zu der nämlichen Stunde.

seiner Unteroffiziere zu. Sei dem wie ihm wolle, das Beispiel fand Anklang und während einer vollen Viertelstunde richteten diese Handgeschosse ein fürchterliches Blutbad unter den Feinden an. Andere Kanoniere bemächtigten sich ihrer Setzkolben und Wischer und der Richthebel, stiegen auf die Brustwehr und stürzten in den Graben hinunter, wer es wagte, mittelst der Leiter sich zu nahen. Der Angriff von dieser Seite war gescheitert und die Feinde verließen das Werk, nachdem sie viele ihrer Kameraden todt oder verwundet hatten zurücklassen müssen. Indessen gaben sie den Erfolg noch nicht auf; sie umgingen die Lünette und drangen durch die Kehle wieder in das Werk ein. Dieser Umstand nöthigte den Kapitain Foy und seine Kanoniere, sich in das Hornwerk zurückzuziehen.

Indessen sollte die Lünette wieder genommen werden. General Abbatucci und Kapitain Foy verließen mit einem Dutzend Kanoniere und einer Handvoll Grenadiere das Werk, passirten die Brücke und marschirten auf die Lünette zu. Die Helle, welche das Kanonenfeuer verbreitete, zeigte gleichzeitig den Oesterreichern das Vorrücken des kleinen Trupps, aber auch Abbatucci wurde gewahr, daß die Lünette von Feinden angefüllt war und daß er es nicht wagen durfte, mit den wenigen Leuten einen Handstreich zu unternehmen. Er kehrte daher mit denselben in das Hornwerk zurück und richtete ein wohlgezieltes Feuer auf die ebene Fläche des Walles der Lünette; die Oesterreicher, von Neuem in ihrer Stellung bedroht, verließen dieselbe mit Zurücklassung vieler ihrer Leute.

Bei Tagesanbruch besichtigten General Abbatucci und Kapitain Foy das Vorwerk, um sich von dem Resultate des Angriffs zu vergewissern; beide stiegen auf die Brustwehr. Ein ungarischer Grenadier, den seine Wunde im Graben zurückhielt, richtete sich auf und gab einen Schuß auf den General ab. Abbatucci fühlte sich tödtlich getroffen und sank in die Arme des Kapitains, den er zum Vollstrecker seines letzten Willens machte.

Chateauneuf in seiner Geschichte des General Moreau erzählt Abbatucci's Tod folgendermaßen: Abbatucci wurde auf den Wällen von Flintenkugeln seiner eigenen Soldaten getroffen. Andere haben gesagt, fügt er bei, daß die Ausgewanderten, gegen die er sich unbeugsam gezeigt, als er sie bei Bregenz zu Gefangenen gemacht, ihn erschossen hätten. Das Richtigste ist wohl, was General Donzelot in seinem Berichte schreibt.

# Brugg als Terrainkurort.

Von **Edmund Haege.**

Ob sich das Städtchen Brugg im Aargau als Terrainkurort eignen dürfte, ist eine Frage, die wir nach reiflicher Ueberlegung bejahen müssen.

Seit dem „schwarzen Tode", welcher hier bei seinem heftigsten Auftreten vom September 1667 bis Januar 1669 fünfhundert und achtzehn Menschenleben dahin raffte, ist geschichtlich keine größere Epidemie bekannt, welche unsere Gegend heimgesucht hätte. Die damaligen Lebensverhältnisse und der Stand der Heilkunde erklären die schrecklichen Verwüstungen. Die Cholera, welche in späteren und letzten Dezennien nicht so gar ferne von hier ihre Opfer forderte, ist nicht an uns herangetreten, und wenn sie auch eingeschleppt worden wäre, so hätten die jedesmal getroffenen sanitarischen Vorsichtsmaßregeln gegen intensiveres Auftreten gewiß das Ihrige vermocht.

Nicht gar eine Stunde von hier (erste Eisenbahnstation) befinden sich die weltberühmten Bäder von Schinznach in einer ebenfalls gleichbeschaffenen gesunden Lage, wo nebst direkter Einwirkung durch die Heilquellen auch das gesunde Klima den Hilfesuchenden Erleichterung und Heilung verschafft.

Das Städtchen Brugg, seit bald 40 Jahren ein eidgenössischer Waffenplatz, also auch in dieser Hinsicht erfahrungsgemäß „gefeit", unmittelbar am südlichen Abhang der Jura-Ausläufer über der Aare gelegen, bietet mit seiner Umgebung viele landschaftliche Annehmlichkeiten. Als Eisenbahnknotenpunkt (nach vier Richtungen: Zürich, Luzern, Aarau-Bern, Basel) gewährt es leichten Verkehr; agrikole Begangenschaft der Umgebung beeinflußt gesunde Ernährung; das Terrain, abwechselnd von der Ebene aus in sanft ansteigenden Wellen, ist günstig für alle möglichen Variationen der gesundheitlichen Stärkung. Hiefür sprechen namentlich die verschiedenen (in Meterhöhe über Meer angeführten) folgenden Punkte: der Brugger Berg (400—520 Meter) mit großartiger Alpenaussicht (wovon nunmehr ein Panorama durch die lithographische Kunstanstalt von Hofer und Burger

in Zürich erstellt ist), mit den von der Forstverwaltung wohlangelegten Waldwegen und Ruheplätzen; die am östlichen Ausläufer des Brugger Berges weithin sichtbare schmucke in gothischem Styl erbaute Kirche von Rein (400); der Wanderer wird, um an den blauen Rhein und in die schön gelegene alte Waldstadt Waldshut zu gelangen, vielleicht eine stündige Nachenfahrt auf der Aare, an der Ruine Freudenau, dem Schlosse Böttstein vorbei, in Döttingen oder Klingnau kurze Rast haltend, von der hochgelegenen Kirche Leuggern (348), der alten Johanniter-kommende links, von der Burgruine Derer von Tegerfelden, am Ausgange des romantischen Surbthales rechts begrüßt, vielleicht einer Eisenbahnfahrt vorziehen und benützt letztere zur schnellern Heimkehr an den Ausgangspunkt; der Bötzberg mit abwechselndem Terrain von Wald, Feld, Wiesen und freundlichen Ortschaften und Gehöften, zum Begehen durch die sanft ansteigende Baslerstraße vermittelt, an welcher der berühmte Aussichtspunkt „die vier Linden" (516), der gastliche Aufenthaltsort Stalden (573), die fünfhundertjährige Linde bei Linn (583); weiterhin in nördlicher Richtung des langgestreckten Geißbergs westliche Endspitze (710) mit Aussicht auf die Hochebene des Schwarzwaldes bis zum Feldberg, dem Blauen und Belchen, das Albthal, die Höhenzüge am Wiesenthal, das Rheinthal bis Basel und weiter noch zu den Vogesen (Ballon d'Alsace); die östliche Spitze des Geißbergs über dem freundlich gelegenen weinbauenden Dorfe Villigen mit den hochoben ragenden Ruinen des Besserstein's (552); tief unten die Vereinigung der Aare mit Reuß und Limmat; im Osten die anmuthige Siggenthal-Ebene (370), sonnig über der von Baden herströmenden Limmat gelegen; der nahe Kurort Baden selbst in so leichter Verbindung, die Hochebene des Martins- oder Schwabenberges (510 — 540), die sanft ansteigenden Höhen von Gebensdorf (435); im Süden der wundervolle Aussicht bietende Lindhof (435), die Schambeln, geologisch wichtiger Punkt über der Reuß; die wohlbekannte Habsburg (513), mit prächtiger Rundsicht; im Dorfe Birr das Denkmal Heinrich Pestalozzi's; über der Ebene des Birrfeldes das Schloß Brunegg (557); am andern Ende des Kestenberges das Schloß Wildegg (440), mit weiter Aussicht nach den südlich gelegenen Alpen und den westlichen Jura-Kuppen des Hauensteins; Stadt und Schloß Lenzburg (508); am linken Aarufer das Schloß Wildenstein (407), und im Südwesten von Brugg aus, als

Schluß des Cirkels, die Gysulafluh (773) für Solche, welche durch längern Aufenthalt und Wandern durch die Thäler und über die Hügelreihen, an den Rebgeländen des lieblichen Aarthales von Villnachern, Schinznach, Oberflachs, Kasteln und Thalheim mit dem alten Burggemäuer von Schenkenberg (632) vorbei neugestärkt diese Höhe ohne Mühe erreichen können und mit großartiger Fernsicht belohnt werden — von Brugg aus — Alles in radialer Entfernung von 1½ Stunden durch Vermittlung der Eisenbahnen.

Dem Geschichtsfreunde treten in der klassischen Gegend von Vindonissa und Königsfelden (letzteres mit der rühmlichst eingerichteten und geleiteten Irrenanstalt), von Habsburg und den übrigen Alterthümern, Schlössern und Burgen aus römischer, mittelalterlicher und neuerer Zeit anziehende Bilder entgegen, die ihm die Geschichte der Vergangenheit vergegenwärtigen.

Dem Freunde der Natur gewährt Brugg und Umgebung reichen Stoff zur Belehrung und Unterhaltung; es bieten die Flora der Höhenzüge und Thäler dem Botaniker, die Fauna der Gewässer, des Waldes und Feldes dem Zoologen, die eigenartigen Formationen des Jura dem Geologen, der in unserem Gelände rationell betriebene Land- und Rebbau, die Forstkultur dem Oekonomen, die in der Nähe von Brugg großartig angelegten Wasser-Motoren der Reuß und Limmat und der Fabriketablissemente in Windisch und Turgi dem Industriellen hinlänglich Stoff, die Zeit eines Luftkuraufenthaltes angenehm zu machen.

Im Städtchen Brugg selbst haben die Gasthöfe und sonstigen wirthschaftlichen Einrichtungen genügenden Raum und geeignete Privatwohnungen würden sich ebenfalls noch finden, um gesundheitsuchende Gäste willkommen zu heißen.

Wenn auch unser gesellschaftliches Stillleben nicht für Alle anlockend sein dürfte, die auf hochgehenden Wogen des großstädtischen Lebens zu fahren gewohnt sind, so finden vielleicht doch Einzelne gerade in solchem Fahrwasser die nöthige Ruhe und Zufriedenheit. Das Metronom des Lebensrhythmus stellt sich ein Jeder in gesunden und kranken Tagen selbst.

# Politischer und bürgerlicher Zustand des Frickthals vor hundert Jahren.

Von Bürgermeister **Karl Feyer** in Rheinfelden.*

Bis zur Zeit des Lüneviller's Frieden hat das Frickthal, als ein Bestandtheil des Breisgau's, dem Hause Oesterreich angehört. Das Breisgau bildete mit den schwäbisch-österreichischen Landen, der Ortenau und der Grafschaft Falkenstein, die österreichischen Vorlande. Wir haben es jedoch hier nur mit dem Breisgau zu thun, welchem das Frickthal angehörte. Die unmittelbare Landesadministration des Breisgau's war einer Provinzial-Regierung übertragen, welche ihren Sitz zu Freiburg hatte, und welcher, in Beziehung auf ihren Wirkungskreis, alle Aemter und einzelne Beamte des Landes unterstellt waren.

Das Regierungspersonal bestund aus einem Präsidenten und sechs Räthen, welche insgesammt von dem kaiserlich österreichischen Hof in Wien, jedoch fast immer aus Landesangehörigen Vorderösterreichs erwählt wurden.

Diese Provinzial-Regierung hatte alle Zweige der öffentlichen Verwaltung, mit Ausnahme der Justizpflege, selbst zu besorgen oder zu beaufsichtigen; jedoch bei Gegenständen, welche ihre begrenzte Regierungsbefugniß überstiegen, die höhere Entscheidung oder Genehmigung bei der kaiserlichen Hofstelle einzuholen.

Für die Civilgerichts- und die Strafrechtspflege bestunden drei Gerichtsinstanzen: die erste derselben war dem einzelnen Justizbeamten, den Aemtern und Oberämtern in allen Theilen des Landes zuständig; in zweiter Instanz hatte das Appellationsgericht zu Freiburg aus einem Präsidenten und vier Appellationsräthen bestehend, zu richten und Recht zu sprechen; in dritter Instanz der oberste Gerichtshof in Wien.

Außer diesen Gerichtsbehörden bestund im Breisgau noch eine besondere Gerichtsstelle für den Stand der Prälaten und geistlichen Korpora-

* Geschrieben in den Dreißiger Jahren. Das Original liegt im Staatsarchiv in Aarau.

tionen, für den Adels- und Ritterstand und für die Städte als Dominien unter dem Namen Landrecht.

Diese Gerichtsbehörde für die benannten privilegirten Stände und Korporationen, ein ganz aristokratisches Institut, ebenfalls aus einem Präsidenten und vier Landrechtsräthen bestellt, war jedoch blos eine Gerichtsstelle erster Instanz, von welcher Rekurse und Appellationen, wie bei allen andern Rechtsstreitigkeiten und Strafrechtsfällen, an das allgemeine Appellationsgericht und die oberste Justizstelle zu wandern hatten.

So wünschbar für wichtige Rechtsfälle ein dreiinstanzlicher Gerichtsstand auch sein mochte, so war doch der Rekurs an die dritte Instanz zu Wien mit vielem Zeit- und Kostenaufwand verbunden. Eine größere Gewähr für sicheres Recht konnte in der allgemeinen Landesordnung gefunden werden, daß alle Justizbeamte ohne Unterschied, mochten sie aus sich allein, oder in einem Kollegium zu richten und Recht zu sprechen haben, nicht nur die Rechtswissenschaft absolvirt, sondern auch die allgemeine juridische Konkursprüfung bestanden, und das für jede Richterstelle erforderliche Wahlfähigkeitszeugniß erhalten haben mußten.

* * *

Die dem Frickthal vorgesetzten unmittelbaren Amtsbehörden waren das Kameral-Oberamt Rheinfelden und das Obervogteiamt Laufenburg. Jenes hatte seinen Sitz zu Rheinfelden und bestund aus einem Oberamtmann, einem Rentmeister und einem Landschreiber. Die oberamtliche Wirksamkeit erstreckte sich, ohne Absonderung der Gewalten, auf alle Justiz-, Polizei- und Kameral-Geschäfte, welche das Oberamt kollegialisch zu behandeln und zu erledigen hatte. Jedoch waren jedem Mitglied desselben besondere Geschäftszweige zugewiesen, die dieses immer in seiner Amtsbefugniß zu besorgen oder als Referent bei versammeltem Oberamt zur Erledigung zu bringen hatte. So stunden die Justiz- und Polizeigeschäfte vornehmlich der Obsorge des Oberamtmanns zu; dem Landschreiber die gerichtspolizeilichen und kanzleiischen Ausfertigungen, dem Rentmeister die Rentamtskasse, Geld- und Naturalgefälle, nebst dem Forst- und Straßenwesen.

Die Kameral-Herrschaft Laufenburg hatte blos einen landesfürstlichen Beamten mit dem Titel eines Obervogts, der seinen Wohnsitz in Laufenburg erhielt, wo er zugleich bei dem dortigen Stadtrath den Vorsitz zu führen und die Justizgeschäfte zu besorgen hatte. Seiner eigentlichen Amtsgewalt als Obervogt waren nur die drei Gemeinden Kaisten,

Ittenthal und Sisseln untergeordnet, wo er die hier dem Landesfürsten zugestandene niedere Gerichtsbarkeit auszuüben hatte.

Dieses Obervogteiamt über besagte drei Gemeinden wurde nach erfolgter neuer Organisation der städtischen Behörden wie vormals dem Schultheiß oder dem jeweiligen Syndikus von Laufenburg übertragen. Von dieser Zeit an verschwand die besondere Amtsstelle eines Obervogts der Herrschaft Laufenburg, indem dessen Verrichtungen von beschränktem Umfang gegen eine mäßige landesherrliche Entschädigung an den Syndikus der Stadt Laufenburg übergingen.

Die Städte Laufenburg und Rheinfelden besaßen über ihren Gemeindebann die Gerichtsbarkeit, welche vom dortigen Stadtrath besorgt und ausgeübt wurde.

In Gemäßheit der von Kaiser Josef Anfangs der Achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts allen breisgauischen Städten gegebenen neuen Organisation, bestund jeder Stadtrath aus einem, von der Regierung bestätigten Bürgermeister (der vorhin den Titel Schultheiß führte) und aus vier von der Gemeinde gewählten Räthen; seiner amtlichen Obsorge und Verwaltung waren sämmtliche Gemeindegüter und Rechte, so wie die örtliche Justiz und Polizei anvertraut. Für die Justiz- und Polizeigeschäfte war jedem Stadtrath ein geprüfter und amtsfähiger Justizbeamter als Syndikus beigegeben, der als Referent in allen Justiz- und Strafrechtsfällen dem Stadtrath seine Gutachten zu erstatten hatte; jedoch besaß derselbe hierin keine eigene Kompetenz, sondern blos Sitz und Stimme im Rath.

In allen Gemeindeangelegenheiten ohne Unterschied hatte eine kollegialische Berathung und Verhandlung statt, und die Mehrheit der Stimmen entschied. Alle Beschlüsse, Entscheide und Verordnungen wurden unter der Fertigung des Stadtraths mit der Unterschrift des Bürgermeisters erlassen.

Ein von der Gemeinde außer dem Rath erwählter Seckelmeister hatte die städtische Kasse zu führen, und unter unbedingter Bürgschaft darüber Rechnung abzulegen. Von einem Stadt- oder Rathsschreiber wurden die Kanzleigeschäfte besorgt. Diese beiden Stellen konnten miteinander vereinigt werden.

Die Städte Rheinfelden und Laufenburg besaßen noch verschiedenartige, von ihren Landesfürsten erhaltene Privilegien und Konzessionen, wie Ortszölle, Pflastergeld, Wein-Ohmgeld u. dgl. mehr, welche Vorrechte aber sammt der besessenen Ortsgerichtsbarkeit, in Zeit-, Länder- und Regierungswechsel verloren gegangen sind.

Das vormalige Frickthal bestand damals, wie gegenwärtig, aus größern und kleinern Gemeinden und Ortschaften, mit einzelnen dahin gehörenden Höfen, welche ihre besondern Gemeinds- und Ortsbürgerrechte und Gemeindseigenthum besaßen, woran nur die Ortsbürger mit bürgerlichem Genuß Antheilhaber waren. Das Gemeindevermögen insgesammt wurde von der Ortsvorsteherschaft beaufsichtigt und verwaltet; ein Seckelmeister führte die Gemeindskasse und hatte der Gemeinde darüber Rechnung zu stellen. Jeder österreichische Unterthan war befugt, in jeder beliebigen Gemeinde sich haushäblich niederzulassen und da gesetzlicher Ordnung gemäß sein Gewerbe zu treiben, ohne hiefür eine besondere Einsassengebühr entrichten zu müssen; auf den Mitgenuß an dem Gemeindegut hatte er hingegen keinen Anspruch. Ein solcher Einsaß mußte überhaupt als ein Landesburger angesehen und behandelt werden, und er war bloß der Theilnahme an den Ortspolizei-Ausgaben und Leistungen, sowie den allgemeinen Landes- und Herrschaftssteuern unterworfen.

Die Vorsteherschaft jeder Landgemeinde bestund aus drei, höchstens fünf Vorgesetzten; der erste Vorsteher führte den Amtstitel Stabhalter oder Vogt, so wie es jeden Orts herkömmlich und obrigkeitlich geordnet war; die übrigen Vorgesetzten hießen Geschworene. Der Vogt oder Stabhalter bewahrte das Gemeindesiegel, und führte überall, wo es erforderlich war, den bürgerlichen Gemeindestab amtsgemäß, und zwar immer fest und recht; an ihn wurden alle obrigkeitlichen Kundmachungen, Eröffnungen und Befehle erlassen; die Geschworenen waren bei all' diesen Amtsverrichtungen seine Gehilfen und nöthigenfalls seine Stellvertreter.

Die Stabhalter und Vögte wurden auf Vorschlag der Gemeinden von dem herrschaftlichen Oberamt ernannt, verpflichtet und in ihr Amt eingesetzt. Die Gemeindegeschworenen hingegen wählte die Gemeinde selbst; das Oberamt hatte sie bloß zu bestätigen und in seine Amtskontrolle einzutragen. Periodische Erneuerungswahlen oder Amtswechsel hatten bei den Gemeindebeamten sowie bei allen österreichischen Staatsbeamtungen keine statt. Die Gemeindevorsteher, Vögte, Stabhalter und Geschworene blieben, wenn auch nicht ausdrücklich auf Lebenslang gewählt, so lange an ihren Stellen, als sie nicht aus freiem Willen davon zurücktraten, oder aus legalen Gründen von dem hiezu befugten Amt davon abgerufen oder gerichtlich entsetzt wurden.

Bei den Landgemeinden hatte keine gewöhnliche kollegialische Geschäftsbehandlung statt; deßwegen wurden über die minder bedeutenden Gemeinde-

Angelegenheiten keine Rathsprotokolle geführt. Jedem Stabhalter, Vogt und Geschwornen wurden ein oder mehrere Geschäftszweige übertragen, und jeder war für seine Verrichtungen persönlich verantwortlich. Ueber ihnen stand das Oberamt als unmittelbare Oberaufsichtsbehörde, mahnend, warnend, hilfegewährend, und nach Umständen auch strafend. In dazu geeigneten Gemeinde-Angelegenheiten gingen die Amtsberichte, so wie die Rekurse der Gemeinden und einzelner Gemeindebürger an die Regierung nach Freiburg.

---

In Gemäßheit der vormaligen Breisgau Landständischen Verfassung, in welcher auch das Frickthal inbegriffen war, und welche wir hienach ausführlicher behandeln werden, war noch für jede der beiden Landschaften, Frickthal und Möhlibach so wie für die zur Herrschaft Rheinfelden gehörige überrheinische Landschaft Rheinthal, ein besonderer Beamter aufgestellt, Obervogtei-Verwalter, er hatte sowohl bei dem Oberamt als bei den Landständen die Landschaft zu vertreten; auch die vom erstern in geeigneten Fällen an ihn erlassenen Aufträge in Vollzug zu setzen.

Derjenige des Frickthals befand sich die längste Zeit in Frick, und jener des Möhlibachs in Möhlin, woselbst die hiezu tüchtigen Männer auserwählt wurden, welche jedoch auch in einem andern Orte der Landschaft gesucht und gefunden werden konnten. Die Ernennung der Obervogteiverwalter stund dem Oberamt zu, auf gutächtlichem Vorschlag sämmtlicher Gemeindevorsteher jeder Landschaft.

Diese Obervogteiverwalter waren eigentlich politische Agenten der breisgauischen Landstände, ihre Verrichtungen beschränkten sich daher auf die landständischen Angelegenheiten, mit ortsbürgerlichen Geschäften hatten sie sich nicht zu befassen.

---

## Landständische Verfassung im vormals österreichischen Breisgau.

Im allgemeinsten Sinn des Wortes stellen Landstände oder Stände des Landes das Land selbst vor; sie haben das Recht, in Landesangelegenheiten durch Repräsentanten zusammen zu treten und Beschlüsse zu fassen.

Die breisgauischen Landstände bestunden aus drei Klassen der Staatsangehörigen, nämlich: 1) aus dem Stande der Prälaten, zu welchem

auch die Universität zu Freiburg gehörte; 2) aus dem Ritterstand; und 3) aus dem Stande der Städte und Landschaften.

Der dritte Stand des obern Rheinviertels, zu welchem das Frickthal gehörte, bestund aus den Städten: Waldshut, Laufenburg, Rheinfelden und Säckingen mit Wehr, den Landschaften der Herrschaft Rheinfelden, Laufenburg und der Grafschaft Hauenstein.

Zum Prälaten-Stand gehörte das Chorherrenstift in Rheinfelden und das Damenstift Olsberg.

Den so gestalteten Ständen des Breisgau's kam die ökonomische Verwaltung des Landes zu. Zu diesem Zwecke hatte sie eine organische Einrichtung, welche A. aus einem landständischen Deputations-Konvent, und B. aus einem landständischen Konseß bestand.

A. Der Deputations-Konvent, aus den sämmtlichen Deputirten aller drei Stände des Landes bestehend, besaß und übte die obern ständischen Befugnisse hinsichtlich der ökonomischen Verwaltung des Landes aus. Er hatte daher die dahin bezüglichen Direktivregeln aufzustellen. Dieser große Konvent war aber keine Hoheits- oder gesetzgebende Behörde, sondern eine obere Verwaltungsstelle für bestimmte Einnahmen und Gefälle, sowie für die Abgaben und sonstigen Leistungen, welche das Land an den Landesfürsten und an verschiedene Institute zu machen hatte.

Zu den ständischen Landesgefällen gehörte das Weinohmgeld, Salzaccis, Papierstempel, die alljährlich auszuschreibende ordinäre Dominikal- und Rustikalsteuer, eine auf die grundherrlichen Rechte und Gefälle und alles Grundeigenthum verlegte, sehr mäßige Grund- und Vermögenssteuer.

Die ordinäre Grund- und Dominikalsteuer, wie sie in letzter Zeit der österreichischen Regierung im Frickthal bestimmt war, ist folgendermaßen bezogen worden:

Bezirk Rheinfelden.
Von sämmtlichen Gemeinden.

| | |
|---|---|
| a. Rustikalsteuer in runder Zahl . . . | fl. 4840 |
| b. Dominikalsteuer . . . . . | „ 493 |
| c. Von den Pfarreien . . . . . | „ 371 |
| | fl. 6218 |

Bezirk Laufenburg.
Von sämmtlichen Gemeinden.

| | |
|---|---|
| a. Rustikalsteuer in runder Zahl . . . | fl. 4111 |
| b. Dominikalsteuer . . . . . | „ 493 |
| c. Von den Pfarreien . . . . . | „ 371 |
| | fl. 4975 |

Die Gesammtsteuer des Frickthals betrug demnach in runder Zahl 11,193 fl.

Aus dem Ertrag dieser verschiedenen Einnahmen hatten die Stände die an den Landesfürsten zu entrichtende Abgabe unter dem Namen miliare ordinarium (auch contributionale genannt) zu bestreiten, so wie ihre eigenen Landesverwaltungskosten, welche sich jährlich auf etwa 40,000 fl. beliefen.

Das Recht, eine von dem Landesfürsten begehrte außerordentliche Landessteuer zu bewilligen und auszuschreiben, kam ebenfalls ausschließlich dem landständischen Deputations-Konvent zu. Ein solches durch außerordentliche Zeitumstände herbeigeführtes Begehren pflegten die breisgauischen Landstände niemals zu verweigern oder gänzlich abzulehnen; hingegen ward zu verschiedener Zeit die Ermäßigung solcher Steuerforderung, je nach Umständen auf die Bedrängnisse und große Noth des Landes begründet, nachgesucht, und von dem Landesfürsten auch zeitgemäß gewährt. Diesem Recht der Steuerausschreibung stund auch das nicht minder beschwerliche Recht zur Seite, nach Erforderniß für das Land Schulden kontrahiren zu dürfen.

Durch die langjährigen Kriege sind die landständischen Schulden, unter den verschiedenen Namen von Dominikal- und Aerarial-Obligationen und Zuschuß-Kapitalien bis zum Monat März 1801 auf 2,635,613 und die rückständigen Zinse davon auf 88,099 Gulden angestiegen.

Der landständische Deputations-Konvent versammelte sich in der Regel nur ein Mal des Jahres, wenn nicht außerordentliche Umstände auch eine außerordentliche Versammlung erheischten. Das ständische Landhaus zu Freiburg war dessen Versammlungsort.

B. Der landständische Konseß war ein Ausschuß von allen drei Ständen, welcher die ihm zustehende Landesverwaltung bestimmten Vorschriften gemäß zu besorgen hatte. Er bestund aus einem Präsidenten, welcher vom Landesdeputations-Konvent gewählt, nur von dem Landesfürsten bestätiget wurde, und aus zwei Mitgliedern von jedem Stande, Assessoren genannt. Der erste und dritte Stand wählten aus ihrer Mitte ihre zwei Assessoren; die des zweiten Standes, die Ritter, turnirten zu zwei und zwei. Die Mitglieder des Konsesses bezogen ihre fixen Besoldungen aus der ständischen Domestikalkasse. Der Konseß hielt seine Sitzungen von 14 zu 14 Tagen im Landhaus, wo er seine eigene Kanzlei hatte; diese war einem Syndikus untergeordnet, welcher die land-

ständischen Geschäfte zu führen und zu beaufsichtigen hatte; ihm war ein Einnehmer, ein Buchhalter und das übrige nothwendige Kanzleipersonal beigegeben.

Auch die Erhebung der Bevölkerung und des Viehstandes gehörte zum Geschäftskreis der Landstände. Aber wichtiger, besonders für die persönliche Freiheit der jungen Bürger, war die dem Breisgau im Jahre 1791 auferlegte Verpflichtung der Landstände, das sogeheißene vorderösterreichische Landesregiment, im Verein mit den schwäbisch österreichischen Ständen, in kompletem Stand von 3600 Mann zu erhalten und in Kriegszeiten 200 Mann Rekruten zur Kavallerie zu liefern. Diese Rekrutirung war jedoch rücksichtlich des Standes der Bevölkerung keineswegs drückend, da sie mit keiner Konskription verknüpft, und das Land sogar, auch ohne Rekrutenspiel, wie es sonst geübt wurde, die von Zeit zu Zeit erforderlichen wenigen Rekruten aus sittenlosen und verwilderten jungen Leuten zu wählen befugt war, denen die militärische Subordination zu einem angemessenen sittlichen Kurmittel werden konnte. Weniger ersprießlich war dem Land die Erbauung und Unterhaltung einer Kaserne zur Aufnahme von etwa 1000 Mann und des für sie erforderlichen Militär-Spitals.

Den Rechten der breisgauischen Landstände und ihrer organischen Wirksamkeit unbeschadet, war diese der Ueberwachung der Landesregierung unterworfen, durch welche in der Regel die Gesuche und Vorstellungen der Landstände an den Hof gingen, oder sie ward über allenfalls direkt dahin gesendete Eingaben berichtlich einvernommen.

## Volks-Schulwesen.

Im gesammten österreichischen Breisgau, wohin das Frickthal gehörte, befand sich das Land-Schulwesen seit langer Zeit besonders während es mit Kriegsgetümmel belastet war, ohne genügende Pflege und Obsorge, die es doch überall und zu allen Zeiten bedarf.

Unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia erschien die allgemeine Schulordnung vom 6. Dezember 1774. Durch diese ward das gleichsam schlummernde Schulwesen der vorderösterreichischen Lande wieder aufgeweckt und zu frischer Lebensthätigkeit angeregt. Durch diese neue Ordnung im Schulwesen erhielt auch das Breisgau die sogenannte Normalschule, welche wie in Wien und in allen Provinzial-Hauptstädten der österreichischen Staaten, ebenso auch zu Freiburg zur Musterschule

für alle Landschulen erhoben wurde, wo die Lehrer derselben ihren mehrern Unterricht, und bessere Ausbildung im Lehrdienste einzuholen hatten, da in ganz Vorderösterreich kein eigentliches Schullehrerseminar bestand. War die Normal- oder Musterschule mit so vielen Schulkindern angehäuft, so wurden die jüngern derselben in eine besondere Schule abgesondert, und diese hieß sodann eine Trivialschule.

So umständlich und umfassend diese neue Schulordnung bearbeitet und noch mit besondern Instruktionen für Schullehrer und Schulaufseher begleitet war, so folgten ihr gleichwohl noch mehrfältige Nachträge, Erläuterungen und Verbesserungen.

Die theresianische Schulordnung verdient auch noch jetzt in mancher Beziehung Beachtung. Wenn in Befolgung derselben der Lehrer der untern Schule die Kinder vom 6. Altersjahr an in zwei Klassen, vom Buchstabiren bis zum vollkommenen Lesen, Schreiben und Rechnen führen soll; hatte der Lehrer der Normalschule seine Schüler in der dritten und vierten und theilweise noch in einer fünften Klasse, in den ersten Lehrfächern mehr und mehr zur größern Vollkommenheit zu bringen, in der deutschen Sprachlehre vorwärts zu schreiten, nebenbei mit den Anfangsgründen der Mechanik, der Geometrie und der bürgerlichen Baukunst ꝛc. und in letzter Klasse mit den Anfangsgründen der lateinischen Sprache sie vertraut zu machen. Der Religionsunterricht ging stufenweise durch alle Lehrklassen. Die Schulordnung enthielt eine sehr bindende Vorschrift für den regen Eifer und Fleiß der Schullehrer so wie für den fleißigen Schulbesuch der Schulkinder; über letztern hatte jeder Lehrer ein eigenes, mit bestimmten Rubriken versehenes Buch zu führen. Auch war demselben zur besondern Pflicht gemacht darauf zu halten, daß die Schulhäuser, wie jede Schulgemeinde eines besitzen soll, zweckmäßig, und die Schulstuben geräumig und heiter genug seien. Zur Aufsicht über die Schullehrer waren für bezeichnete Kreise besondere Schulaufseher bestellt. Diesen Schulinspektoren, auch Schulkommission genannt, war eine weit ausgedehnte Amtsbefugniß eingeräumt. Es war ihnen nicht nur die zeitweise Visitation aller Schulen ihres Kreises aufgegeben, sondern sie hatten auch in der Zwischenzeit über alle Anstände, die sich bei dieser oder jener Schule ergaben, so über jeden nothwendigen Lehrerwechsel besondere Amtsberichte an die Oberschuldirektion nach Freiburg zu erstatten; bei Erledigung einer Lehrerstelle waren sie befugt, provisorisch einen andern zu bestellen, und für die definitive Wiederbesetzung derselben ihren Vorschlag zu machen. Allein die Institution

solcher besondern Schulinspektorate hatte keine lange Dauer, denn die Bezahlung solcher Inspektoren wurde der Regierung bald lästig, obwohl eben zur Schonung der Staatskasse diese Schulinspektion da und dort schon pensionirten Beamten übertragen wurde, die keine Schulmänner waren und deßhalb ihrem neuen Amtstitel als Schulinspektor auch mit gutem Willen nicht zu entsprechen vermochten, wovon sich die Oberschuldirektion durch ihre von Zeit zu Zeit angeordneten Schulvisitationen sehr bald überzeugen mußte. Die besondern Schulinspektorate sind daher wieder eingegangen.

Der letzte Schulinspektor des obern Rheinviertels, zu welchem nicht nur das Frickthal, sondern auch das überrheinische Rheinthal und ein Theil des Schwarzwaldes gehörte, war Ernst Schernberg von Frick, vormaliger Schultheiß der Stadt Säckingen. Sein Schulkreis umfaßte 121 Schulen, die er zu beaufsichtigen hatte; wahrlich für den schon bejahrten Mann eine zu große Aufgabe. Schernberg ist bei der Abtrennung des Frickthals vom Breisgau in seinem Vaterland zurückgeblieben und mit diesem an den Kanton Aargau übergegangen, wo er späterhin als einer seiner Appellationsräthe in Aarau verstorben ist.

Das Schlimmste und Nachtheiligste bei der vorderösterreichischen Landschuleinrichtung war im Allgemeinen nebst dem Mangel eines Schullehrerseminars, die niedere Besoldung der Schullehrer; diese wurde fast überall von der Gemeinde, den Schulkindern und aus dem Kirchengut ohne irgend einen Beitrag von Seite des Staats so karg zusammen getragen, daß der Landschullehrer, welcher nicht zugleich den Kirchendienst (als Siegrist oder Küster) zu versehen hatte, so ihm mehr als der Lehrdienst abtrug, sich und seine Familie daraus nicht erhalten konnte, ohne Zuhilfnahme noch eines andern Gewerbes; deswegen war denselben auch neben dem Lehramt noch jedes andere damit verträgliche Gewerbe zu treiben gestattet; nur keine Weinwirthschaft, welches ihnen gänzlich verboten war.

Für die weibliche Erziehung bestund, außer den Mädchenschulen in den Frauenklöstern zu Freiburg und einigen andern Städten, keine besondere Vorsorge und auch diese wenigen Klosterschulen, blos unter die allgemeine Staatsaufsicht gestellt, haben ihre Entstehung und ihren Fortbestand allernächst der eigenen Erziehungslust und dem Zwecke der Erhaltung dieser frommen Frauen-Vereine zu verdanken; weniger zweckmäßig sind sie mehr für Töchter wohlhabender Stadtbewohner als für gemeine Landmädchen berechnet und eingerichtet.

Auch im Frickthal ist bald nach seiner Vereinigung mit dem Aargau aus dem vormaligen Nonnenkloster in Olsberg eine wirkliche Erziehungsanstalt erstanden.

Schon von Kaiser Leopold II. wurden die frommen Nonnen dieser Klausur von Olsberg ihrer strengen Gelübde entbunden und ihr Klosterhaus in ein weltliches Damenstift umgewandelt, mit der weitern Anordnung, daß nicht, wie früher, nur stiftsadelige Fräulein, sondern auch die Töchter von Staatsbeamten, ohne einer adeligen Abstammung zu bedürfen, dahin aufgenommen werden sollen; wobei diesen Stiftsdamen der Zurücktritt in die freie Welt für alle Zeiten offen behalten wurde.

Bei eingetretener Landesherrlichkeit der aargauischen Regierung wurde sofort diesem Damenstift die viel gemeinnützlichere Bestimmung einer weiblichen Erziehungsanstalt gegeben. Um bei der innern Hauseinrichtung und vollständigen Organisation einer solchen Anstalt nicht beengt oder gehemmt zu sein, wurden den noch zurückgebliebenen drei Stiftsdamen, den freien Austritt aus dem Stiftsgebäude ihnen gewährend, zugleich anständige Pensionen ausgeworfen zu ihrem anderwärtigen standesmäßigen Lebensunterhalt. Es bleibt immerhin zu beklagen, daß diese wohlthätige weibliche Erziehungsanstalt, auch von andern Kantonen geschätzt und benutzt, nur Jahre erlebte, indem sie einer parlamentarisch erkämpften Ansicht zum Opfer gebracht wurde, der Ansicht nämlich, daß dieser besondere Stiftungsfond, welcher mit den Gebäulichkeiten, Lehenhöfen, Garten und andern Grundstücken, Zehnten und Bodenzinsen sich über 300,000 Fr. belaufen soll, in den allgemeinen Kantonsschulfond geworfen, der Gesammtheit gemeinnütziger werde. Man kann es dem Frickthal nicht verargen, wenn es, durch eine solche einseitige Meinung nicht befriedigt, auf die theilweise Entfremdung dieses bedeutenden frickthalischen Separatfondes, nicht ohne schmerzliche Empfindungen zurückblickt.

In den Vierziger Jahren wurde sodann in den Stiftsgebäuden von Olsberg von der Lehrerin Josephine Stadlin von Zug ein von der Kantonsregierung begünstigtes Lehrinstitut für Mädchen errichtet.

---

Wenn wir hier noch auf das Landschulwesen im Allgemeinen, wie es früher im Frickthal bestund, und nun gegenwärtig besteht, einen vergleichenden Blick werfen, so läßt sich unmöglich verkennen, daß dasselbe durch die

Einverleibung in den Kanton Aargau in mancher Beziehung bedeutend gewonnen habe.

Vor Allem war es dem Frickthal heilsam, seine Schullehrerkandidaten an das gleich anfänglich in Aarau errichtete und später nach Lenzburg versetzte Schullehrerseminar absenden zu können, wo sie zu bessern Schullehrern gebildet wurden, als bisher in vielen Orten der Landschaft zu finden waren.

Wir wollen übrigens in das Innere der Schulen selbst nicht eindringen, um zu erforschen, ob bei der gegenwärtigen allgemeinen Schuleinrichtung des Kantons überall gut gelehrt und gelernt werde; und ob die jetzt aufgestellten Schulpflegen und Schulinspektoren, wie zu wünschen ist, ihrer wichtigen und mühsamen Aufgabe genügend und befriedigend entsprechen. Allein das sollen wir hier nicht zu erwähnen unterlassen, daß im Frickthal, seitdem es aargauisch geworden, die früher verzeigten 32 Schulen sich bis auf 42 vermehrt haben, und übereinstimmend damit auch eben so viel Schulhäuser erbaut worden sind.

## Religion, Geistlichkeit, Kirchenverwaltung.

Die gesammte Bevölkerung der frickthalischen Gemeinden bekennt sich zur christlich-katholischen Religion, zu dem von Voreltern, von Geschlecht zu Geschlecht vererbten Glauben und kirchlichen Kultus. Auch die Zeit der Reformation, welche bis an ihre Landesgrenze sich ausdehnte, vermochte nicht, sie darin zu erschüttern. Man blieb dem angewöhnten Gottesdienst anhänglich. Dem ungeachtet fanden im Frickthal zu jeder Zeit auch andere Glaubensgenossen ungehinderte Ansiedelung, und es vermehren sich besonders in neuerer Zeit die Familien, welche ungestört in gemischter Ehe leben.

Die Geistlichkeit des Frickthals von Pfarrpfründen und mehreren Kaplaneien, nebst der vormals Maltheser-Ordenspfarrei Leuggern, bildeten früher, wie noch gegenwärtig, ein Kuratkapitel, welchem ein Dekan, ein Kammerer und einige Juraten vorstehen; in ihrer jährlichen Kapitelsversammlung wurden hauptsächlich Kirchen-, Schul- und Personalangelegenheiten vorgetragen, berathen und meistentheils friedlich abgethan.

Alle Pfarr- und Kaplaneistellen waren mit genüglichem Pfrundvermögen dotirt, aus welchem die Pfründner ihre Besoldungen bezogen, da und dort mit Zuschüssen von den Gemeinden, den Kirchen und andern

Stiftungen. Von Seite der Staatsregierung wurden keine Beiträge hiezu erforderlich, weil auch die geringste Pfarrpfründe ihre tausend Franken abtrug.

Jedoch mögen alle die sogenannten fetten Pfründen in neuerer Zeit durch die Aufhebung des kleinen Zehntens, durch den Loskauf des großen Zehntens und der Bodenzinse und durch noch andere zeitgemäße Verfügungen immerhin empfindlich geschmälert worden sein. Dem ungeachtet darf die Landgeistlichkeit des Frickthals, auch in ökonomischer Beziehung, bei Vergleichung zwischen da und anderwärts sich genugsam befriedigt finden, da sie bei einer allgemeinen Pfrundreform, durch allfällige Klassifikation, eher zu verlieren als zu gewinnen haben dürfte.

Das Kollegiatstift zu St. Martin in Rheinfelden bildete ein für sich bestehendes Kapitel, welches sich mit seinen eigenen Kirchen-, Stifts- und Verwaltungsgeschäften zu befassen hat. Dasselbe besteht aus einem Propst, einem Kustos und vier Chorherren, nebst vier Kaplänen. Der jüngste Chorherr ist statutenmäßig zugleich Stadtpfarrer, welcher diese Stelle im Namen des Stifts zu versehen und zu besorgen hat.

Zu allen diesen Stiftspfründen mit Ausnahme der Kaplaneien, welche theils das Stift selbst, theils die Stadt zu vergeben hat, wurde bis zur Zeit der Trennung von Oesterreich das Wahlrecht von dem kais. österreichischen Hofe und für ein Kanonikat von der Hochschule zu Freiburg im Breisgau ausgeübt, welches sodann erbrechtsmäßig an die aargauische Regierung übergegangen ist. Auf gleiche Weise sind von derselben Regierung die übrigen Kollaturen der Pfarreien des Frickthals, welche auswärtigen Kollatoren angehörten, als Ehrenrechte, von Staatswegen an sich gezogen worden.* Die Abtretung des Frickthals an die Schweiz war den beiden Kapuziner-Klöstern zu Rheinfelden und Laufenburg das Signal zur Auswanderung über den Rhein, in andere breisgauische Klöster ihres Ordens, weil sie, ohnehin auf eine geringe Anzahl ihrer Konventualen herabgeschmolzen, mit der Schweizer-Kapuziner-Provinz vereiniget

* Der Deutschorden war Kollator von den Pfarrpfründen Frick und Möhlin. Das fürstliche Damenstift Säckingen von der Pfarrei Laufenburg und von jenen der Gemeinden Kaisten, Stein, Obermumpf, Mumpf, Wegenstetten, sowie von allen Kirchgemeinden des Mettauer-, Sulz- und Gansinger-Thals; das Domstift Arlesheim von jenen von Zeiningen und Kaiser-Augst. Das Kloster Maria-Stein endlich von jener zu Wittnau. Die Kollaturen von Eiken, Wölflinswyl und Herznach gehören dem Kollegiatstift Rheinfelden.

zu werden, sich so sehr scheuten, daß selbst die schwere Trennung von einem seiner Frömmigkeit und Freigebigkeit wegen ihnen lieb gewordenen Land und Volk, sie von der Auswanderung nicht zurückhalten konnte. Auch dort, im Großherzogthum Baden, gingen die frommen Männer ihrem baldigen Aussterben entgegen.

Zur Zeit der Vereinigung des Frickthals mit dem Kanton Aargau stund das Kirchenwesen und die Geistlichkeit des Landes unter dem Hirtenstab des Bischofs von Basel. Freiherr Xaver von Neveu war damals Bischof. Da das Domkapitel dieses Bisthums seinen bisherigen Sitz in Pruntrut der Kriegszeiten wegen verlassen hatte, und in's Breisgau ausgewandert war, und nach dem Hinscheid des Bischofs von Roggenbach, im Münster zu Freiburg den Freiherrn von Neveu zum Bischof erwählt hatte (1794), verlegte dieser seinen Wohnsitz in sein eigenthümliches Haus nach Offenburg. Der neue Bischof, ein schon bejahrter Mann, verwaltete sein Oberhirtenamt in großer Stille und mit vieler Friedfertigkeit, was bei einem gänzlichen Stillstand in allen geistlichen und kirchlichen Einrichtungen, während es hierin im benachbarten Frankreich stürmte und tobte, immerhin noch wünschens- und lobenswerth sein mochte.

Wegen der großen Entfernung von Offenburg wurde im Frickthal wie in andern entfernten Theilen des Bisthums ein bischöflicher Kommissär aufgestellt, und dem jeweiligen Stiftspropst von Rheinfelden übertragen. Später nach dem Tode des Koadjutors Propst Glutz von Solothurn, und nach dem nachherigen Ableben des Provikars und Offizials Tschan in Schönenwerd, ist das bischöfliche Kommissariat in Rheinfelden zu einem Provikariat und Offizialität erhoben, und dem würdigen Stiftspropst und Domkapitular Dr. Wohnlich daselbst übertragen worden (1824).

Die österreichischen Verordnungen in geistlichen und kirchlichen Dingen, welche im Frickthal wie im ganzen Breisgau in gesetzlicher Kraft bestunden, begrenzten den Wirkungskreis, inner welchem der bischöfliche General-Provikar bei seinen höhern Amtsverrichtungen sich zu bewegen hatte. In voranbeschriebener Gestalt ging die Bisthumsverwaltung des Frickthals an den Kanton Aargau über.

Während eben dieser Zeit stund die katholische Bevölkerung der aargauischen Grafschaft Baden und der Freien-Aemter, sowie die Kantone St. Gallen, Appenzell, Thurgau und sämmtliche kleine Kantone, unter dem Bischof von Konstanz. Das Bisthum Konstanz ist unter des Freiherrn v. Dalberg's trefflicher Leitung berühmt geworden. Nach Dalberg's

Ableben 1817 wurde der Freiherr Jos. Heinrich von Wessenberg Bischof. Seine kluge und einsichtsvolle Bisthumsverwaltung ward überall als segensreich anerkannt. Wenn es hier nicht der Ort und nicht an der Zeit ist, von dessen fruchtbarer Wirksamkeit und den vielen vorsichtlichen Institutionen ausführlich zu sprechen, so können wir uns doch nicht enthalten, seiner auch im Kanton Aargau eingeführten, zur Fortbildung der Geistlichkeit gedeihlichen Konferenzverhandlungen, der im Einverständniß mit der Regierung abgeänderten Statuten des Chorherrenstifts in Zurzach, wonach die dasigen Chorherrnstellen vornehmlich zu Ruhepfründen für alte, gebrechliche und verdiente Pfarrgeistliche bestimmt wurden; der Aufstellung einer geistlichen Prüfungskommission für die Bewerber für Pfarrpfründen u. dgl. m. rühmlich zu erwähnen. Es kann daher nicht befremden und nicht bestritten werden, daß die, vorzüglich von den kleinen Kantonen, nicht ohne fremden politischen Einfluß betriebene Abtrennung der schweizerischen Stände von dem Bisthum Konstanz, gegen welche der Kanton Aargau sich immerfort feierlich verwahrte, in baldiger Zeit darauf von allen, selbst von den hiefür thätigen Urkantonen, bereut und beklagt worden ist. Wenn auch Herr von Wessenberg in späterer Zeit, aus nicht unbekannten, für ihn nicht unrühmlichen Gründen bei dem römischen Hofe in Ungnade gefallen ist, so bleibt nichts desto minder sein Ruhm als wahrhaftiger hoher Priester, als Schriftgelehrter, Sittenlehrer und für Religion und Tugend begeisterter Dichter, unverwelklich.

---

Zu den werthvollen Erbgütern, welche das Frickthal dem Kanton Aargau zubrachte, gehört vornehmlich die gesetzliche Landeseinrichtung in Kirchensachen. Der hochgefeierte Kaiser Josef II., auf der von seiner glorreichen Kaiserin Mutter, Maria Theresia, gebrochenen Bahn fortschreitend, behauptete mit Muth und Kraft seine Landeshoheitsrechte der Kirche gegenüber. Dadurch hat die früher geübte Macht des Papstes und seiner Kurie empfindliche Noth gelitten; denn die bischöflichen Rechte wurden gegen die Uebermacht der päpstlichen Tiara in landesfürstlichen Schutz genommen; den allzuhäufigen Rekursen der Gläubigen nach Rom wurden wohlthätige Schranken gesetzt und hiedurch den unnöthigen Dispenstaxen der Weg nach Rom abgeschnitten; das landesherrliche Plazet für päpstliche und bischöfliche Verordnungen durfte nimmermehr umgangen werden; kein katholischer Pfarrer durfte ungestraft die kirchliche Einsegnung einer gemischten Ehe verweigern und dergl. m.

# Johann Rudolf Wettstein's Sittenmandat.

Historische Skizze von R. Kelterborn.

Es ist eine durchaus irrige Ansicht, wenn die Kinder der Neuzeit glauben, das Ueberfluthen mit Gesetzen, Verordnungen und Mandaten sei gerade unserem Zeitalter vorbehalten, in der guten alten Zeit habe man frisch und fröhlich in den Tag hineingelebt, jeder sei sein Herr und Meister und seines Glückes Schmied gewesen. Im Gegentheil, zur Zeit des Zunftzwanges, der geistlichen und weltlichen Doppelherrschaft, wo auch das kleinste Gemeinwesen eine ganze Polykratie von Beamten hatte, da war man bis in die hintersten Winkel der Werkstätte, bis in die traulichsten Kreise des Familienlebens durch Ordonnanzen eingeschränkt, durch strikte Formen gebunden. Die Ausbreitung der Buchdruckerkunst mag das Ihrige dazu beigetragen haben, gesetzgeberische Naturen zu befruchten und zu zahl- und umfangreichen Erlassen anzuregen. Die Reformation brachte noch ein anderes, ein sehr gewichtiges Motiv; denn hatten die kühnen Verfechter der Kirchenreinigung die Sittenlosigkeit ihrer Zeit zum großen Theil der Sittenlosigkeit der Kirche zugeschrieben, so mußten sie es sich nun angelegen sein lassen, mit den von menschlichen Zuthaten gesäuberten Glaubenssätzen auch die öffentliche Moral wieder auf einen gesunden Boden zu stellen, das war eine um so schwerere Arbeit, als die Aufregung der Reformationsperiode auch alle unlautern Elemente in fieberhafte Gährung versetzt hatte, eine Erscheinung, die natürlich von den Anhängern der römischen Hierarchie nach ihrem Sinne gedeutet wurde. Ein dritter Grund, mannigfache Verhältnisse auf gesetzmäßige Weise zu ordnen und festzustellen, ist darin zu erkennen, daß die wilde Zeit der Reformation und ihrer Kriege, in deren Geleit Flucht und Niederlassung, Vermögenspfändung, Aechtung und Verbannung an der Tagesordnung waren, unbedingt dazu aufforderte, von Staatswegen die Begriffe über Güterrecht, Bürgerpflicht und ähnliches genau und unantastbar festzustellen. Man sehnte sich nach Frieden, man begrüßte die Ordnung, man ließ sich vieles gefallen, um nur endlich einmal sicher seine Pfade wandeln zu können.

Immerhin ließ man es sich auch in jenen Zeiten der Aufregung, der drohenden und wirklich ausgebrochenen Kriege, nicht nehmen, ein gemüthliches Stündlein mit einzuflechten. Das zeigt die Chronik der kleinen Stadt Schaffhausen, die recht lebenslustig und mit anerkennenswerther Selbständigkeit den großen Herren ihrer Nachbarschaft mehr als einmal den Ehrentrunk geboten. Als 1563 Kaiser Ferdinand I. die Rheingegenden besuchte, wurde er feierlich von Waldshut abgeholt, dreihundert Bürger der längst in den Schweizerbund eingetretenen Stadt gaben ihm in Waffen das Geleite. Ein Ochse, ein Fuder Wein und ein Quantum Hafer bildeten das Ehrengeschenk. Ja, man hielt sogar für feierliche Anlässe Pferde und Kutschen im städtischen Marstall. Als solche galten namentlich die Anwesenheit herzoglicher Gäste auf dem nahen Schlosse Hohentwiel. 1615 sandte Schaffhausen dem dort ankommenden Herzoge Friedrich Geschenke entgegen, dabei die Einladung, ihre Stadt zu besuchen; und der Gast erschien wirklich mit 140 Personen und 126 Pferden, die auf Regierungskosten frei gehalten wurden. Aehnliches geschah später noch mehrmals, doch Schaffhausen, um ja nicht fürstendienerisch zu erscheinen, erzeigte 1697 dem Herzog Eberhard Friedrich die Ehre der Einladung nicht, weil er es unterlassen hatte, der Nachbarstadt seine Ankunft auf Hohentwiel anzuzeigen. Erst später wurde der Fehler wieder gut gemacht. Daß die rege Stadt bei fürstlichen Taufen zu Gevatter stand und sich bei solchen Anlässen nicht knauserig erwies, ist mehr als einmal vorgekommen. Unter den Volksfesten waren die „Schießen" obenan, ein solches in größerm Maßstabe wurde sogar während des dreißigjährigen Krieges (1646) zu Neunkirch abgehalten und vom Bischof zu Konstanz mit einer Ehrengabe bedacht. Oeffentliche dramatische Aufführungen gediehen namentlich unter der Leitung des Rektors Rothfuchs, der 1605 den blinden Tobias in zweitägiger Vorstellung vor das Publikum brachte.

Doch wir müssen uns rheinabwärts nach Basel wenden. Gleich wie nach dem Jahre 1000, als man männiglich den Untergang der Welt erwartet hatte, die Christenheit beim Wiederaufgang der Sonne ebenfalls wieder aufathmete und sich allmälig den weltlichen Lüsten wieder hingab, so mag nach der Sturm- und Drangzeit der Reformation eine zur Weichlichkeit geneigte Erschlaffung und in nicht wenigen Fällen eine zum hohlen Scheindienst führende Kirchenform überhand genommen haben, die einerseits ein Einschreiten auf dem Wege der civilen Gesetzgebung und andererseits eine philosophisch kritische Prüfung von Sein und Schein nothwendig

machte. Für heute beschäftigen wir uns mit dem Erstern. Das Letztere ist später zum Durchbruch gekommen und findet seinen Mann vor allen andern im Helden von Wolfenbüttel.

Wenige Jahre vor seinem Tode hat J. R. Wettstein als Bürgermeister der Republik Basel in ächt landesväterlichem Tone eine Ordnung erlassen, in der er diejenigen Punkte eines sittlichen Zustandes hervorhob, die ihm in damaliger Zeit die wichtigsten und bedrohtesten schienen. Es handelt sich also namentlich um „Heiligung des Sabbaths, Kinderbericht, Bann und andere Kirchensachen, deßgleichen die Abschaffung underschiedlicher eingerissener Sünden, Mißbräuch und Aergernußen." Die Verordnung, eigentlich eine Auffrischung eines Erlasses von 1595, sollte den getreuen lieben Unterthanen der gemeinen Aemter und Herrschaften alljährlich von den Kanzeln verkündet und zu „steiffer observantz und haltung" erinnert werden.

Der mosaischen Gesetzgebung folgend, behandelt unser Erlaß vorerst den Mißbrauch des göttlichen Namens und droht nicht nur den Meineidigen sondern auch den Fluchern mit Geld- und Körperstrafen. Hervorheben müssen wir hier, daß die Zauberei und das Wahrsagen ebenfalls als ein Mißbrauch heiliger Namen aufgefaßt und strafbar erklärt wird. Amtleute, Schultheißen, Vögte, Meier und Weibel werden angehalten, auf die Flucher und Schwörer ein wachsames Auge zu haben, sie zu verwarnen und im Wiederholungsfalle mit Zuziehung des Pfarrers bei der Obrigkeit zu verzeigen.

„Wer aber zum anderen mal, über beschehene abmahnung, sein Fluchen, oder Schweeren beharret; der soll zur Gelt Buß geben zehen Schilling.

Wo ferren auch jemand zum dritten mal unser Verbott, ohnerachtet deß Zuhörers freundlicher erinnerung, überschreitet: der solle zur Straaff ein Pfundt zu erlegen verfallen sein. Und wer also das Gelt nicht zu bezahlen hätte, der soll solches mit dem Thurn, je nach gestaltsame deß verbrechens abzubüssen schuldig sein."

Die Civilablaßkrämerei, die sich hier einschleicht, indem der Reiche seine Sünde mit einem Geldstück berichtigen kann, während der Arme, dem bei mangelhafter Bildung, Noth und Elend das Fluchen näher liegt, solche absitzen muß, diese parteiische Justiz erhebt sich erst in letzter

Instanz, bei der eigentlichen Unverbesserlichkeit, zur Justitia, da Strafe an Leib und Ehre in Aussicht gestellt wird.

„Und auff diese letstere weiß soll man auch verfahren, gegen denjenigen, welche etwan gar erschrockliche Gottslästerung, wider Gott und sein Allerheiligste Maystät möchten außgegossen haben, die dann gleichfahls uns, als der hohen Obrigkeit, ohne alles Mittel, sollen verzeigt und übergeben werden."

Meineidige wurden mit Ruthen gestrichen und mit dem Beil der beiden Schwörfinger beraubt.

Das Schatzgraben und Freikugelgießen, der böse Blick und die übermächtige Gewalt, die man Leichentheilen Gerichteter zuschrieb, namentlich auch Extravaganzen in der Heilkunst trieben im siebzehnten Jahrhundert noch so üppige Blüthen, daß es einer Universitätsstadt wohl anstand, der gesunden Vernunft eine Gasse zu bahnen. Nur ist zu bedauern, daß man die Bethörten nicht mit Vernunftgründen, sondern was den Männern der Justiz viel mehr zusagte, mit igni und ferro zusetzte.

„Sintemalen auch, durch die Teuffelische Zaubery, Wahrsagerey, Beschwöhrung und dergleichen verbottene Abergläubische ding, deren sich etliche mit characteren, vor hawen und stechen, oder mit der bekanten verfluchten Passawischen Kunst, für schiessen, vest, hart, vnd versichert zu machen, gebrauchen, der h. Namme Gottes zum höchsten mißbraucht vnd verlästert, ja an statt Gottes, der leidige Satan, gleichsamb angebettet vnd rahtsgefragt wirt: So gebieten Wir hiemit ernstlich, daß sich Mennigklich solcher gottlosen vnnatürlicher Künsten gäntzlich entziehen, auch niemand dergleichen Wahrsagern, Teuffels-Beschwerern und Segneren, wie auch den Heiden oder Ziginen, inn oder ausserhalb landts, nachzulauffen, vnd dieselben raths zu fragen, sich gelusten lassen solle. Dann wir bestendig entschlossen, die dißfahls fehlbar befundenen, vermög Göttlicher Gesätzen, an Leib, Ehr, Haab und Gutt, ja auch am Leben, je nach gestalt, vnd befindung ihres übertrettens, ohne Gnad abstraffen zu lassen."

Daß die Basler in der Ausübung des hochnothpeinlichen Halsgerichtes hinter keiner andern Stadt zurückblieben, beweist die Chronik Seite für Seite. Anno 1612 zum Beispiel wurde ein Kirchenräuber folgendermaßen abgethan: „Er wurde mit glühenden Zangen gepfetzt, dann gerad-brechet, auf's Rad geflochten, mit heißem Pech gebrannt und endlich mit dem Strangen vom Leben zum Tode gerichtet."

Die grausame Handhabung der Justiz und namentlich das Foltern,

das in Basel mit barbarischer Freigebigkeit geübt wurde, fand bei den zürcherischen Miteidgenossen eine harte Mißbilligung. Als 1661 ein Schuhknecht siebenmal gefoltert und dann enthauptet wurde, erbitterte diese Tyrannei die Zürcher der Art, daß Wettstein, der sich damals gerade in Zürich befand, in Lebensgefahr gerieth und heimlich von dort nach Basel fliehen mußte.

Die Vernachlässigung des Gottesdienstes und die Entheiligung des Sonntags galten für Verbrechen. Die Vorschriften hiefür sind so scharf als einläßlich. Sonderbar lautet es, daß die Regierung von Basel die Sabbathheiligung „zur Abkühlung des gerechten Zornes Gottes" einzuschärfen beflissen war. Keinerlei städtische oder ländliche Arbeit war vor dem Gottesdienst gestattet; nicht einmal Futterschneiden durfte man. Die Wächter und Dorfhüter hatten „steiff und streng" die „Hauskehri" zu machen und nachzusehen, ob die Verordnungen befolgt würden. Nur Schwerkranke waren vom Kirchenbesuche dispensirt. Für die Kinderlehre wird dem Geistlichen ausdrücklich anbefohlen, dieselbe nicht in Form einer kontinuirlichen Predigt abzuhalten, sondern er solle „auf das aller einfältigste" Fragen stellen, mit Freundlichkeit und Sanftmuth, und sie von den jungen Leuten beantworten lassen. „Und weil die erfahrung bezeugt, daß an vielen Orten die Unwissenheit bei den alten eben so groß und noch größer seye als bei der Jugend", so wurden die ersteren angehalten, der Kinderlehre ebenfalls und zwar von Anfang bis zu Ende beizuwohnen. Den Jungen wurde dafür nachgeredet, daß sie sich so früh als möglich zur Kommunion wenden, nur um von dem lästigen Katechisiren befreit zu werden; aus diesem Grunde verlangt Wettstein's Kirchenordnung, daß die Jungen sich im „Kinderbericht" müssen examiniren lassen, „bis sie sich in die Ehe begeben". Da hat wohl mancher aus Verzweiflung geheirathet.

Bei sogestalten Sachen ist es begreiflich, daß die dem Gemeindegeistlichen beigegebenen Bannbrüder fleißig darauf sahen, Nachlässige im Kirchenbesuch, Sabbatschänder, Flucher, Schwörer und ähnliche Uebelthäter zur Anzeige zu bringen, denn „die sollen von uns habenden Obrigkeitlichen Gewalts halben, gehorsam gemacht werden". Besuche von Kirchweihen, die in der Nachbarschaft abgehalten wurden, waren bei „vnausbleiblicher Thurn- und Geltstraaff verbotten".

Der etwas sauertöpfische Ton dieser Verordnungen, gegen den Göthe's Osterfest:

Zufrieden jauchzet Groß und Klein:
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!

so grell abstößt, findet einen Widerschein in dem jener Zeit angehörenden Ausdruck des Rathschlages von Basel, daß die Oberpfarrer bei ihrer übermäßigen Berufsarbeit ganz „ausgemergelt" seien. Es kamen noch die Zänkereien hinzu, die die weltliche mit der geistlichen Regierung hatte; war es doch ein Basler Geistlicher, der zur Zeit, da Oesterreicher, Schweden und Franzosen von allen Seiten uns umwogten, der Ansicht war, man müsse sich auf das Gebet und nicht auf Kanonen und Musketen verlassen. Dem gallensüchtigen Wesen, das sich gelegentlich Bahn zu brechen suchte, mußten vielleicht die „Kirchenrevisionsmahlzeiten" einigermaßen steuern, die damals von Staatswegen angeordnet waren, denn seit Aeneas Sylvius und wohl noch früher sind unsere Vorfahren darin einig gewesen, daß jewedes Thun und Treiben, so weltliches als geistliches, mit einer wohlbesetzten Tafel zu beschließen sei.

Ehe wir uns von der Kirchenordnung trennen, müssen wir noch einer Institution gedenken, die so recht ein an die Puritaner Englands erinnerndes Streiflicht auf unsere Verhältnisse wirft. Es waren nämlich besondere Gebete verfaßt worden, welche die Wache beim Aufziehen und Abziehen zu verrichten hatte, Gebete, deren Länge es gestattet hätte, inzwischen ein halbes Quartier in Brand zu stecken. Wenn man aus Fachschriften ersieht, wie es damals mit unserer löblichen Stadtmiliz und ihrer Ausrüstung beschaffen war, und wenn man sich diese Mannschaft also betend vorstellt, so muß Jeder Gott danken, daß das liebe Vaterland die Periode des dreißigjährigen Krieges so glimpflich überstanden hat. Das 1666 für die aufziehende Wache festgestellte Gebet lautete:

„Herr, allmächtiger Gott, himmlischer Vater, dieweil wir allhier sind, unserer schuldigen Pflicht nach, diese Stadt und unser geliebtes Vaterland, wider feindlichen Aufsatz und Ueberfall unserer Widerwärtigen, wie auch sonst vor Andern zu bewahren, so verleihe uns, daß wir in unserm Beruf und Dienst treu, aufrichtig, geflissen, und unverdrossen seien, alles das zu verrichten, was, unserer Pflicht halben, zustehet. Gib uns auch, daß wir sonderlich in unserm Gemüth, und an unsern Seelen wachtbar seyn in Nüchternheit, Gottseligkeit, Gedanken, Worten, Werken und Thaten, die dir gefällig sind. Weil aber der Wächter ganz umsonst wacht, wenn du, der Herr der Heerscharen, die Stadt nicht selbst bewahret, so wollest du mit deinen heiligen Engeln uns umlagern, eine feurige Mauer sein, nicht allein um diese Stadt, sondern auch um unser ganzes geliebtes Vaterland, und hiemit alle Gewalt von uns abwenden, alle böse blutige Pratiken

und listige Anschläge, so wider uns vorgenommen, zerstören und zu Schanden machen, und hiemit gnädiglich ferne, wie noch bisher, bei der Freiheit deines heiligen Wortes, und unseres Gewissens, und geliebten Vaterlandes schirmen und erhalten, bis daß du endlich deine und unsere Feinde zum Schemel deiner Füße wirst geleget haben, und wir aus diesem irdischen Leben zu dir in die himmlische Freude aufgenommen werden, durch Jesum Christum, unsern Herrn und Heiland, welcher uns also gelehrt hat dich anzurufen und bitten, Unser Vater ....."

Aehnlich lautet das Gebet beim Abzug der Wache.

Doch wir gehen von der geistlichen zur weltlichen Legislatur über. In Anbetracht der eben durchlebten Kriegsläufte, die in unserer Nachbarschaft wie in ganz Deutschland namenloses Elend geschaffen, hielt es Johann Rudolf Wettstein für angezeigt, auf's kräftigste der Sittenlosigkeit und Verschwendung entgegenzusteuern; er mochte ja auf seiner Reise nach Münster des Jammers genug mit eigenen Augen angesehen haben. Die Lokalchronik unserer Nachbarstadt Thann* meldet mit bezeichnenden Worten:

„1618 nimt der 30jährige Schwedenkrieg in dem wegen Kezerey rebellischen Böhmen, mit dem Lutherischen Winterkönig einen leydigen Anfang, welcher unser Vatterland und endlich auch unser Stadt mit Einquartieren, Auflaagen, Beschwärnussen und Blinderungen, so übel betroffen hat, daß unser Vor- und Nebenstadt Jahr und Tag ganz öde gelegen. Ferner 1630: Von diesem Jahr bis ann 1642 hat man allhier keinen Herbst können einmachen, auch keine Fruchtfelder bauen, weilen kein Mensch, kein Vieh auf dem Felde sicher war. 1636: Eine erbärmliche Hungersnoth erfolgte: auf allen Straßen wurden Sterbende und Todte gefunden. Hier gab man ein Schatz Reben sammt dem Herbst um einen Laib Brot: wann einer nur einen solchen sehen ließe, da waren schon 20—30, die sich darum schlagten; Kräuter, Wurzeln, Blätter, Ratten, Mäus, Todte, Aufgehenkte, stinkende Aas und sogar lebendige Menschen wurden ergriffen, ermordet und aufgefressen. Einige fraßen sogar ihre eigne Kinder."

Da solche Szenen sich nur wenige Meilen von Basel ereigneten und flüchtiges Volk genug nach unsrer Stadt kommen mochte, so war eine ernste Weltanschauung gewiß in jeder Hinsicht gerechtfertigt. Es ist nicht zu übersehen, daß um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts auch Erdbeben die Bevölkerung Basels vielfach beunruhigten; eines derselben war so heftig, daß sogar Pfarrer Werenfels zu St. Leonhard die Kanzel ver-

* Herausgegeben von einem Pater Franziskaner.

ließ. Ein anderes wurde geradezu als Vorbedeutung des Hinscheides eines Geistlichen angesehen; so viel hielten die Feinde des Papstthums von ihrem reformirten Oberstpfarrer Gernler, daß sie glaubten, der Himmel setze die Erde in Bewegung, um den Hinscheid seines demüthigen Dieners gehörig zu feiern. Mit der Naturwissenschaft stand man noch auf so gespanntem Fuße, daß am 5. Januar 1665 ein Fast-, Bet- und Bußtag ausgeschrieben wurde, weil sich am Himmel ein „erschrecklicher Komet mit lang ausgebreitetem Schweife" zeigte. Aus früherer Zeit (1474) datirt die seltsame Historia, daß auf dem Kohliberg ein Hahn ein Ei gelegt. Das gottlose Thier wurde sammt seiner Nachbarschaft verbrannt, da man ja gewärtig sein mußte, daß dem Ei, wie man früher oft erlebt, ein Basilisk entschlüpfen könnte. Durch Vermittlung der Zünfte wurden demnach Mandate erlassen, die dem Kleiderluxus, dem Zechen, der Ueppigkeit, dem Tanzen und Springen Schranken setzen sollten. Nichts desto weniger fällt gerade in das Jahr 1659 die Gründung des von der Webern-Zunft gestifteten Ballenhauses, das der Vorläufer des Theaters war, also einer Stätte, die heutzutage noch bei manchen Leuten als Sündentempel angesehen wird. Wenn also heutzutage cholerische und hypochondrische Naturen, die vielleicht in ihrer Jugend ganz gehörig mitgemacht hatten, über die gegenwärtige Genußsucht losziehen, so ist das ganz dasselbe, wie wenn altersschwache Leute, deren Blut am Erstarren ist, über die merkliche Erkaltung der Erde klagen. Du glaubst zu schieben und du wirst geschoben. Bei dem Durchlesen von Wettstein's Erlassen glaubt man in der That nicht selten, sie seien für die Gegenwart und nicht für eine langentschwundene Vergangenheit redigirt worden. Das Ueberladen der Todtenbahren verstorbener Jünglinge und Jungfrauen sollte unterlassen, die Ausschmückung der Särge auf ein vernünftiges Maß reduzirt werden. Zwei Mark Silber Strafe ward dem gesetzt, der der Verfügung zuwiderhandelte.

Das Spielen mit „Karten, Würflen und Wendlen" sollte eingestellt werden. Eine Ausnahme der Männerspiele wurde gestattet, das „Keiglen", so man es nur zur Kurzweil gebrauchen wollte. Man durfte aber keine Nebenwetten anstellen, nichts zu Verkeigeln geben und keine andern Gemeinden einladen. Nach dem Kegelspiel kommt das Heirathen! Hier begegnen wir dem exclusivsten Spießbürgerthum. Das Ehelichen einer auswärtigen Tochter galt als die achte Todsünde. Noch viel weniger sollte eine Baslerin mit einem Ausländer in die Ehe treten. „Wittwen und Döchtern sollen sich mit keinem Frembden verheirathen." Der Trompeter

von Säckingen that also wohl daran, daß er anderswo und nicht in Basel sein Stücklein blies. „Dieweil die Wittwen und Döchtern sich bishero ohne scheuhen mit frembden Mannen und Gesellen, die sich alsdann zum höchsten Nachtheil unsrer Underthanen, im Land selbs eingesetzt, verheurathet haben, uns aber ein solches hinfüro weiters zu gestatten, nicht gemeint; so wöllen wir hiemit Sie die Wittwen und Döchtern gnädiglich verwahrnet haben, daß sie sich keineswegs mehr mit Mannen oder Gesellen verheurathen; Dann da eine oder die andere, Sie were eine Wittfrau oder Dochter, hierüber thun, und also einen Fremden zur Ehe nemmen wurde, die Beede verehelichte, werden wir gestracks mit einandern, und also das Weib, mit ihrem frembden Mann, unsres Landts verschicken."

Die Hochzeitfeier, die selbstverständlich einen häufigen Anlaß zum sogenannten Schlemmen und Prassen bot, wurde von Zeit zu Zeit und so auch in Wettstein's Mandat einer Regelung unterworfen. „In den übrigen sollen die Hochzeiten und Hochzeitfrewden, von den geladenen Hochzeitleuten, in aller Zucht und Ehrbarkeit gehalten, und das Zulauffen der Frembden, so nicht den Hochzeitern zu ehren, sondern nur umb Fressen, Sauffen und Ueppigkeit willen beschicht, nicht gestattet: Ingleichen auch insonderheit, die Morgensuppen, welche bißdahin viel Unraths nach sich gezogen, den Kilchgang verspätiget, etliche voll in die Kirchen gebracht, nicht weniger das Heim- oder Niderführen der Hochzeiterin, üppige Lieder singen, und was darbey weiters fürzugehen pflegt, allerdings und gänzlich abgeschafft sein, und mit erforderlicher Thurn- und Geldstraaff, ohnausbleiblich gestrafft werden."

Das Tanzen war um diese Zeit nur in beschränktem Maße, höchstens bis Abends 10 Uhr erlaubt. Da ein Unterschulmeister im Klingenthal beim Aufspielen mitgeholfen, so ward über dieses Verbrechen großes Aufheben gemacht. Spielleute waren übel angesehen, hat doch schon eine Elsässerchronik vom Jahr 1515 den Vers:

So lang der Ancken thut beim Feuer verlauffen,
Und die Kirschen sich lassen vom Styl abrauffen,
Werden von 100 Spiellent 99 gerne sauffen. *

Hatte die Regierung Mühe, die alten Laster und Versuchungen einzudämmen, so mußte es sie doppelt ärgern, daß sich unter dem Titel Tabaktrinken eine neue Sünde einbürgerte. Diese Unsitte wurde von zunftwegen strenge verpönt, namentlich den Soldaten bei empfindlicher Strafe

* Mieg's Geschichte der Stadt Mülhausen.

widerrathen. Zwei Gulden Strafgeld war das Minimum. Ein Landgeistlicher meinte, wie Peter Ochs erzählt, wenn er die Mäuler der Raucher sehe, so kommen sie ihm vor wie die Kamine der Hölle. Tempora mutantur, seither hat mancher Landgeistlicher den von Apollo präparirten Knaster, den gelben, in Schutz genommen. Auch in der Stadt soll es hie und da vorkommen. Ochs erzählt dann auch, daß die Rauchverbote daran Ursache waren, daß sich in Basel sogenannte „Kämmerlein" bildeten, die als Privatzimmer der Jurisdiktion entzogen waren.

Die Wirthe standen stets in besonderer Fühlung mit Polizei und Amtleuten; sie durften gemeinen Weibern und Lumpen nichts verabreichen und mußten jede zweite Woche den Untervögten Rechenschaft ablegen über „was jemals lasterhafftigs fürgangen".

Anderntheils war auch von Staatswegen der Gast gegenüber dem Wirth in Schutz genommen, denn eine Verordnung, die ebenfalls in Wettstein's Periode fällt, lautet:

„Wir haben erkandt, daß nun hinfüro die Herren- und Mittelwürth allhiesiger Statt, welche das Weinrecht haben, für ein Mahlzeit mit Suppen, Voressen, Fleisch, Gemüse, Bratiß, Gevögel und Fisch oder andern dergleichen Speisen wohl versehen und zuberäitet, zur Irten nicht mehr dann fünffzehn gut batzen fordern sollen." In geringern Wirthschaften durfte man für ein Pfund Fleisch nebst Suppe nicht über 2 Batzen, für Schlafgeld nicht über 3 Rappen verlangen. Von armen Leuten, die „eine Brühe über's Brot" wünschten, war für solche mit Inbegriff des Schlafgeldes die Irte auf 6 Rappen festgestellt. Für die Kindtaufen wurde 1651 verfügt, daß die „erbettenen Gevattern" nicht mehr als auf's Höchste einen Reichsthaler einbinden sollten; „die Gotten Röcklein oder Bettzlein sammt dergleichen andern übermäßigen Geschenken sollen gar und gäntzlichen abgeschafft werden".

Die vom Stadtschreiber Hans Rudolph Burckhardt redigirte Ordonnanz Wettstein's schließt mit den Worten: „Nach diesem allem wisse sich Menniglich zu richten, vor Schaden und Schanden zu bewahren und zu hüten. Actum et Decretum Montags den zwantzigsten Februarij, Jahrs des Herrn, Eintausend, Sechshundert und Sechtzig."

# Bellelay und seine Geschichte.

Von **Frank** in Biel.

Bellelay, dessen Ruf einst weit über die Grenzen unserer Heimath hinausgedrungen ist, liegt ungefähr eine Wegstunde nördlich von Tavannes (Dachsfelden) auf einer Anhöhe. Die Gegend ist öd, melancholisch und wild. In einer Bodenvertiefung, am Saume eines großen Waldes, erhebt sich ein mächtiger Bau, das zu einem kleinen Theile zur Ruine gewordene ehemalige Kloster Bellelay.

Untenher der Ringmauer ergießt sich das Abwasser von vier unter dem Hofe des Klosters sich vereinigenden Brunnquellen. Der anfänglich bloße Laufgraben wird allmälig durch Hinzutritt verschiedener anderer kleiner Gewässer immer größer und bildet schließlich einen ganz ansehnlichen Waldbach: die Sorne.

Wenn der Wanderer den Lauf dieses Baches verfolgt, so tritt er in ungefähr 20 Minuten untenher in eine wildromantische Schlucht, bekannt unter dem Namen Gorges du Pichoux, deren Schönheiten und Eigenthümlichkeiten schon manchen Freund der Natur in Bewunderung versetzten.

Ueber den Ursprung des Namens Bellelay gehen die Ansichten der Ethnologen auseinander, obschon sie im Allgemeinen mit der Gründungsgeschichte des Klosters Bellelay, wie sie uns von Aebten überliefert wird, in welchem Ereignisse auch der Name Bellelay seinen Ursprung haben soll, alle mehr oder weniger einig gehen.

Nach der gewöhnlichen Deutung des Worts kommt Bellelay von belle laie, was verdeutscht „schöner Eber" heißt. Auf einer andern Seite dagegen glaubt man, daß lay nicht von laie (Eber) herrühre, sondern vielmehr, daß dieses Wort von lagia (Weg, worunter aber auch eine Allee oder ein (Wald-) Durchbruch verstanden werden könne, abgeleitet sei.

Bevor wir uns jedoch der einen oder andern dieser Ideen anschließen können, müssen wir vorerst die nun folgende historische Ueberlieferung kennen, die uns mit der Art und Weise der Gründung des Klosters bekannt macht.

Versetzen wir uns in die Mitte des 12. Jahrhunderts, in die Zeit der Kreuzzüge, wo ganze Völkerschaften des Abendlandes den häuslichen Herd verließen und hinzogen in's gelobte Land, um in Jerusalem am Grabe des Stifters der christlichen Religion, durch Gebete und Ceremonien sich von ihren Sünden zu reinigen.

In unseren Jurabergen sah es zu jener Zeit noch wild und rauh aus. In den gewaltigen finstern Wäldern, in den Schluchten, Höhlen und Bergen hausten wilde Thiere wie Wölfe, Wildschweine und Bären, und machten so jenen Landestheil zu einem höchst unfreundlichen.

Der Berner-Jura, zu jener Zeit zum Bisthum Basel gehörend, umfaßte die heutigen sechs Amtsbezirke mit Einschluß von Neuenstadt, damals Nugerole genannt. Sein Oberhaupt war der Fürstbischof von Basel und dieser hatte Sitz und Stimme auf den Reichstagen.

Moutier-Grandval (Münster) war zu jener Zeit eine blühende Abtei, deren Besitzthum eine sehr große Ausdehnung hatte. Zu ihren Ländereien gehörten in erster Linie das Münster- und das Saugernthal (Val de Soyhières), Illfingen, Neuenstadt, die Propstei St. Ursitz (St. Ursanne) sowie das ganze St. Immerthal. Zuerst war dieselbe von Mönchen des Benediktinerordens, später von Stiftsgeistlichen bewohnt.

In dem bereits ein halbes Jahrhundert andauernden Kampfe zwischen Papst Gregor VII. und dem deutschen Kaiser Heinrich IV., nahm die Abtei Moutier-Grandval Partei gegen den letztern und den Bischof von Basel. Um sich an der Abtei von Münster zu rächen, entriß ihr der Bischof einen großen Theil ihrer Ländereien, säkularisirte sie und machte aus ihr ein Kapitel. Die Besitzungen des Klosters waren jedoch immer noch von sehr beträchtlichem Umfange. Die Leitung lag in den Händen eines Propstes. Als ersten Vorsteher des Kapitels nennen uns die geschichtlichen Ueberlieferungen den Grafen oder Ritter Siginand.

Eines Tages, es soll um's Jahr 1136 gewesen sein, begab sich Siginand mit seinem Gefolge in die benachbarten Wälder auf die Jagd. Nach längerem Umherstreifen gewahrt er plötzlich einen Eber, den er Stunden lang mit der größten Anstrengung verfolgte und endlich unter vielen Gefahren zu erlegen im Stande war. In diesem Momente soll er, voll Bewunderung für das Thier, ausgerufen haben: „Belle lay"! (schöner Eber). Unterdessen aber war der Abend hereingebrochen und er befand sich weit entfernt von seinen Gefährten in einer unheimlichen grausigen Wildniß.

Kein menschlicher Laut, kein Jagdhorn gaben seinem Rufen Antwort. Nichts als das Geschrei wilder Thiere drang zu seinen Ohren. Erst jetzt wurde er gewahr, in welch' gefahrvoller Lage er sich befand. Schon drei Tage und drei Nächte hatte er sich in den finstern, endlosen Wäldern umhergedrängt, ohne einen Ausweg gefunden zu haben. Die übermäßigen Anstrengungen, Hunger und Durst, und die Entbehrung des Schlafes hatten ihm seine Kräfte geraubt. In dieser fatalen Lage, wo ein schrecklicher Tod ihm vor Augen stand, flehte er zu Gott dem Allmächtigen um seinen Beistand und gelobte, daß, wenn er ihn aus diesem Zustande erlöse, er an der Stelle, wo er den Eber erlegt, zu Ehren des h. Augustin ein Gotteshaus errichten lassen werde. Sein Gebet wurde erhört. Am Morgen des vierten Tages fand er endlich den Weg, der ihn aus diesem Labyrinthe befreite. Gott dankbar für die gütige Rettung, ließ er denn auch kurze Zeit darauf an der nämlichen Stelle, wo er den Eber getödtet, seinem Versprechen gemäß, eine St. Augustin geweihte Kapelle errichten, die er mit Gütern reich bedachte. Diese Kapelle stund, wo der Chor der heutigen Kirche. Ein Theil derselben soll noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts sichtbar gewesen sein. So lange diese Kapelle bestund, war sie ein Ort der allgemeinen Verehrung, von Seite der Protestanten sowohl wie von Seite der Katholiken.

Kaum war jenes Bethaus erbaut, so wurde der Ort ein Hort für Einsiedler. Diese vermehrten sich allmälig, bis am Ende eine ganze Kolonie von Mönchen des kurz vorher von St. Norbert gegründeten Prämonstratenserordens sich hier angesiedelt hatte.

Zur Seite der Kapelle erhob sich, auf Veranlassung des Bischofs Ortlieb von Froburg, nun ein Kloster, zu dem ein gewisser Gerold, der bis dahin im Kloster vom Lac-du-Joux gewirkt, den Grundstein gelegt haben soll. Durch eine Bulle vom Jahre 1142 erhielt das Kloster vom Papst Innocenz II. die kirchliche Sanktion. Der so eben genannte Gerold war der erste Abt von Bellelay. Er trat sein Amt an im Jahre 1141 und lag demselben ob bis zu seinem Tode im Frühling des Jahres 1170. Gerold war nicht nur ein würdiger Diener Gottes, sondern daneben auch ein sehr thätiger und fleißiger Mann. Während der ganzen Dauer seines Wirkens in Bellelay, nahm ihn in weltlichen Dingen nichts so sehr in Anspruch, wie die Erbauung und die Einrichtungen des Klosters. Seine Gefährten hielt er an zur Arbeit. Nicht nur in den Klosterräumen sollten sie sich bethätigen, sondern auch draußen, in Feld, Flur und Wald mußten

sie die Hände rühren. Inmitten einer großen Wiese stand eine steinerne Brücke mit steinernen Chorstühlen, die den Mönchen als Versammlungsort diente, um ohne Zeitverlust während der Feldarbeit einen Theil ihrer täglichen Gebete hersagen zu können.

Auf Gerold folgten bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts noch 41 Aebte, so daß das Kloster Bellelay, während seines Bestandes von nicht weniger denn 635 Jahren, im Ganzen von 42 Aebten geleitet wurde. Diese Aebte waren folgende:

| | Amtsantritt. | Todestag. |
|---|---|---|
| 1. Gerold | 1141 | 30. April 1170 |
| 2. Ludwig | 1170 | 18. „ 1202 |
| 3. Richard | 1202 | 17. Febr. 1237 |
| 4. Heinrich I. | 1237 | 16. Oktober 1256 |
| 5. Jakob I. | 1256 | 22. Mai 1258 |
| 6. Konrad | 1258 | 8. Nov. 1270 |
| 7. Peter I. | 1270 | 23. Febr. 1292 |
| 8. Burkhard | 1292 | 19. „ 1316 |
| 9. Lambert | 1316 | 18. Juli 1320 |
| 10. Peter II. | 1320 | 26. Dez. 1326 |
| 11. Heinrich II. | 1326 | 18. März 1350 |
| 12. Peter III. | 1350 | 22. August 1354 |
| 13. Jakob II. | 1354 | 21. „ 1358 |
| 14. Johann I. | 1358 | 3. Dez. 1365 |
| 15. „ II. | 1365 | 2. „ 1374 |
| 16. „ III. | 1374 | 23. Okt. 1398 |
| 17. „ IV. | 1398 | 20. Sept. 1401 |
| 18. Heinrich III. | 1401 | 27. Dez. 1418 |
| 19. Heischmann I. | 1418 | 21. Sept. 1426 |
| 20. Johann V. | 1426 | ? |
| 21. Peter IV. | ? | 13. Okt. 1439 |
| 22. Heischmann II. | 1439 | 11. Sept. 1448 |
| 23. Johann VI. | 1448 | 5. August 1458 |
| 24. „ VII. | 1458 | 26. Mai 1483 |
| 25. „ VIII. | 1483 | 17. Sept. 1490 |
| 26. „ IX. | 1490 | 21. Dez. 1508 |
| 27. Niklaus I. | 1508 | 12. Juni 1530 |
| 28. Johann X. | 1530 | 19. Dez. 1553 |

| | Amtsantritt. | Todestag. |
|---|---|---|
| 29. Servasius Fridez | 1553 | 22. Febr. 1561 |
| 30. Anton Fottel | 1561 | 25. „ 1574 |
| 31. Johann XI. | 1574 | 3. „ 1579 |
| 32. Werner Briselance | 1579 | 31. August 1612 |
| 33. David Juillerat | 1612 | 17. Febr. 1637 |
| 34. Joh. Peter Cuenot | 1637 | 4. März 1666 |
| 35. Johann Georg | 1666 | 20. März 1691 |
| 36. Norbert Periat | 1691 | 12. Nov. 1692 |
| 37. Friedrich von Staal | 1692 | 23. April 1706 |
| 38. Johann Georg II. Boirol | 1706 | 17. August 1719 |
| 39. Johann Baptiste Lemon | 1719 | 29. Mai 1743 |
| 40. Gregor Juliat | 1743 | 30. Nov. 1771 |
| 41. Niklaus II. | 1772 | 24. März 1784 |
| 42. Ambroise Monnin | 1784 | 1. Dez. 1808. |

Von diesen Aebten waren drei von Biel gebürtig. Es sind dies: Jakob II. (1354—1358), Johann VII. (1458—1483) und Niklaus I. (1508—1530).

Wir lesen in einer Schrift von St. Pallain, betitelt: „Vie de l'Abbé Schnell, zu Ehren unserer Stadt: „La ville de Bienne, tou„jours féconde en grands hommes, en a souvent gratifié l'abbaye „de Bellelay. Entre plusieurs dignes sujets qu'elle lui a procurés, „nous comptons trois abbés, dont le premier fut Jacques, le second „du nom etc.“

Der letzte dieser drei Aebte: Niklaus Schnell von Biel, soll eine in allen Theilen der Rechtswissenschaft sehr bewanderte Persönlichkeit gewesen sein. Der Bischof von Basel erhob ihn zum Mitgliede seines Geheim-Rathes und ernannte ihn zum Visitatoren der Provinzen von Burgund, Auvergne und Savoyen, Beamtungen, denen er allen mit Auszeichnung nachkam.

Das Kloster Bellelay nahm von der Zeit seiner Gründung hinweg immerfort an Ausdehnung seines Besitzthumes zu, von allen Seiten wurden ihm von Jahr zu Jahr großartige Vergabungen zu Theil. Der Abnutzen der das Kloster umgebenden Wälder und Weiden einzig wurde im Jahre 1790 auf nicht weniger denn 20,000 Fr. angeschlagen. In der ersten Zeit seines Bestehens wurde das Kloster am meisten begünstigt und beschenkt von dem schon erwähnten Bischof Ortlieb. Lange Zeit war

Bellelay Lehngut des Kapitels von Moutier-Grandval, erkaufte sich aber später mittelst einer kleinen jährlichen Gülte seine Unabhängigkeit von demselben.

Je am 13. April jeden Jahres hielt Bellelay sein Jahresfest ab, zu welchem die Bewohnerschaft der umliegenden Ortschaften in großer Zahl herbeiströmte. An Sonntagen und an Festlichkeiten in den umliegenden Dörfern, fand sich hinwiederum auch eine Anzahl Mönche von Bellelay, in einfacher Kleidung (weißer, an den Hüften umgürteter Leibrock), und den Priesterstock in der Hand, bei ihnen ein. Sie versahen auch lange Zeit den Gottesdienst in jenen Ortschaften, so z. B. in Tavannes, Chevenez, Lajoux, Bassecourt und Boécourt.

In der Zeitfolge nahm Bellelay immer zu an Ansehen und Macht, nicht allein in kirchlicher, sondern ebenso sehr in politischer Beziehung. Weit und breit fand man kein Kloster, das im Allgemeinen seinen Ordensvorschriften so strenge nachlebte, wie dieses. Von all' den Makeln, die man von den Klöstern zu sehen gewohnt war, machte Bellelay eine Ausnahme. „Die heiligen Väter," so sagt uns Pfarrer Gobat von Pruntrut, „von Jugend auf an reine Sitten, an ein mäßiges Leben, an einen Sinn für's Studium gewöhnt und durch ein rauhes Klima und strenge Ordensregeln im Zügel gehalten, brachten ihre Zeit nicht in der Trägheit, im Müßiggang oder in der wollüstigen Befriedigung ihrer Wünsche zu, wie dies ihnen ungerechter Weise zum Vorwurf gemacht wurde." Die klösterlichen Regeln wurden jedoch auch nicht alle Zeit mit der gleichen Strenge befolgt. In Bellelay gab es nebst den Epochen strenger Frömmigkeit, auch solche der Erschlaffung. Eine Epoche wie die letztere war eingetreten im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Quiquerez schildert jene Zustände folgendermaßen:

„Mais de temps à autre il arriva qu'à Bellelay, comme en „bien d'autres monastères, la richesse et le bien-être firent tort „au service de Dieu et nous avons lu aux archives de graves „plaintes contre le relâchement du service paroissial, réduit au „18. siècle, au bon plaisir des moines et ne consistant plus qu'en „une messe le dimanche, sans instruction réligieuse quelconque, „en sorte que plus d'une fois, l'Evêque fut obligé d'intervenir „et de rappeler les moines que la desserte d'une paroisse ne „consistait pas seulement dans la lecture d'une messe en latin. „Bellelay s'était du reste relâché sur plusieurs points de ses

„statuts claustraux. L'autorité de l'abbé n'etait pas suffisante „pour maintenir l'ordre et la discipline. L'encent du couvent „paraissait trop restreinte aux jeunes moines; souvent on les „voyait parcourir les villages et les métairies fort loin à la „ronde allant où l'on ne devait pas les rencontrer, se faisant „même battre au cabaret. Le voeu de pauvreté n'était pas rigou„reusement observé; des moines à esprit mercantile reservaient „des relations avec leur familles et faisaient divers négoces par „l'intermédiaire de leur parents. Ceux-ci allaient et venaient „au couvent qui était devenu le centre de ce mouvement dé„sordonné."

Die Zurückführung der alten Ordnung wurde erst möglich, als Nikolas Deluce im Jahre 1772 zum Abte erhoben wurde. Ihm gelang sein Werk, indem er jeden Klostergeistlichen nöthigte, ein Handwerk zu erlernen, damit sie für ihre Mußestunden Beschäftigung hätten.

In politischer Richtung bildete Bellelay einen selbständigen Theil des Bisthums Basel, dessen Vorsteher an den Deputirten-Versammlungen der Landesstaaten die Präsidentschaft führte. Mit den Städten Bern, Biel und Solothurn war Bellelay schutzverwandt. In Zeiten von Gefahr unterstützte es dieselben mit Militär und umgekehrt, wenn Bellelay der Hilfe bedurfte. Ruhig wie heutzutage war es nämlich nicht immer da hinten im Berner Jura. Während Jahrhunderten, ganz besonders aber während und nach dem dreißigjährigen Kriege war Bellelay bereits fortwährend der Schauplatz fremder Kriegshorden, die das Land ausplünderten, verheerten, und Noth, Elend und Krankheiten dessen Bewohnern hinterließen.

Zur Zeit des Abtes Heinrich III. im Jahre 1417 wurde das Kloster Bellelay auf Anstiften Richard's von Neuenburg, vom Grafen Huguelin durch eine zahlreiche bewaffnete burgundische Truppe nächtlich überfallen und arg zerstört. Er raubte die Kelche sowie verschiedene verehrte Bilder und Gegenstände und führte den Abt als Gefangenen auf die Insel sur-le-Daubs, den er nicht eher freiließ, bevor ihm das Kloster ein hohes Lösegeld entrichtet hatte.

Von nun an hatte Bellelay lange Zeit ziemliche Ruhe.

Zur Zeit der Reformation hatte das Kloster Bellelay sich höchst ruhig verhalten und während dem in den umliegenden Ländern die Glaubensverschiedenheit die schrecklichsten Beispiele von Glaubenshaß und Parteiwuth zu Tage förderte, mit seinen benachbarten Ortschaften im besten

Frieden gelebt. Nicht als Feinde oder als Ketzer behandelte Bellelay die Anhänger der neuen Lehre, sondern wie ein Abt sich ausdrückte, als eine Heerde, die ihren Führer verloren. Durch Zureden und Belehrungen gab Bellelay sich Mühe, die vom Wege des Heils Abgewichenen zu ihrem frühern Glauben zurückzuführen. Als im St. Immer- und im Münsterthal die Reformation sich Bahn brach, da beorderte der Abt von Bellelay einen Klostergeistlichen nach Dachsfelden, um die Bewohner in ihrem Glauben zu befestigen. Als jedoch die neue Lehre immer mehr sich Bahn brach und auch in Bern angenommen wurde, ließ der Abt von Bellelay diesen Priester in's Kloster zurückberufen und sendete einen andern Prediger nach Tavannes, einen, der sich von allen seinen Klosterbrüdern als der eifrigste auszeichnete, hin, den Protestantismus zu bekämpfen. Welch' Erstaunen, welch' Entsetzen gab es aber in unserem Kloster, als es kurze Zeit darauf hieß, daß dieser selbst sich dem neuen Glauben zugekehrt! Wie wird man ihn, den einst treuen Katholiken, den nun protestantischer Pfarrer gewordenen Möschler, als er als solcher seine ehemaligen Klosterbrüder zum ersten Mal besuchte, empfangen haben? Als einen Ketzer, mit Abscheu und Verschmähung!? Keineswegs. Mit Liebe und Zärtlichkeit empfing man ihn; gleich einem Kranken wurde er behandelt und für seine von Gottes Wegen abgewichene Seele gebetet. Tag für Tag war im Kloster Bellelay für den Pfarrer von Dachsfelden am Tische der Geistlichen ein Platz vorbehalten, wovon ganz besonders ein späterer Pfarrer T. R. Frêne Gebrauch gemacht haben soll.

Eines Sonntag Morgens, so wird uns erzählt, predigte selbst der Reformator Farel durch ein Fenster der Bellelay-Wirthschaft, gerade um die Zeit, als das Volk aus der Kirche trat.

Ein reformirter Pfarrer der Umgegend brachte von Geistlichen des Klosters Bellelay verfaßte Predigten auf seiner Kanzel zum Vortrag.

Als im Jahre 1797 das Kloster von den Franzosen geplündert und die Geistlichen vertrieben wurden, nahmen diese bei ihrem Wegzuge in der Umgegend bei Protestanten wie bei Katholiken Abschied. Rührende Szenen sollen bei diesem Anlasse vorgefallen sein. Dies ist ein Beweis für die Liebe und Achtung, in denen das Kloster bei den Bewohnern der ganzen Gegend gestanden.

Zu Ende des 16. und in den ersten Decennien des 17. Jahrhunderts aber wurde das Land Jahrzehnte lang stetsfort von fremden Völkern besetzt. Kaum war eine Horde fortgezogen, drang wieder eine

andere in's Land. Deutsche, französische und schwedische Fremdlinge hatten unsere Jurathäler bereits ausgesogen, als der Russe Konofski mit einer Abtheilung der Türenne'schen Armee im Bisthum Basel sein Winterquartier aufschlug (1634), wobei auch zuweilen Bellelay von kriegerischen Raufbolden beunruhigt wurde.

Von den 42 Aebten, die Bellelay vorstunden, haben sich, nebst den bereits speziell erwähnten, diejenigen vom letzten Jahrhundert durch seltene Eigenschaften und große Geistesgaben hervorgethan.

Johann Georg II. (Voirol von Genevez), bezeichnen die Annalen als ein Muster von Rechtschaffenheit, Gewissenhaftigkeit und Bescheidenheit, als einen Feind des Lasters, der Wissenschaft zugethan. Sein Grab im Kloster von La Porte du Ciel trägt die Inschrift: „Ci-git Réve-„rend Seigneur et père en Jésu-Christ, Jean George Voirol, abbé „de l'église de Bellelay, décédé le 17 Août 1719. Qu'il repose „en paix. Amen. Vanité des vanités et tout n'est que vanité."

Sein Nachfolger Jean Baptiste Lémon war Doktor der Theologie, ein ausgezeichneter, gründlicher Gelehrter. Als Abt erwarb er sich ein besonderes Verdienst durch seine Neu-Erbauung und Verschönerung des Klosters.

Der drittletzte Abt Gregor Joliat zeichnete sich aus durch seine seltene Herzensgüte gegenüber seinen Untergebenen wie gegen die Armen. „Les „indigents avaient toujours un libre accès auprès de lui," sagt man von ihm.

Unter seiner Vorsteherschaft nahm das Kloster zu an neuen Bauten. So erstunden die Mühle, das Haus der Schuhmacher, die Ringmauer und zwei große Scheunen.

Den Höhepunkt seiner Blüthe erreichte das Kloster Bellelay aber unter der Leitung seines vorletzten Abtes Niklaus Delüce, der in Bezug auf seine moralischen und geistigen Eigenschaften alle seine Vorgänger übertraf.

Viele Gelehrte, viele Geistesgrößen haben einst in jenem Steinkoloß, dem Kloster Bellelay gelebt und gewirkt. Quiquerez nennt uns u. A. folgende: P. Pacifique Migy, Pfarrer in Bern, später in Pruntrut, P. Voirol und P. Fleury, Professoren der Theologie, P. Xavier Ertel, Vorsteher des Pensionat's und ausgezeichneter Optiker, und den später in Delsberg thätig gewesenen P. Berbier.

Der größte Theil der Klosterbrüder war graduirt.

Bevor wir zum Schlußakte unserer Betrachtung übergehen, werfen wir einen Blick auf die äußere Gestalt und Ausdehnung des Klosters, seine innere Einrichtung, seine Merkwürdigkeiten und Dependenzen.

Wie Bellelay gegründet wurde, wie es seinen Namen erhalten, wie an jene, inmitten eines finstern, öden Tannenwaldes errichtete, einfache Betkapelle allmälig ein Kloster sich anschloß, und wie dasselbe mit der Zeit bevölkert wurde, haben wir bereits gesehen. So wie die Abtei zu Anfang ihres Bestehens war, so blieb sie jedoch nicht alle Zeit. Höhere Gewalt und der Wechsel der Zeitumstände haben oft zu Aenderungen und Neubauten Veranlassung gegeben. Die einstige Kapelle ward zu klein und mußte zu einer Kirche umgebaut werden; die Ausdehnung des Klosters genügte nicht mehr, man erweiterte die Mauern. Später gebrach es an Platz im Innern und so wurde der vorerst einstöckige Bau um ein Stockwerk höher aufgeführt. Zweimal wurde das Kloster oder ein Theil desselben ein Raub der Flammen. Im Jahre 1402 brannte die Kirche ab und 78 Jahre später traf das Kloster (hier im engern Sinne genommen) das nämliche Schicksal. Vom Kloster, wie es im 12. Jahrhundert gebaut wurde, besitzt der heutige Bau einzig noch einen Theil seiner Grundmauern.

Das Kloster Bellelay liegt in einem großen, von einer Ringmauer eingefriedeten Hofe und bildet an und für sich ein Viereck von ungefähr 40,000 □′ Inhalt, der innere Klosterhof inbegriffen. Vorn zu beiden Seiten des Portals stehen zwei Thürme, deren Höhe bis zur Kuppel 105 oder bis zum Kreuz 140 Fuß betragen haben soll. Derjenige rechts beim Eingang, heute eine Ruine, datirt aus dem 12. Jahrhundert. Auf der Frontseite links, am Kloster angebaut, steht die im Jahre 1714 in Form eines Kreuzes neu erstellte und von Fürstbischof Johann Konrad am 23. September gl. J. eingeweihte Kirche. Im Durchschnitt beträgt ihre Länge 180, die Breite 74 und die Höhe 55 Fuß. Die Höhe des großen Schiffs beträgt 70 Fuß. Zu Seiten des Schiffs befanden sich fünf von einer großen Gallerie gewölbte Kapellen. Die Gewölbe sind alle aus Backstein erbaut und waren mit künstlerischen Gypsverzierungen und prachtvollen Frescomalereien reich geschmückt. Der ganze Kirchenboden bestund aus kleinen aneinander gefügten Steinplatten, deren geschmackvolle Zusammensetzung die hübschesten Bilder und Figuren darstellte.

Im Hintergrunde der Kirche befand sich ein großartiges, vorzügliches Orgelwerk und eine zweite kleinere Orgel war nördlich vom Chor angebracht. Ein prächtiges Eisengitter (das heute das Eingangsportal zu einem

Garten in der Juravorstadt zu Biel bildet) trennte den Kirchenchor vom Schiff. Noch sei hier des herrlich geschmückten Altars, des Meisterwerkes von einer Kanzel, der feinen Eichenholzverzierungen, der prunkvollen Glasmalereien, so wie der vielen von Künstlerhänden verfertigten Gemälde gedacht.

Unter dem Kirchenchor befand sich die Gruft, wo die Gebeine der verstorbenen Mönche beigesetzt wurden.

Das Kloster besteht aus dem Erdgeschoß und zwei Stockwerken und umfaßt drei Hauptgebäude und vier Eck-Pavillons, zählt 267 Fenster, 63 kleinere Zimmer oder Zellen, 19 große Zimmer und 6 große Säle. Auf der einen Seite, gegen den Hof zu, befindet sich in jedem Stockwerk ein steinerner Gang mit aus Stein gehauenen Treppen. Wände und Decken der Zellen und Säle waren vergypst. Jeder Geistliche hatte eine Zelle. Darin stund: (je für zwei Zimmer zusammen) ein guter Ofen aus Fayence, ein Bett, ein Tisch, zwei Sessel, ein Betstuhl, sowie ein Schrank, oben mit einigen Brettern zum Aufstellen der Bücher. Die Abtei war vom Kloster durch Eisengitter, die von oben bis auf den Grund hinabgingen, abgetrennt. Von den verschiedenen Sälen und Salons diente u. A. der eine im Erdgeschoß als Eßsaal, ein anderer als Bibliothekſaal, ein dritter als Theatersaal, andere dienten als Arbeits-Ateliers für Kunst und Gewerbe oder als Uebungssäle für Physik, Chemie, Optik u. s. w. Ein spezielles Appartement war dem Fürstbischof vorbehalten. Der Schatz befand sich in einem gewölbten, gut verschlossenen Zimmer. Unter den Gebäuden befinden sich die unendlich großen, geräumigen Keller, abgeschlossen durch große, schwere, kunstvoll geschaffene Eisenportale. Es sollen diese letztern im Jahre 1730 von einem Schlosser in Delsberg, Namens Humbert Bacon verfertigt worden sein. So umfangreich die Kellerräume auch gewesen zu sein scheinen, so waren sie doch keineswegs zu groß, wenn man die vielen Rebenbesitzungen des Klosters in Betracht zieht. In weinreichen Jahren kam es oft vor, daß man in Verlegenheit gerieth, wo man den Wein alle unterbringen wolle.

An dem so beliebten Rebensaft gebrach es denn unsern frommen Klosterbrüdern auch nicht. Bei jeder Mahlzeit ward einem jeden Geistlichen eine Flasche Wein aufgetragen.

Nicht nur an gutem Getränk jedoch, sondern auch am feinen Bissen durfte es ihnen nicht fehlen. Das Kloster war in Küche und Keller auf's vorzüglichste eingerichtet und versehen. Im Erdgeschoß, da fanden wir eine

Küche, wo die gewöhnlichern Gerichte gekocht und hergerichtet wurden. Daneben war, zur Zubereitung feinerer Leckerbissen, eine sogenannte Bratenküche (cuisine aux rôtissoirs). Außer diesen beiden gab es noch eine dritte Küche zur Herstellung des Backwerks, wie Kuchen, Fladen, Pasteten ꝛc. Das Brod wurde ebenfalls selbst gebacken. Hiezu war eine Bäckerei eingerichtet. Einzig im Kloster, bei der großen Zahl von Geistlichen, war der Verbrauch an Brod schon ein erheblicher. Außerdem dürfen wir aber nicht vergessen, daß das Kloster sich durch einen großmüthigen Wohlthätigkeitssinn eine Ehrenkrone für alle Zeiten geschaffen hat. Tag für Tag erschienen die Armen der Umgegend vor den Pforten des Klosters Bellelay, um Brod und andere Nahrungsmittel in Empfang zu nehmen. Im Jahre 1786 betrug das an arme Familien vertheilte Brod über tausend Centner.

Noch wollen wir an dieser Stelle der Gastfreundschaft gedenken, die das Kloster gepflegt. Jeder Fremde wurde im Kloster auf's Freundlichste empfangen und durfte ohne Einladung drei Tage hier zubringen. War es eine Person, die eine gewisse Bildung besaß, so aß sie an der Tafel des Abts; im andern Falle wurde ihr am Tische der Mönche aufgetragen.

Außerhalb des Klosters, im äußern Hofe, waren mit Bäumen bepflanzte Terrassen, Blumen- und Gemüse-Gärten und Lustwäldchen, zur Sommerszeit alles in üppigster Pracht.

In der südwestlichen Ecke des äußern Hofes rechts neben dem Kloster stund eine Mühle mit einer geräumigen Bäckerei. Oben in einem Seitentheile der Mühle befand sich das Musikkabinet.

Vorn links neben dem Eingangsportal stund ein vom Abte Deluce im Jahre 1772 gegründetes Seminar, ein Erziehungs- und Vorbildungs-Institut für Knaben, zuerst nur für angehende Mönche bestimmt. Von der letztern Regel sah man jedoch bald ab, indem man auch den Fremden den Zutritt gewährte. Das Institut war nach den Militärschulen Frankreichs organisirt; es nahm die nämlichen Lehrbücher wie die nämlichen Unterrichtsmethode zur Richtschnur. In physischer, moralischer und wissenschaftlicher Beziehung konnte der junge Mann sich hier entwickeln. Die ausgezeichnete Leitung und Ordnung, die da herrschte und der unübertreffliche Unterricht, der da ertheilt wurde, verschaffte dem Institut einen solchen Ruf, daß von allen Ländern Europa's junge Leute hergezogen kamen, um in Bellelay eine richtige Vorschule für ihren spätern Beruf durchzumachen. Ihr Unterricht war ein höchst mannigfaltiger und richtete sich je nach dem

Berufe, dem der Einzelne sich widmen wollte, selbst der Tanz und militärische Uebungen durften dabei nicht fehlen.

Das Seminar Bellelay stand, wie Quiquerez sagt, bald in großem Kontrast zu der damaligen, unter der Leitung der Jesuiten und dem Klerus gestandenen Schule von Pruntrut.

Die Zöglinge trugen eine blau und rothe Uniform, besaßen eine entsprechende Schießwaffe; sie hatten eine eigene Musik und wurden militärisch vorgebildet. Das Pensionat war ein hübsches Gebäude, bestehend aus dem Erdgeschoß und zwei Stockwerken und zählte 132 Fenster. Die Säle waren mit hübschen Fresken bemalt. Im Erdgeschoß wohnten die ausschließlich für den Unterricht bestimmten Lehrer, sowie die Verwalter des Etablissements. Hier befand sich auch die Kloster-Apotheke.

Nebst diesem Gebäude waren im nämlichen Hofe noch eine Schmiede, eine Gerberei und andere Werkstätten und Dependenzen.

Auch außerhalb der Ringmauer des Klosters besaß das letztere verschiedene Gebäulichkeiten. Ein großes, geräumiges, zweistöckiges Gebäude war das Spital, welches zu einer Erziehungsanstalt für verwaiste Mädchen umgewandelt wurde. Hier ernährte, kleidete und erzog das Kloster auf seine eigene Kosten je 16 aus Gemeinden, die ihm den Zehenten bezahlten, gewählte Waisenmädchen. Unter der vorzüglichen Aufsicht ihrer Vorsteherinnen erhielten diese Mädchen Unterricht in allen weiblichen Arbeiten wie in moralischer Beziehung. Durch die Gründung dieser köstlichen Anstalt sowie des eben erwähnten Seminars hat Bellelay ein weiteres Monument zu seinem Ruhme sich errichtet.

In unmittelbarer Nähe des Spitals befand sich ein großer Pachthof, wo der so rühmlichst bekannte Bellelay-Käse „Tête de moine“ gemacht wurde, nicht weit davon eine Ziegelei und gegenüber dem Kloster steht die große, geräumige, im Jahre 1740 erbaute Wirthschaft, in der schon manche große berühmte Persönlichkeit eingekehrt. Am 29. Juli 1785 z. B. beherbergte sie die Gräfin von Bourbon, welche von einer Schweizerreise zurückkehrend, ihren Weg über Bellelay nach Frankreich nahm.

Inmitten dieser Epoche der höchsten Blüthe Bellelay's, zu einer Zeit, wo sein glorreicher Name weit hinausdrang in fremde Lande, da wurde sein Lebensfaden mit einem Schlage abgeschnitten, sein Gut behändigt und die Bewohner vertrieben.

Geschichte und Hergang dieses Ereignisses lassen sich folgendermaßen darstellen:

Wie wir bereits wissen, war das Bisthum Basel zur Zeit der Gründung Bellelay's Stand des deutschen Reiches. Der jeweilige Fürstbischof, der an seiner Spitze stand, hatte seinen Sitz in Basel, von wo er jedoch zur Zeit der Reformation vertrieben wurde. Seinen Hauptsitz schlug er alsdann auf in Pruntrut, hatte aber später auch eine Residenz in Delsberg, und brachte seine Zeit sodann abwechslungsweise, bald hier, bald dort zu. Die Reformation hatte sein Besitzthum erheblich geschmälert. Durch den westphälischen Frieden wurde alsdann das Land in „Reichsland" und „Schweizerboden" geschieden. Die Grenze bildete der berühmte Felspaß Pierre-Pertuis. Reichsland nannte man die Landschaft jenseits und Schweizerboden diejenige diesseits des Jura.

Der sog. Schweizerboden wurde durch den westphälischen Frieden als nicht mehr zum deutschen Reiche gehörig erklärt, blieb jedoch noch Unterthanengebiet des Bischofs, besaß dagegen mehr Freiheiten denn das sog. Reichsland, von dem einzig das größtentheils reformirte Münsterthal mit Bern in einem Schutzbündniß stand. Das Reichsland wurde von seinen Bischöfen fortwährend auf eine höchst schimpfliche Weise bedrückt und geknechtet, was denn auch zeitweise zu Aufständen Anlaß gab, wie dies z. B. in den Dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Fall war. Um seine Landsleute noch besser in Fesseln halten zu können, schloß im September 1739 der damalige Bischof Jakob Sigmund mit Ludwig XV. von Frankreich einen Vertrag ab, zu gegenseitiger Auslieferung aufrührischer entflohener Unterthanen und Unterstützung bei innern Unruhen. Dies bewirkte, daß bereits das halbe Jahrhundert hindurch französische Truppen die Bewohner des Landes bewachten und die Unzufriedenen mit Gefangenschaft, Einbuße des Vermögens und schmählichem Tode bedrohten.

Mit Ausbruch der französischen Revolution fing's nun auch im sog. Reichsland im Bisthum Basel an zu gähren. Das Volk lehnte sich auf mehr denn je. Der mit den eidgenössischen Ständen schutzverwandte Fürstbischof verlangte von denselben Unterstützung, um den Wirren ein Ende zu machen. Die eidgen. Stände zeigten jedoch bei ihren damals ohnedies schon lockern Zuständen in ihrem eigenen Lande keine Bereitwilligkeit, ihm zu entsprechen. So wandte sich denn der Bischof an den Kaiser. Dieser war zur Hilfeleistung bereit, dagegen verweigerte Basel zuerst, der Neutralität halber, seinen Truppen den Durchzug. Endlich aber gelang es dem Fürstbischof, eine Abtheilung Oesterreicher in sein Land einzuführen. Vor diesen flohen die Aufrührerischen auf französischen Boden und machten

später, unterstützt von dem berüchtigten Schweizerklub, einen Einfall in ihr Vaterland, der ihnen jedoch mißglückte.

Kaum hatten die Oestereicher das Land wieder verlassen, so wurde das Reichsland von den Franzosen besetzt und im November des Jahres 1792 als Rauracische Republik ausgekündet. Der Fürstbischof entfloh aus seinem Gebiete und begab sich, nachdem er zuvor in Bellelay einen flüchtigen Besuch gemacht, nach Biel.

Mit der Besitznahme des bischöflichen Reichslandes gab sich das französische Direktorium nicht zufrieden; auch der sog. Schweizerboden sollte mit Frankreich vereinigt werden. Als die Schweiz hiezu nicht freiwillig Hand bieten wollte, wurde das Gebiet mit den Waffen erobert. Dem Kloster Bellelay blieben jedoch durch ein Dekret vom 26. April 1793 seine Besitzungen sowie seine helvetischen Neutralitätsvortheile gewahrt.

Dessen ungeachtet erschien am 15. Dezember 1797 der Divisions-General Gouvion-St. Cyr mit einer Militär-Abtheilung vor den Mauern von Bellelay, ohne Rücksicht zu nehmen auf die Protestation der hier einquartiert gewesenen Schutzwache. St. Cyr verlangte Aushändigung der Schlüssel und gab den Geistlichen den Befehl, am folgenden Tage das Kloster zu verlassen. Die Mönche erbaten hiezu eine Frist von einigen Tagen. Um den General in günstige Stimmung zu versetzen, ließen sie ihm durch ihre Zöglinge eine Serenade darbringen und sie vor seinen Augen einige hübsche militärische Uebungen aufführen, an welchen er sehr Gefallen gefunden haben soll. Der Plan der Mönche gelang. Ihrem Wunsche um Aufschub ihrer Reise auf einige Tage hinaus, wurde vom General entsprochen. Wie der Tag der Abreise anbrach, nahmen die Geistlichen von Bellelay Abschied. Dreizehn Wagen führten sie mit den wenigen Effekten, die man ihnen mitzunehmen gewährte, die Straße hinab gegen Biel zu. Die meisten von ihnen begaben sich nach la Porte-du-Ciel und von den Mönchen wurden noch einige einen Monat in Bellelay zurückbehalten, um die Rechnung der Zöglinge abzuschließen und ein Verzeichniß sämmtlicher Besitzthümer des Klosters zu machen.

Die Mobilien wurden sofort an eine öffentliche Steigerung gebracht, welche nicht weniger denn sechs Monate andauerte. Kunstgegenstände, Gemälde, Dokumente, Bücher und Manuskripte wurden zu den niedrigsten Preisen hergegeben. Viele für die Wissenschaft von hohem Werthe gewesene Schätze gingen dabei verloren oder wurden als werthlos vernichtet. Die Glocken der beiden Thürme und der Kirche, in einem Gesammtgewicht

von 15,350 Pfd., sowie die Pfeifenröhren der großen Orgel wurden zu Kanonen umgegossen; die kleine Orgel kam in die Kirche von Chaux-de-Fonds. Das Klostergebäude kaufte ein F. Jassy, welcher in demselben eine Uhrenfabrik sowie eine Bierbrauerei einrichtete.

Viele von den Beweglichkeiten Bellelay's wurden von den Bewohnern der Umgegend in nächtlicher Stille fortgebracht, meist so, daß diese durch die mannshohen, unterirdischen Kanäle in's Kloster eindrangen und fortschleppten, was sie erwischen konnten. Hiezu waren sie von den Klostergeistlichen bei ihrem Wegzuge berechtigt und angespornt worden. Heute findet man noch hin und wieder in den Familien unserer jurassischen Thäler Gegenstände dieser oder jener Art vom Kloster Bellelay, welche gleichsam als Heiligthümer gehalten und verehrt werden.

* * *

Wenden wir nun schnell einen flüchtigen Blick auf das einstige Kloster Bellelay in seiner heutigen Gestalt.

Die Kirche, jenes einst so hochverehrte Heiligthum, ist entweiht; die Hallen, in denen Jahrhunderte lang die frommen Klosterbrüder Gott ihre Huldigungen darbrachten, sind heute umgewandelt zu Kühställen, die Gallerie angefüllt mit Stroh und Futter, ja selbst die letzte Ruhestätte der Mönche, die Todtengruft unter der Kirche blieb nicht vergessen. Auch sie wurde zu Ställen umgeschaffen. Im Kloster selbst sieht es ebenfalls öde, traurig und verlassen aus. Einige wenige Zimmer darin sind zu öffentlichen Zwecken, zu Post- und Telegraphen-Büreaux wieder hergestellt worden. Von allen übrigen Lokalitäten ist einzig noch der Bibliothekssaal, der zwar in den ersten Dezennien unseres Jahrhunderts so gut wie möglich wieder hergerichtet wurde.

Von den Dependenzen im äußern Hofe sehen wir heute keine Spur mehr. Wo vormals ein Pensionat, eine Gerberei, eine Schmiede und andere Gebäulichkeiten stunden, ist heute nichts denn ein bloßer Rasenplatz.

Das Kloster mit der Kirche allein hat des Zerstörers Hand verschont. Er, der mächtige Bau des Klosters, steht noch da, als Zeuge einstigen Reichthums, ehemaliger Großartigkeit. Stolz ragen sie noch empor jene alten gewaltigen Mauern, gleichsam als ob sie uns verkünden wollten, daß, ungeachtet der vielen Stürme, die über sie hereingeschlagen, ihre letzte Stunde doch noch nicht gekommen sei und daß sie noch manchem Ungewitter zu trotzen vermögen. Bevor sie zusammenstürzen, wollen sie noch einmal

der Menschheit nützlich werden. Das wird das Kloster auch sein, wenn der Staat Bern dasselbe ankauft und zu einer Anstalt für Irre umwandelt, wie ein Projekt hiezu schon längst vorliegt und wozu die Société jurassienne d'Emulation vor bereits 50 Jahren die Initiative ergriffen.

# Das Lösungsrecht.

Eine Rheinfelder Erzählung von **Reinhold Günther.**

Der scharfe Maienwind fuhr durch die Gassen der in nächtlicher Ruhe befangenen guten, alten Stadt Rheinfelden. In ihre Mäntel gehüllt schritten zwei Männer daher, ein leises Gespräch führend, das nichts desto weniger ein lebhaftes zu sein schien. Plötzlich stand der Größere von ihnen einen Augenblick still und indem er sich an den Begleiter wandte, sprach er mit vor innerem Grimm zitternder Stimme: „Gib acht, Hilarius, wenn wir noch lange säumen, so hat der schlaue Meister Jörg sein Spiel bei der Brigitte gewonnen."

„So störe es ihm doch," lachte höhnisch der Angeredete. „Du, der Sohn des Dominus und Schultheißen Hans Brombach, wird doch Mittel an der Hand haben, „um einen Maler unschädlich zu machen!"

„Ich habe sie eben nicht," brummte der Erste wieder, „hätte ich sie, bei dem heiligen Hubertus, der mein Schutzpatron ist, ich hätte es nicht so lange mit angesehen."

„So will ich Dir einen Vorschlag machen," meinte der Kleinere wieder, „überlaß Du mir die Sache, ich werde Dir helfen — aber unter einer Bedingung," fuhr er fort, als er sah, daß sein Begleiter eine zustimmende Bewegung machte, „Du sorgst dafür, daß ich an den kaiserlichen Hof gelange, wie, das ist Deine Sache, ebenso wie es die meinige sein wird, den Meister Jörg Dir für immer vom Halse zu schaffen." „Es gilt," rief der junge Brombach. Wiederum lachte der Kleine höhnisch und Beide schritten nun schweigend dahin, ein Jeder seinen Gedanken nachhängend.

Ein wundervoller Morgen war herangebrochen, ein so schöner, wie

ihn das Jahr 1536 noch niemals gesehen hatte. Da konnte es nicht Wunder nehmen, daß Meister Jörg, der Maler, welcher vor nicht langer Zeit mit seinem Ehegespons von Benfelden im Elsaß nach Rheinfelden gekommen war, heute mit froherem Muthe an die Arbeit ging als sonst. Der Meister war lange in Italien gewesen und genoß eines großen Rufes als Freskomaler, nun hatte er sich vor kurzem mit einem Mädchen seines Heimathortes verheirathet und hier niedergelassen, besonders da er in der Stadt schnell reichliche Arbeit gefunden.

Lustig singend war er jetzt zu seinem Karton niedergesessen; fleißig fuhr die Kohle über den Entwurf, der der Front des Hauses der Edlen von Geroldseck als Grundlage für eine bildliche Ausschmückung dienen sollte. Nicht lange währte es, so trat die blonde Margareth, des Meisters Eheweib, zu ihm heran und nachdem sie der kunstfertigen Hand ein Weniges zugesehen, begann sie, dem Meister die Hand auf die Schulter legend:

„Ach Jörg, ich hatte einen häßlichen Traum in der Nacht, der mich nicht schlafen ließ, ich sah Dich im Rheine ertrinken, während Du vergebens mit gebundenen Händen nach Hilfe riefst."

„Träume sind Schäume und bedeuten Nichts," lächelte der Maler, „gib mir einen Kuß, liebes Herz und sorge Dich nicht. Wie könnte mir wohl etwas geschehen, mir, dem der stolze Herr von Geroldseck so gerne die Einwilligung, sein schönes Töchterlein Brigitta zu malen, gegeben hat."

„Eben das ist es," versetzte sorgenvoll Margarethe, „ich wollte, man hätte Dir es abgeschlagen."

„Gewiß bist Du eifersüchtig auf das liebliche reizende Fräulein", fuhr Jörg heraus, die Kohle bei Seite legend, „das finde ich nicht klug von Dir."

„Keine Eifersucht bewegt mich," fiel ihm die Frau eifrig in's Wort, „nur die Liebe zu Dir heißt mich Dich warnen. Sieh', in der Stadt sagen sie, der Junker Hubert von Wildenstein gedächte das Fräulein heimzuführen."

„Meinen Segen hat er dazu," sprach fast unwillig der Meister, die Kohle wieder zur Hand nehmend.

„Jörg, Du nimmst alles auf die leichte Achsel, er sieht es nicht gerne, daß Brigitta von Geroldseck Tag aus Tag ein unser Haus besucht. Schon letzthin hat sein steter Begleiter, der Sekretarius Hilar, ein hämisch Wort darüber gesprochen."

„Nun gut und wenn auch," brauste der Maler auf, „ich vermeine, das sollte den alten Ritter in die Nase stechen, nicht uns. Habe ich das Fräulein bethört? Will ich sie mir etwa zu Willen machen?"

„Alles recht, Lieber," wandte die Frau ein, „aber Du bist nicht von Adel und fällt nur der geringste Schatten auf Dich, so wirst Du der Herren Zorn fühlen müssen."

„Ach, laß mich in Ruh' und Frieden, ich thue nichts Unrechtes und bitte Dich nur, nicht auf das Geschwätz eines Neidlings Acht zu geben. Für das Muttergottesbild brauche ich die Larve des Fräuleins und wer daran Etwas findet, hat es mit mir zu thun — bei meiner Ehre." —

Seufzend erhob sich Margarethe und während dicke Thränen aus ihren Augen stürzten, zog sie die Thüre hinter sich zu, den Meister in heftigem Zorne zurücklassend.

Unwillkürlich stiegen dem fleißigen Zeichner nun doch einige finstere Gedanken auf, aber er bezwang sich und gar bald lachte sein froher Sinn über die Warnungen der Frau. Warum sollte er das Edelfräulein denn auch nicht malen? Sie kam gerne und ebenso freute sich Jörg auf die Sitzungen; als ächter Künstler bewunderte er das schöne Menschenkind, dessen Seele nichts ahnte von Sünde und Lüge, dessen Antlitz die reinste Jungfräulichkeit abspiegelte.

Als Brigitte heute mit freundlichem Gruße wie immer eintrat und sich in dem Lehnsessel mit dem hohen Rücken niedergelassen hatte, die Sonne aber neckisch das kastanienbraune Haar vergoldete, da war es dem Meister, als solle er zu ihr reden, von den häßlichen Worten, die Hilarius der Sache gewidmet. Aber er bezwang sich und führte, wie sonst wohl, ein einfach scherzhaftes Gespräch mit der Dame.

Auch Margarethe schwieg still, kein Wort kam mehr über ihre Lippen, nur wenn sie allein, dann preßte die Sorge ihr Seufzer und Thränen ab, von denen Jörg doch nichts merken sollte.

So war eine Woche vergangen; der Künstler hatte längst über neuen Entwürfen das Ganze vergessen und selbst seiner Eheliebsten Gemüth schien sich allgemach wieder beruhigt zu haben. — Pfingsten, das Fest der Freude und des Frühlings, brach heran und Lust erfüllte alle Bewohner des Städtchens; denn es stand ihnen ja eine große Abwechslung in ihrem alltäglichen Leben bevor. Fern aus dem Süden, dem Arelat, entstammten die fremden Gäste, welche zur Kurzweil der Leute Länder und Städte durchzogen.

Unter dem fahrenden Volk schien weitaus das meiste Ansehen zu haben, ein dunkles schwarzhaariges Frauenbild, von dem die Junker in der Stadt schworen, sie hätten noch kein schöneres gesehen. Die Züge des Weibes, von dem Niemand sagen konnte, ob sie Jungfrau, Frau oder Wittwe sei, trugen eine merkwürdige Schwermuth zur Schau, die vortrefflich mit dem glänzenden Rabenhaar, dem bräunlichen Inkarnat und den blitzenden Augen, die Rache und Liebe gleich heiß auszustrahlen schienen, im Einklange stand.

Die Gauklerin schien dabei ein Herz von Stein zu besitzen, kein Wort, keine Gabe, und wenn sie noch so reich war, kein feuriger Blick der girrenden Junker wollte Eindruck auf sie machen. Nur Einen liebte sie, mit der ersten Stunde, da sie ihn gesehen, nur unbemerkt von ihm selbst und den anderen. Das aber war der Meister Jörg.

Das Volk hat vom Dominus Hans Brombach die Erlaubniß erhalten, für einige Zeit in der Gegend zu verweilen, schnell hatte es sich vor dem Thor gegen den Rhein zu ein Zeltlager errichtet, in dessen Umkreis allabendlich die Feuer strahlten, während die schwarzen Gestalten zwischen ihnen hin und her huschten.

Das malerische Bild lockte den Maler. Sinnend stand er eines Nachts und betrachtete das gespenstische Leben, seiner Umgebung nicht achtend. Plötzlich schrak er zusammen; denn eine Hand hatte sich leise auf seinen Arm gelegt und da er sich umwendete, blickte er in das Auge der schönen Gauklerin. „Was willst Du von mir?“ fuhr er sie unwillig an, „ich brauche keine Wahrsagerin, es ist doch alles falsch und betrügerisch.“

Das Weib lächelte, erwiederte jedoch dem Meister kein Wort. Da schüttelte er die Hand ab und schickte sich an zu gehen, aber die Schwarze ließ ihn nicht fahren und während er fühlte, wie der glühende Athem seine Wange streifte, flüsterte sie ihm in gebrochenem Deutsch heiße Worte zu von ihrer verzehrenden Liebe zu ihm.

Erzürnt versetzte der Maler der Sinnlosen einen Stoß und unwillkürlich entquoll seinen Lippen ein hartes Schimpfwort, dann eilte er, die Stadt zu gewinnen; denn die Szene war ihm unheimlich geworden.

Wilden Auges starrte ihm die Fahrende nach, langsam hob sie die Faust und ein unverständlicher Fluch traf den sich rasch Entfernenden.

Das kurze Schauspiel war nicht ohne Zeugen gebieben. Der Sekretär des Dominus und seine schwarze Seele hatte nun das gefunden, was er

zum Verderben des Meisters brauchte, ein rachedurstiges, auf das tödtlichste beleidigtes Weib.

Unruhige Träume verfolgten Jörg im Schlafe dieser Nacht, bleich und unmuthig zur Arbeit erhob er sich am Morgen, voll von schweren Ahnungen.

So vergingen einige Tage, als eines schönen Morgens Meister Jörg wieder begonnen hatte, die Entwürfe auf seinem Karton zu vollenden, als ein Rathsbote des Dominus hereintrat und ihm bedeutete, sich ungesäumt zum Schultheißen auf das Rathhaus zu begeben. Klopfenden Herzens folgte er dem Gebot; denn obgleich er sich keiner Schuld bewußt war, hielt ihn dennoch eine unbestimmte Furcht gefangen.

Im großen Gerichtssaale fand er den Schultheißen und ihm zur Seite die Schöffen, wie auch Hilarius, welche Männer alle ihn mit ernsten Mienen betrachteten. „Meister Jörg," begann der Dominus mit drohender Stimme, „Ihr stehet hier unter einer schweren Anklage. Ein Weib behauptet, gestützt auf ein gültiges, priesterliches Zeugniß, daß es mit Euch zu rechtmäßige Ehe verbunden sei, während Ihr es verlassen und eine andere Jungfrau heimgeführt habt. Bekennt Ihr Euch dazu?"

Der Maler hatte unterdessen seine volle, innere Sicherheit wieder gewonnen; er wußte, es stand sein Leben jetzt auf dem Spiele und das wollte er als sein köstlichstes Gut bis auf das Aeußerste vertheidigen. So antwortete er zunächst mit einem stolzen, festen „Nein!" —

Der Schultheiß winkte und ein Knecht riß den Vorhang, der dem Angeklagten gegenüber zwei Säulen verband, auseinander; dahinter aber erschien, wunderbar in ihrem reichen Festgewande anzuschaueu, mit düsterem Angesicht, um das sich die Haarflechten gleich Schlangen wanden, die fremde Gauklerin.

„Kennt Ihr jenes Weib?" fragte der Dominus streng, da er Jörg erbleichen sah. Dieser schüttelte wie im Traume das Haupt und erzählte dann das Geschehniß der letzten Nacht. Aufmerksam hörte ihm der Richter zu, als er aber geendet, wies er auf ein vor ihm liegendes Pergament und sprach: „Meister, ich rathe Euch, gebt der Wahrheit die Ehre, ich müßte sonst zur scharfen Frage meine Zuflucht nehmen. Seht her, hier ist, wie der Schreiber Euch vollgütig beweisen kann und er ist in diesen Dingen wohlerfahren, ein rechtsgültiges Zeugniß, daß Ihr mit jener Fremden die Ehe, unter Beobachtung aller Formen und Gesetze, wie sie unsere heilige Kirche vorschreibt, eingegangen seid. Jetzt lasse ich Euch in

den Thurm führen, besinnt Euch in der Gefangenschaft und gestehet mir ruhig das Verbrechen."

So führte man den Unglücklichen in den festen Messerthurm am Rhein und während hier die dicken Mauern sein Leid und seine Verzweiflung sahen, beriethen zwei Frauen sich über sein künftiges Schicksal.

Das Fräulein Brigitte hatte natürlich schnell von der schweren Anklage vernommen, die auf dem Maler ruhte und ohne sich lange zu besinnen, war sie zu Frau Margarethe geeilt, ihr in dem tiefen Schmerze lindernden Trost zu spenden.

Mehrere Stunden dauerte die Berathung, nachdem der erste wilde Thränenstrom gewichen war, dann schied man mit freundlichem Händedrucke von einander, als habe Meister Jörg seine Freiheit schon wieder erlangt.

Der Schultheiß Hans Brombach, der darauf erpicht war, den hartnäckig Leugnenden zu überführen, stand nur auf die Bitten seiner zukünftigen Tochter davon ab, ihn auf die Folter spannen zu lassen; was Brigitte aber nicht verhindern konnte, war, daß über Jörg das verhängnißvolle Stäbchen gebrochen wurde; denn die Gauklerin hatte zum Ueberflusse noch einen schrecklichen Schwur auf die Wahrheit ihrer Aussage geleistet. Nichts schien den Meister davon zu retten, den schimpflichen Tod im Rheine erleiden zu müssen und dennoch erwartete er freudigen Auges sein Schicksal. War doch die blonde Margarethe zu wiederholten Malen zu ihm eingelassen worden und hatte Trost und Hoffnung in sein Herz zu gießen vermocht.

Der Tag der Urtheilsvollstreckung, Samstag nach Fronleichnam, brach an! Während die Armensünderglocke schrill durch Lüfte wimmerte, waren Gassen und Fenster mit Menschen gefüllt, die den Mann sehen wollten, der nun seinen freventlichen Bruch des Sakraments der Ehe mit dem Tode büßen mußte. Nur langsam wand sich der Zug von dem Rathhause her, dem der Dominus und die Richter voranschritten, gegen die Brücke hin, durch die dicht gedrängte Menge.

Endlich, endlich, war der grause Augenblick gekommen, in der der Henker dem Verurtheilten nun auch die Füße band, da entstand plötzlich eine Bewegung; denn des Ritters von Geroldsecks Töchterlein befand sich plötzlich neben dem armen Sünder. — Alles reckte die Hälse und spitzte die Ohren, um die Worte der Jungfrau zu vernehmen. Sie aber sprach:

„Kraft des Rechtes, das der Kaiser meinem Geschlechte, denen von Geroldseck verliehen, einmal in ihrem Leben einen Unglücklichen vom Henkerstode zu befreien, löse ich Dir, Meister Jörg, die Bande. Fahre in ein anderes Land, da kein falsches Zeugniß gegen Dich spricht!“ —

Dabei ließ sie die Scheere blitzen und während noch Alles stumm dem Unerwarteten zuschaute, zerschnitt sie die Fesseln des Malers.

Und ein erneutes Murren und Wogen entstand unter den Gaffenden; denn die Fremde, die gegen Jörg die furchtbare Anklage erhoben, drängte sich, gewaltig gegen die Masse kämpfend, zu der Gruppe der bestürzten Richter hindurch.

„Gnade für ihn,“ schrie sie, „er ist unschuldig! — Jener“ — und sie deutete auf den Schreiber „hat mich beredet ihn zu verderben, weil er meine Liebe verschmähte.“ Und damit fiel sie mit lautem Aufschrei dem Dominus zu Füßen.

Durch ihre Reue kam Alles an den Tag und mochte auch Hilarius noch leugnen, das Netz zog sich über ihm zusammen, er erlitt den Tod von Henkershand, während die Schwarze ein Gift, das sie versteckt bei sich getragen, am Tage ihres Urtels nahm. Auch der Schultheiß blieb nicht mehr lange im Amt, noch im gleichen Jahre dankte er ab von seiner Stelle und zog sich in's Privatleben zurück. Was aus seinem Sohne geworden, verschweigt die Chronik.*

Meister Jörg endlich, dem Rheinfelden trotz aller Angebote, die ihm gemacht wurden, um ihn zu entschädigen, verleidet war, zog nach Augsburg und ist dort der Stammvater einer stolzen Bürgerfamilie geworden, die heute noch Strick und Scheere im Wappen führt, zum Andenken an die schöne That der Jungfrau.

---

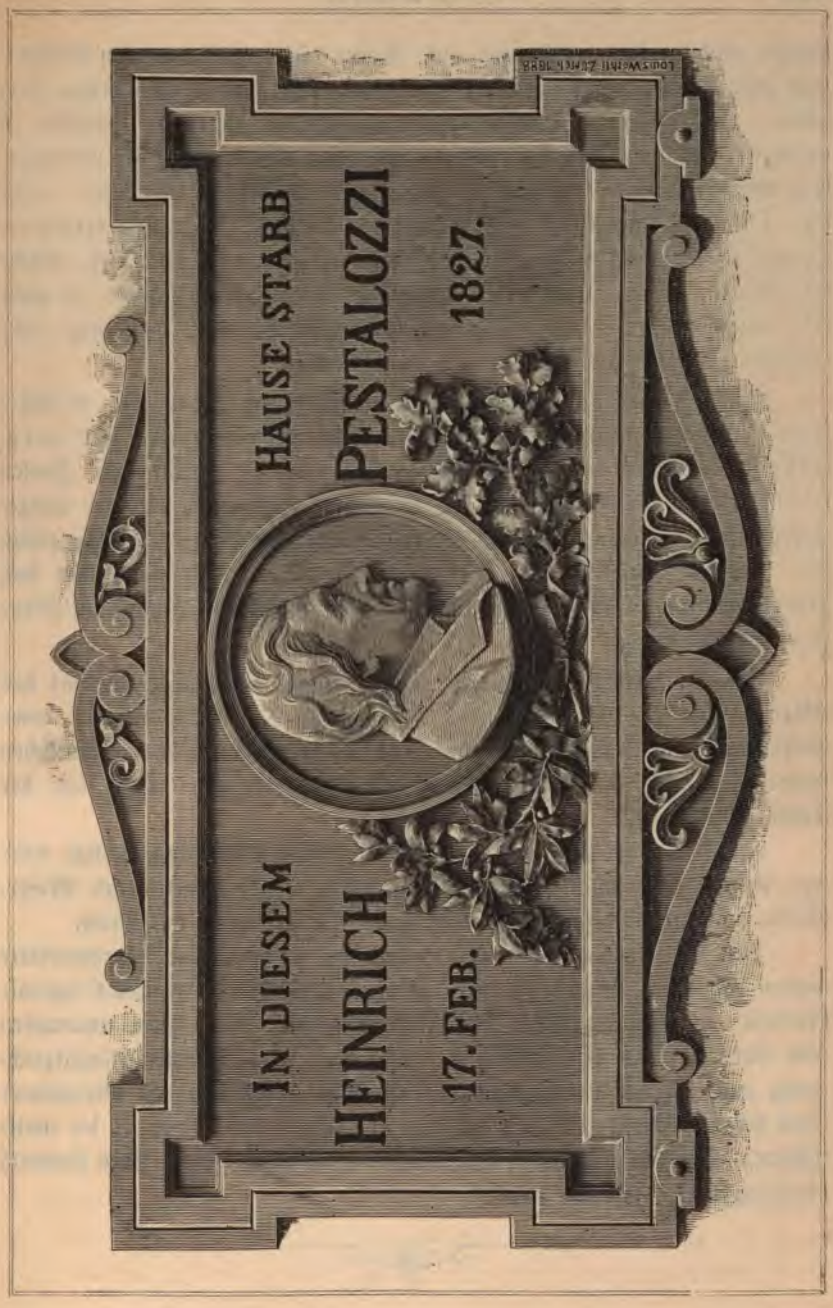
* Die Chronik erzählt: Die freiherrliche Familie von Geroldseck hatte das besondere Privilegium, daß ein Familienglied einem zum Tode Verurtheilten dadurch das Leben retten konnte, wenn er den Strick, womit der Henker den Verurtheilten hielt, entzwei schnitt. Auf diese Weise erlöste Brigitte Freiin von Geroldseck im Jahre 1536 den Jörg Keller von Benfelden vom Tode. Derselbe hätte wegen Bigamie in Rheinfelden ersäuft werden sollen.

# Dem Andenken Heinrich Pestalozzi's

ist Montag den 17. September 1888 anläßlich der kantonalen Lehrerkonferenz in Brugg ein bescheidenes Denkmal errichtet worden: Eine Porträttafel am Sterbehause des großen Lehrers und Menschenfreundes. Wir bringen eine wohlgelungene Abbildung derselben und entnehmen dem Kommissionalbericht (Verfasser Lehrer Müller in Altenburg) nachstehende Mittheilungen.

Zu Anfang des Jahres 1886 kam ein Unterstaatssekretär des französischen Unterrichtsministeriums auf einer Reise nach Brugg und erkundigte sich angelegentlich nach der Stätte, wo Pestalozzi gestorben. Aber wo er fragte, wurde ihm geantwortet: „Ich weiß es nicht!" und nur durch Vermittlung von Männern, die mit der Geschichte Pestalozzi's und den Oertlichkeiten vertraut waren, gelang es ihm, das Haus und das Sterbezimmer aufzufinden. Da tauchte zum ersten Mal der Gedanke auf, das Sterbehaus mit einer Inschrift den Pestalozzifreunden kenntlich zu machen und es stellte am 24. Februar 1886 Herr Pfarrer Belart in Brugg im dortigen Einwohnerverein, der schon manches gemeinnützige Werk geschaffen, den Antrag, es sei am Sterbehause Pestalozzi's eine bescheidene Denktafel anzubringen. Der Verein nahm sich der Sache an und beauftragte den Vorstand, die nöthigen Schritte zu thun und über die Art und Weise der Ausführung Bericht und Antrag zu bringen. Die nöthigen Geldmittel hoffte der Einwohnerverein durch Subskription in Brugg und eigene Zulage aufzubringen. Im Sterbezimmer lagen im Staub die Entwürfe und harrten der Ausführung.

Es war am 4. Oktober 1886, als ein begeisterter Anhänger Pestalozzi's, der badische Lehrer Fritz Gushurst in Binzgen, „eine Wallfahrt zu dem Grabe unseres pädagogischen Heiligen", wie er sich ausdrückt, machte in Begleitung des Hofphotographen Spreng in Säckingen, der auf seine Veranlassung Aufnahmen des Denkmals in Birr vornahm. Wie jeden Anderen, der von Fern und Nah hinpilgerte nach Birr, so zog es auch ihn zum Sterbehause nach Brugg. Und als er es gefunden, als er in dem traulichen Stübchen stand, in dem der Verehrte gestorben, da


In diesem
Hause starb
Heinrich
Pestalozzi
17. Feb.
1827.

stiegen auch in ihm die Fragen auf: Sollte dieses Zimmer nicht Gemeingut aller Jünger Pestalozzi's werden; ist es nicht Pflicht aller seiner Verehrer, das Haus wenigstens durch ein äußeres Merkmal kenntlich zu machen? Und als ihm der Besitzer Zahnarzt Rutishauser die vorliegenden Entwürfe zeigte, da war die Frage zum Entschluß geworden. — In der Oktoberversammlung des großherzogl. badischen Pestalozzivereins im Jahre 1886 eröffnete Hr. Gushurst eine 10-Pfennig-Sammlung, welche 20 Mark abwarf. Und diese Sammlung des wackern Lehrers ist nicht die einzige geblieben; es haben die badischen Lehrer in der Folge nicht weniger als 100 Fr. 30 Ct. zusammengesteuert.

Hiedurch war der zweite Grundstein zum Baue gelegt und es folgte bald der dritte. Unter der Aufschrift: „Eine Ehrenpflicht der aarg. Lehrer" erschien unterm 29. Sept. 1887 in der „Schweiger Freien Presse" in Baden eine Mittheilung über obige Sammlung mit der ausgesprochenen Erwartung, daß die Lehrerkonferenz des Bezirks Brugg gewiß die nöthigen Schritte zur Fortsetzung der Sammlung thun und daß jedes Vorgehen in dieser Sache von der aargauischen Lehrerschaft mit Freuden begrüßt werde.

Am 27. Oktober des Jahres 1887 beschloß die Lehrerkonferenz des Bezirks Brugg, auf Antrag des Vorstandes, es sei zu Gunsten einer Gedenktafel am Sterbehause Pestalozzi's in Brugg unter der aargauischen Lehrerschaft eine 50-Centimes-Subskription zu eröffnen. Das war der dritte Grundstein.

Nun folgte der Plan, nach welchem die Gedenktafel ausgefertigt werden sollte. Eine Ausführung in Naturgröße von Architekt Karl Moser, Sohn, in Baden, besorgte Hr. Bildhauer Louis Wethli in Zürich.

Den Mittelraum der 2 m. langen und 1 m. hohen Marmorplatte nimmt das Relief Pestalozzi's, nach einem im Jahr 1820 erstellten Original-Porträt (im Pestalozzistübli in Zürich befindlich) ein, unten umwunden von Lorbeer- und Eichenzweigen. Von dem in vergoldeter Mosaikzeichnung ausgeführten Hintergrund des die Büste umschließenden Medaillons hebt sich das Profil klar und plastisch ab. Links und rechts ist die mattschwarz ausgeführte Inschrift angebracht: „In diesem Hause starb Heinrich Pestalozzi 17. Februar 1827."

Stanford University Libraries
3 6105 014 722 487

Stanford University Lib
Stanford, California

Return this book on or before dat